868 - 28

Franz Ferdinands Lebensroman

Ein Dokument unserer Zeit

Mit Geleitwort von
Karl Hans Strobl

Verlag Robert Lutz Stuttgart

THE LIBRARY

Digitized by Google

868-28

Memoiren Bibliothek

V. Serie

Zehnter Band

Franz Ferdinands Lebensroman

Digitized by Google

23393

Digitized by Google

Digitized by Google

Erzherzog Franz Ferdinand in Marine-Uniform

Digitized by Google

A. Müller-Guttenbrunn

Franz Ferdinands Lebensroman

Ein Dokument unserer Zeit

Den Tagebüchern eines seiner Lehrer und vertrauten Berater nacherzählt

Mit Geleitwort von
Karl Hans Strobl

Vierte Auflage

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

Digitized by Google

23343

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht vorbehalten. Copyright 1919 by Robert Lutz, Stuttgart. Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

834 M887
OF

Inhaltsübersicht

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

Seite

1.

Ein neuer Thronfolger. — Berufung von Lehrern für denselben. — Propst Marschall, der geistliche Berater. — Vorstellung bei den Erzherzögen und ihrer Mutter. — Franz Ferdinand und Otto 1

2.

Beginn des Verkehrs mit den drei Prinzen des Hauses Karl Ludwig. — Der dritte Bruder. — Einladung nach Prag. — Sammlerleidenschaft des Erzherzogs Franz Ferdinand. — Soirée dansante beim Statthalter von Böhmen. — Die Komtesse Chotek. — Franz Ferdinands Versetzung nach Oedenburg. — Kleine Verstimmungen. — Erkenntnis der Verschiedenheit zwischen Oesterreich und Ungarn. — Politisches Gespräch. — Schwankende Gesundheit Franz Ferdinands. — Seine Weltreisepläne. — Des Erzherzogs Sparsamkeit auch in Herzenssachen . . . 13

3.

Das Elternhaus des Erzherzogs. — Widerstände gegen die Weltreise. — Schwester Margareta. — Kaiserin Elisabeth greift ein. — Reisevorbereitungen. — Wahl des Inkognitos. — Graf Taaffe beim Erzherzog. — Gespräch mit dem Ministerpräsidenten. — Eine Liebelei. — Elegische Abschiedsstimmung. — Abschied von der Kaiserin. — Vorbereitung auf ein Reisetagebuch 26

4.

Antritt der Weltreise mit dem Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth". — Großer Abschied in Triest. — Der Erzherzog reist als Graf von Hohenberg. — Eine pikante Entdeckung an Bord. — Ausschiffung des ungebetenen Gastes. — Literarischer Besuch bei Propst Marschall. — Briefe vom Erzherzog. — Ein Audienztag in der Wiener Hofburg. 46

Digitized by Google

5.

Seite

Neue Briefe des Erzherzogs. — Sein Inkognito ist nicht zu wahren. — Er findet überall eine kleine österreichische Insel. — Der Erzherzog verlangt Berichte über die Vorgänge in der Heimat. — Politische Grundlagen für solch einen Bericht. — Taaffe. — Rolle des deutschen Klerikalismus und der Tschechen. — Eine neue Losung: „Seien wir christlich und seien wir sozial." — Frühe Heimkehr des Erzherzogs über Amerika. — Dr. Lueger, ein Mann der Zukunft. — Der Verfasser des Berichtes in Ungnade. — Sturz des Grafen Taaffe. — Propst Marschall über den Hof. — Er will vermitteln. — Der Erzherzog begrüßt sein heimkehrendes Schiff in Pola 62

6.

Die ruhelose Kaiserin Elisabeth. — Der einsame Kaiser. — Propst Marschall teilt die Gründe der Ungnade des Erzherzogs mit. — „Es gibt wohl Fürsten, die nach Wahrheit dürsten . . . ." — Der Erzherzog arbeitet an seinem Reisewerk. — Er wird Brigadekommandant in Budweis. — Wieder in Gnade. — Der Erzherzog über seine Reise. — Vorliebe für die Marine. — Englisch-amerikanische Eindrücke. — Sein Reisewerk erscheint. — Ehescheu. — Der Erzherzog ist krank. — Aegypten! — Tod des Vaters. — Hofdame Sophie von Chotek 76

7.

Der Erzherzog nach Jahren schwankender Gesundheit. — Innerpolitische Wandlungen. — Des Erzherzogs Sehnsucht nach einem Heim. — Andeutungen über besondere Ehe-Absichten. — Gespräch über das Ministerium des Grafen Badeni. — Dr. Lueger. — Ein Zukunftsprogramm. — Der Erzherzog interessiert sich für Luegers Bürgermeisterschaft. — Gespräche im Wiener Rathaus. — Der Erzherzog fährt etwas oft nach Preßburg 93

8.

Vorbereitungen im Belvedere. — Dr. Lueger Bürgermeister von Wien. — Eine friedliche Revolution. — Badenis Sturz. — Der Hof auf dem Balle der Stadt Wien. — Auffälliges Gespräch des Thronfolgers mit einer unbekannten Hofdame. — Der Ball ein Triumph Luegers. — Auf wessen Wohl trank der Kaiser? 108

9.

Was geht vor bei Hofe? — Der Kaiser interessiert sich plötzlich für die Kinder Ottos. — Klitsch-Klatsch. — Der Thronfolger richtet

Digitized by Google

Seite

das Belvedere ein für sich und eine unbekannte Gemahlin. — Geständnisse. — Ein Jahr Bedenkzeit. — Verzicht auf die Thronfolge? — Jubeljahr des Kaisers. — Kinderfestzug. — Die Kaiserin fehlt. — Der Mord in Genf. — „Bleibt mir denn nichts auf dieser Welt erspart?" — Das Jubeljahr ein Trauerjahr. — Das einigende Band der Monarchie 118

10.

Der Propst wird Bischof. — Es wird ihm die Aufgabe übertragen, eine Mesalliance des Thronfolgers zu verhüten. — Die heimlichen Beziehungen. — Franz Ferdinand muß dem Thron erhalten werden. — Dr. Luegers christlich-soziale Organisationsarbeit. — Er nähert sich den Deutschnationalen. — Starke geistliche Einwirkung auf das Liebespaar. — Sie schwankt, erbittet Bedenkzeit. — Wie, wenn es nicht gelingt? 130

11.

Ein bewegter Winter. — Wirrungen in Cis- und Transleithanien. — Franz Ferdinand und Dr. Lueger, die Zukunftshoffnungen. — Der Bischof gibt seine Mission als gescheitert auf. — Standhaftigkeit des Erzherzogs. — Ablauf der einjährigen Bedenkzeit. Entscheidungen und Opfer. Ministerverbrauch 146

12.

Entscheidende Audienz. — Die Ehe wird eine morganatische sein. — Andere Auffassung der Ehe in Ungarn. — Giltigkeit? — Entspannung. — Familienrat der männlichen Mitglieder des Kaiserhauses. — Kundmachung der feierlichen Eidesablegung des Thronfolgers. — Sensation. — Eine Enttäuschung der Wienerinnen. — Der große Staatsakt der Verzichtleistung. — Eid des Erzherzogs für sich und seine etwaigen Kinder. — Echo aus Ungarn: Diese Ehe ist für uns eine giltige. — Stille Hochzeit in Böhmen. — Erhebung der Gräfin in den Fürstenstand . . 154

13.

Jahre gesammelter Kraft. — Die Hüter der spanischen Hofetikette. — Wunschloses, bescheidenes Leben im Belvedere. — Durchlaucht Fürstin Hohenberg. — Die neue Erscheinung bei den Hofbällen. — Die sichtbare Kluft zwischen ihr und dem Kaiserhause. — Alljährliche Flucht vor dem Wiener Karneval. — Der Amtskalender schweigt die Kinder des Thronfolgers tot. — Wirtschaftlicher Sinn der Fürstin 169

Digitized by Google

14.

Seite

Innerpolitische Wirren. — Armee-Konflikte mit Ungarn. — Der Stern Lueger's steigt. — Schwierige Stellung des Thronfolgers. — Seine Kinder kommen in den Kalender. — Ein Zwischenfall auf dem Hofball. — Genugtuung für die Fürstin? — Der Oberhofmeister verlangt seine Entlassung. — Schwere politische Entschlüsse. — Ungarn gegen die Armeeforderungen. — Der Thronfolger und die Nationalitäten in Ungarn. — Ein madjarischer Sprachlehrer im Belvedere. — Besuche fremder Fürsten und deren Erwiderung. — Die Fürstin von Hohenberg am rumänischen Hofe ebenbürtig. — Demonstratives Fernbleiben von allen Wiener Festen. — Schiefe Stellung 181

15.

Starkes Interesse des Erzherzogs für die Marine. — Kolonialpläne? — Das Leben in Konopischt. — Frömmigkeit der Fürstin. — Verfallserscheinungen im Hause Habsburg. — Otto's Tod. — Des Bischofs Erziehungsergebnisse. — Dr. Lueger auf dem Gipfel. — Der kranke Volkstribun. — Ueberraschende Wendung in Ungarn 194

16.

Ausflug nach Korfu. — Was soll mit dem Achilleion geschehen? — Inkognito-Besichtigung. — Ein Tag auf Korfu. — Der Traum einer Kaiserin. — Auf der Insel Pontikonisi. — Gespräche über Balkanpolitik. — Besitzergreifung von Bosnien. — Sturm gegen Oesterreich. — Krieg? — Fürst Bülows Wort von der Nibelungentreue rettet die Lage. — Der Thronfolger überbringt den Dank des Kaisers nach Berlin. — Die Fürstin auch am deutschen Kaiserhofe als ebenbürtig empfangen. — Eindruck in Wien. — Herzogin von Hohenberg! — Wer ist Franz Ferdinand? — Seine Ahnentafel. — Mehr evangelische als katholische Ahnen! — Das Achilleion Eigentum des Kaisers Wilhelm . . 206

17.

Konopischt. — Freundschaft mit dem deutschen Kaiser. — Mitarbeit am Staate. — Des Kaisers ungarische Schachpartie gewonnen. — Die Forderungen der Armee voran! — „Wien" zahlt den Preis, den Graf Tisza fordert. — Die Enttäuschten im Belvedere. — Genesung des erkrankten Kaisers. — Wer wird Fürsterzbischof von Wien? — Dank vom Hause Oesterreich. — Bischof Marschall pilgert nach dem Heiligen Lande. — Sein Grab in der Votivkirche. — Die Herzogin macht sich geltend. — Ein Wink an die Deutschen. — Abwehr gegen den Klatsch. — Franz Ferdinands Familiengruft 226

Digitized by Google

18.

Seite

Das bosnische Problem. — Ein merkwürdiger Bauer aus Oberösterreich im Belvedere. — Dr. Lueger gestorben. — Seine Bedeutung. — Begrüßung des deutschen Kaisers in der Adria durch den Erzherzog. — Der Eucharistische Weltkongreß in Wien. — Gegenteilige Wirkung desselben. — Balkankrieg. — Gespräch mit dem Erzherzog über die Kriegsgefahren. — „Niemals werden wir einen Angriffskrieg führen". — Annäherung zwischen England und Deutschland? — Franz Ferdinand 50 Jahre alt. — Taktlose Propaganda für die Herzogin 238

19.

Der Kaiser wird krank. — Lage der Monarchie. — Weiß denn der Kaiser nicht, wie stark er ist? — Ein stilles Gelöbnis. — Eine dreiste Einmischung. — Der Thronfolger läßt sich nicht die Hände binden. — Der Kaiser abermals genesen. — Man kündigt große Manöver in Bosnien an. — Ueble Stimmung. — Der Thronfolger eröffnet die Delegationen in Ofen-Pest. — Kaiser Wilhelm, der Reichskanzler und Tirpitz in Konopischt. — Naht die Schicksalsstunde? 253

20.

Der Thronfolger geht zu den Manövern nach Bosnien. — Drohbriefe? — Die Herzogin eilt ebenfalls nach Bosnien. — Triumphe! Der Kaiser wieder in Ischl. — Ein Hüter der spanischen Hofetikette. — Ein Furchtbares scheint geschehen zu sein. — Zukunftsfrohe Stimmung in Wien. — Der wohlunterrichtete Kutscher. — Die betäubende Nachricht aus Sarajewo. — Wirkung in Wien. — Wie konnte das geschehen? — Schilderung des Ereignisses. — Huldigung im Rathaus zu Sarajewo. — Letzte Warnung der Herzogin. — „Nein, das Programm wird durchgeführt!" — Die Katastrophe. — Die spanische Hofetikette fordert eine getrennte Aufbahrung der beiden Toten. — Ein Hofbegräbnis dritter Klasse. — Was nun? — Ultimatum an Serbien. — Das Wunder der Einigung Oesterreich-Ungarns . . . 265

Digitized by Google

Digitized by Google

Geleitwort

Von Karl Hans Strobl

Digitized by Google

Geleitwort

Von Karl Hans Strobl

Als der serbische Gymnasiast Princip den Erzherzog Franz Ferdinand in der Landeshauptstadt Bosniens niedergeschossen hatte, da ging der erste Stoß jener schrecklichen Erschütterung durch die Welt, der schrecklichsten, die seit der Zertrümmerung des Römischen Reiches das Kulturgebäude der Menschheit bedroht. Die politischen Seismographen der entferntesten Länder begannen zu beben, und man brauchte kein besonders Scharfsichtiger und Hellhöriger zu sein, um durch diese Kunde um den friedlichen Schlaf zu kommen und zu wissen, daß das Gleichgewicht dieser Erde auf lange Zeit hinaus gestört sei.

Ich erinnere mich noch jenes sonnigen Morgens, des 29. Juni 1914, als ich auf meinem Frühstückstisch, zwischen Kaffee und Semmelkörbchen, das unheilvolle Zeitungsblatt liegen sah. In übergroßen Lettern schrie es mir entgegen, daß der österreichische Thronfolger ermordet worden sei. Und ich, der Österreicher, empfand wie einen Stoß in mein eigenes Herz den Stoß, der mein altes Österreich getroffen hatte. Fern von der Heimat, empfand ich die entsetzliche Überraschung, die Wucht des Schlages, die Verzweiflung

Digitized by Google

der Völker und ihre Wut über die Schandtat. Mit einem rasenden Ablauf stellten sich mir sogleich die Folgen dieses Geschehens dar. Ich wußte sogleich, daß es nun um Sein oder Nichtsein meines alten Österreich ging. Mit einer leichten Melodie auf den Lippen war ich aus dem Schlafzimmer gekommen, mit einem arbeitsfrohen Herzen dem sonnigen Tag entgegen, und nun wußte ich: „Das ist der Krieg!"

Das Österreich, das schon 1908 und dann wieder 1912 gegen den unruhigen, zum Größenwahn aufgestachelten Nachbar hatte rüsten müssen, würde nun das Schwert nicht mehr in der Scheide lassen können. Und es war klar, daß es beim Waffengang zwischen meiner Heimat und diesem Nachbarn nicht bleiben würde, sondern daß aus der Katastrophe von Sarajewo der Weltbrand wachsen müsse. Nur zwei Sekunden lagen für mich zwischen der alten Zeit des mühsamen Verständigens der Staaten, der Zeit vor dem Kriege und dieser neuen Ära einer blutigen Abrechnung, die zwei Sekunden des Weges aus meinem Schlafzimmer zum Frühstückstisch. Und die Plötzlichkeit dieser Erkenntnis verdarb mir Lachen und Melodie, Arbeitsfreude und Sommermorgenherrlichkeit. Diese Plötzlichkeit war es auch, die diese neueste Erschütterung von jener großen Kulturkrise der Völkerwanderungszeit unterscheidet. Die Zertrümmerung des Römischen Reiches erstreckte sich über Jahrhunderte hin, vollzog sich als Entwicklung. Aber noch nie war die Menschheit seit Anbeginn ihrer Geschichte so plötzlich aus einer Epoche in die andere geschleudert worden, mit so vollem Bewußtsein der Bedeutung dieses katastrophalen Sturzes.

Digitized by Google

Über alledem aber, diesem Ahnen des Kommenden, diesem Bangen für die Zukunft, hatte man fast vergessen, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was der Mann selbst zu bedeuten hatte, der als Opfer des serbischen Dünkels gefallen war. Man wußte: der österreichische Thronfolger war ermordet worden. Der ersten rein menschlichen Anteilnahme an dem Geschick des greisen Monarchen und dem der Opfer selbst war gleich jenes Erbeben gefolgt, das Vorgefühl großer politischer Zusammenstürze und Brände. Nun erst, nachdem man durch Mitleid und Bestürzung gegangen war, kam man zu der Frage: was ist dieser arme Ermordete eigentlich gewesen? Welcher Art war sein Menschentum? Welches sein politisches Bekenntnis? Was wäre dieser Thronfolger für das schwer leidende Österreich geworden, wenn er den Thron bestiegen hätte? Hätte er alle Kurpfuscher und Gesundbeter zum Teufel gejagt und eine vernunftgemäße Heilmethode angewendet?

Als man einmal so ins Fragen geraten war, da sah man, daß man auf all das eigentlich kaum eine Antwort wußte. Es gab kaum eine Partei in Österreich, die ihn im Laufe seiner Thronfolgerjahre nicht wenigstens mit einem kleinen Anschein von Berechtigung für sich hatte in Anspruch nehmen wollen. Den Tschechen schien er durch seine Gemahlin anzugehören. Den Klerikalen durch eigene Neigung, und den Christlichsozialen durch seine Beziehungen zu Lueger günstig. Aber es gab auch streng deutsche Kreise, die davon munkelten, daß wir Deutsche unter seiner Regierung nichts zu fürchten und mehr zu hoffen hätten.

Digitized by Google

Im Grunde wußte niemand etwas. Franz Ferdinand war kein durchsichtiger Mensch, er ging nicht auf den Markt, trug seine Meinungen nicht unter die Leute und hatte vielleicht keine allzu hohe Schätzung für Popularität. Repräsentationen nahm er in bewußter Unnahbarkeit als Förmlichkeiten auf sich, sie gaben ihm keinen Anlaß, aus sich herauszugehen. Sein Privatleben blieb verschlossen, dem hohen und niederen Klatsch unantastbar. Nirgends klaffte in der chinesischen Mauer, mit der er seine Existenz umgab, für unberufene Späher eine Fuge.

Nur dies eine war gewiß: daß dieser Thronfolger ein ganzer Mann war. Kein Schwächling und bildsamer Lehm in der Hand irgend eines unverantwortlichen Bildners. Der Instinkt der Völker verspürte in ihm einen hohen Grad von geistiger Bedeutung, eine ungewöhnliche Summe moralischer und politischer Kräfte. Man ahnte in ihm eine Persönlichkeit von Rang, man erwartete von ihm den mächtigen Willen und die starke Hand, deren Österreich-Ungarn bedurfte.

Es sei mir vergönnt, hier ein Gedicht einzufügen, das mir unmittelbar nach der Ermordung des Erzherzogs entstand und gleich in den ersten Julitagen veröffentlicht wurde. Nicht, weil ich es für eine besondere poetische Leistung hielte, sondern weil es ganz genau das wiedergibt, was damals von Hunderttausenden gedacht und gefühlt wurde und weil es zeigt, wie dunkel uns die Persönlichkeit des Thronfolgers war.

Digitized by Google

Sarajewo.

Noch konnte keine Tat des Weſens Sinn entſiegeln,
Nur daß ein großer Wille da war und beſtand.
Schon dies allein, und eine feſte Hand,
Die unverzagt ſich ſtreckte nach der Zukunft Riegeln,
Dies ließ uns hoffen. Was im alten Land
In Saft und Jugend ſtand, ſchienſt du in dir zu ſpiegeln.

Es kamen Tage für das Reich, ſo ſchwer und bitter,
In denen, was der Völker Blut und Schweiß gewann,
Den Leuten an dem grünen Tiſch zerrann
Vor lauter Rückſicht, Vorſicht, Klugheit, Angſtgezitter.
Da blickte man auf dich: du warſt ein Mann,
Und leiſe klang es: „Prinz Eugen, der edle Ritter . . .“

Nun gellt der Mordſchrei durch die Welt, und das Entſetzen
Erſtarrt uns; furchtbar zielbewußt geſchah die Tat!
Wie prächtig aufgegangen iſt die Saat,
Ihr dunkeln Hintermänner, eurem wüſten Hetzen.
Es war ein Herzſtoß! Was da durch Verrat
Und Mord verloren ging, wer ſoll uns das erſetzen?

Vielleicht wird aber nun ein alter Star geſtochen,
Und klar erblickt man endlich ſeinen ſchlimmſten Feind! —
Die Hand, ihr Brüder, die der Zorn uns eint!
Noch iſt ja unſer großer Tag kaum angebrochen,
Und eh' nicht ſeine Abendſtunde ſcheint,
Hat die Geſchichte nicht das letzte Wort geſprochen.

* * *

„Noch konnte keine Tat des Weſens Sinn entſiegeln!“ Aber da erſcheint nun dieſes Buch, das uns das Geheimnis ſeiner Perſönlichkeit enthüllt. Oder vielmehr: nicht

Digitized by Google

„enthüllt", denn es bleibt auch dem, der dieses Buch gelesen hat, noch immer dies und das zu raten übrig, aber das uns seines Wesens Sinn näher bringt und durch viele, viele Züge der Forschung neue Anregung gibt, sich psychologisch mit diesem Unbekannten zu beschäftigen.

Das Buch des namenlosen Verfassers nennt sich einen „Lebensroman" und will damit wohl andeuten, daß die Form der tagebuchartigen Aufzeichnungen, deren es sich bedient, nicht ursprünglich ist, sondern die Zusammenfassung und Verarbeitung eines aus mancherlei Quellen geschöpften Materials. Haften wir an dieser Bezeichnung „Lebensroman", so soll damit also wohl zweierlei gesagt sein; zunächst dies: daß wir keine eigentlichen „Memoiren" vor uns haben, nicht die unmittelbare Niederschrift unter dem Eindruck des Erlebten, sondern seine Sichtung und Ordnung durch Kopf und Hand eines Bearbeiters. Dann aber auch dies: daß in diesem Leben trotz aller verstandesmäßigen Klarheit und Klugheit des Helden ein romantischer Zug und Schimmer vorhanden war, der Kampf des Individuums um seine Stellung in der Welt, das Grundmotiv aller Romantik: Widerstreit der Freiheit des Ich gegen den Zwang alter Formen, aber auch das Überraschende, das Unvorhergesehene, das Schicksalsmäßige eines Lebens, das hoch über dem von Millionen dahinging und doch den gemeinsamen Bedingungen aller Herzen unterworfen ist.

Als Verfasser der Aufzeichnungen über den Lebensroman Franz Ferdinands tritt im Buch ein Professor vor uns, der dazu berufen wurde, den Unterricht des nach dem

Digitized by Google

Tode des Kronprinzen Rudolf zum Thronfolger vorgerückten Erzherzogs zu leiten.

Es wäre müßig und ist nicht meine Aufgabe, Untersuchungen darüber anzustellen, welche Gründe den Verfasser bewogen haben, seinen Namen zu verschweigen und wer etwa mit diesem „Professor" gemeint sein könnte.

Dies ist jedenfalls unzweifelhaft gewiß, daß der Verfasser ein Wissender ist, ein genauer Kenner der Verhältnisse, ein ehrlicher und zuverlässiger Mensch, der, wenn er auch nicht mit jenem Professor eine Person sein sollte, in sein Buch nichts hineingetragen hat, was nicht verbürgt und wohl begründet wäre. Der Professor, wie er uns aus dem Buch entgegentritt, genießt das besondere Vertrauen des Erzherzogs, er wird, auch nachdem die eigentliche Unterrichtszeit vorüber ist, von seinem hohen Schüler weiter aufrichtig geschätzt und manchmal zu Rate gezogen. Eine vorübergehende Entfremdung tritt zwischen ihnen ein, da der Professor dem Erzherzog auf seiner Weltreise einen allzu aufrichtigen Bericht über die politische Lage Österreich-Ungarns und über die Ungeschicklichkeiten des Ministeriums Taaffe nachsendet. Aber die Kluft der Ungnade wird durch die guten Dienste eines Freundes, des Propstes Marschall (der allgemein als der nächste Anwärter auf den Stuhl des Fürsterzbischofs von Wien angesehen wurde) wieder überbrückt. Und der Erzherzog hat so viel weltmännischen Takt und eine solche Sicherheit, daß er dem Verstoßenen die Wiederaufnahme zu Gnaden ohne jede Beschämung zu gewähren weiß. Das gute Verhältnis zwischen dem Thron-

Digitized by Google

folger und seinem alten Lehrer wird späterhin nicht mehr, auch durch kein aufrichtiges Wort, getrübt und dauert bis zum Tode. Der Professor ist einer der wenigen, die von den Heiratsplänen des Erzherzogs wissen, und er zeigt sich dieses Vertrauens dadurch würdig, daß er zu schweigen versteht. Er weiß aber auch sonst vieles von dem, was in den Gemächern der Burg vorgeht und in den Zimmern des Schönbrunner Schlosses, im erzherzoglichen Belvedere-Palast, auf dem Landsitz zu Konopischt, im Wiener Rathaus ebenso wie in den Wandelgängen des Parlaments. Alles das wird aber in seinen Aufzeichnungen nicht zu Klatsch, sondern zu Zeitgeschichte. Je weiter man liest, desto mehr Vertrauen gewinnt man zu dem offenen, männlichen Charakter dieses Gewährsmannes, dem nichts ferner liegt, als Sensationen zu liefern und etwa eine Skandalchronik zu geben. Man gewinnt die Überzeugung, daß er ebenso, wie er das Heiratsgeheimnis des Erzherzogs zu wahren wußte, so auch uns, seinen Lesern gegenüber, alles verschweigt was nicht unmittelbar zu seinem Ziele gehört.

Sein Ziel aber ist, ein Lebensbild des Erzherzogs zu geben und, als unerläßlich notwendigen Hintergrund dazu, jenes Stück österreichischer Geschichte, in deren Verlauf sich dieses Leben abspielt. So meisterlich nun auch die Charakterzeichnung des Thronfolgers entworfen ist, dieser zeitgeschichtliche Hintergrund steht ihr in nichts nach, und ich wüßte wirklich nicht zu sagen, in welchem anderen Buch auf gleich engem Raum ein so vortrefflicher Abriß dieses Themas gegeben wäre. Ungewöhnliche politische Einsicht und eine

Digitized by Google

außerordentliche Beherrschung des Stoffes lassen alle wichtigen Ereignisse der Jahre vom Höhepunkt der Taaffeschen Wurstelei bis zu den Konflikten in Serbien in bedeutsam klarer Darstellung vorüberziehen. Keine wichtige Wendung der inneren oder äußeren Geschicke der Monarchie ist unbeachtet geblieben, und wenn der Verfasser natürlich auch keine breit angelegten Gemälde ausführen kann, so entwirft er doch jedesmal in knappen Zügen Skizzen von ungemeiner Anschaulichkeit und Leuchtkraft. Er sieht diese Vorgänge als guter Österreicher und als guter Deutscher, ein Standpunkt, der es ihm nicht verwehrt, auch dem Gegner gerecht zu werden. Aus diesem Hintergrunde wachsen die Nebenfiguren der großen Haupthandlung hervor, eine Reihe von Charakterköpfen, die alle den unschätzbaren Wert haben höchst persönlich gesehen zu sein. Wie lebendig steht in ein paar Zeilen z. B. der Mann vor uns, der Österreich-Ungarns innerpolitischen Wegen eine so wenig glückliche Richtung gegeben hat:

„Die Exzellenz aber, ein gebräunter, wie ein Mulatte aussehender Herr von mittlerer Größe, war der Ministerpräsident Graf Taaffe. Er richtete seine stechenden, schwarzen Augen auf mich und grinste mich an. Das sollte wohl ein Lächeln sein."

Den Grafen Taaffe hat der Verfasser nicht gemocht. Um so mehr Anerkennung aber zollt er dem Wollen und Wirken des Bürgermeisters von Wien, Dr. Karl Lueger. Der ist ihm, und dies wohl mit Recht, wie man jetzt nach dem Hingang des Mannes und unbeschadet aller Einwände gegen

Digitized by Google

manche Auswüchse seines politischen Programms sagen kann, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Österreichs. Sein frühes Sterben hat eine ungewöhnliche Laufbahn allzu jäh abgebrochen. Zu einer Zeit der „Reichsverdrossenheit" und allgemeinen „Raunzerei" hat er das Österreichertum wieder auf etwas festere Beine gestellt. Mit den Mitteln des Demagogen freilich, aber mit so viel Temperament und Kraft und Zuversicht, daß jenes Besinnen auf die eigene Art beinahe so aussah, als stehe Österreich eine Wiedergeburt bevor. Lueger scheint dem Verfasser der erste zu sein, der wieder dem altösterreichischen Patriotismus zu Ehren verholfen hat, und er läßt verstehen, daß es eben das war, was den Thronfolger an diesem Mann als so wichtig und wertvoll ansprach.

Wundervoll ist das zartgetönte Pastellbildnis der Kaiserin Elisabeth. In nur angedeuteten, kaum hingewischten Farben. Wie ein Hauch schwebt sie durch das Buch, noch alternd voll Anmut, eine unglückliche Frau, ein wehmütiges Rätsel. Man fühlt sie mehr, als man sie sieht, nur eine Melodie in Moll, ein ferner Klang, ein gedämpfter Schimmer. Aber, wenn man erfährt, wie der Held des Buches zu ihr gestanden, wie er sie verehrt hat und wie sie so manches durchgesetzt hat, was dem Thronfolger sonst verwehrt geblieben wäre — jene Weltreise etwa, die man ihm sonst zu unternehmen verweigert hätte — endlich, daß von ihr der Rat stammt, Franz Ferdinand möge sich mit fremdem Blute verbinden (wobei sie freilich nicht an eine Ehe mit einer Gräfin, sondern an eine solche mit einem möglichst entlegenen fremden vielleicht protestantischen deutschen Fürstenhaus gedacht

Digitized by Google

hat), so wird man erkennen, welchen Geistes und Herzens diese Frau war und welch weiten und freien Blick sie besaß.

Eine der verehrungswürdigsten Gestalten dieses Lebensromanes ist die des Propstes Marschall, späteren Weihbischofes zu Sankt Stephan, der nicht Fürsterzbischof von Wien werden sollte, obzwar er nach seinen Gaben und seiner Beliebtheit bei der Bevölkerung als nächster dazu berufen war. Aber er hatte die Rache einer Frau auf sich geladen, als er in kaiserlichem Auftrag versucht hatte, die Gräfin Chotek zur Aufgabe ihres Verlöbnisses mit dem Erzherzog zu bewegen. Ein Priester, der keiner von den Engen und Finsteren war, ein Weltmann voll Menschenkenntnis und höchster Geistesbildung, wurde verhindert, einen Posten einzunehmen, den er wie kein anderer hätte versehen können. Ein treuer Diener seines Herrn hatte er die heikelste aller Aufgaben gewagt, obzwar er wußte, was ihm daraus erblühen werde. Sein Briefchen an den Professor sagt es kurz und bündig: „Lieber und Verehrter, ich bin am Werke . . . Bei welchem K. werde ich in Ungnade fallen, wenn es nicht gelingt? Beim jetzigen oder beim künftigen? Oder bei beiden? Helfen Sie mir . . .!" Es kam so, wie er es vorausgesehen hatte. Ein anderer wurde Fürsterzbischof von Wien, ihn aber traf der Schlag so schwer, daß er ihn nicht verwinden konnte und nicht lange nach dieser Enttäuschung starb.

Die Art, wie diese Nebenpersonen kommen und gehen, wie sie aus dem zeitgeschichtlichen Hintergrunde auftauchen und wieder in ihn zurücktreten, wie sie alle mit einander und mit den Hauptpersonen und diese wieder mit den historischen

Digitized by Google

Begebnissen verbunden sind, die Licht- und Luftperspektiven dieses „Romans" sozusagen, seine Komposition, alles Technische des Ganzen und der Einzelheiten weisen auf einen geübten Kopf und eine kunstgerechte Hand. Das Buch ist als eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges zu werten. Es verbindet die Vorzüge des Romanes mit denen einer Biographie. Straffe Führung der Handlung, Hervorhebung des Notwendigen, Ausschaltung des Unwesentlichen, geschickte Ausmalung des Hintergrundes mit der unmittelbaren Veranschaulichung einer zeitgenössischen Existenz von außerordentlicher Bedeutung auf quellenmäßiger Grundlage.

Ich habe im Laufe dieser Erörterungen so geschrieben, als sei der Verfasser und jener Professor, der Erzähler des Lebensromanes, eine Person. Aber der Schluß des Buches läßt erraten, daß sich das Leben des Professors nach dem Hingang des Thronfolgers, mit dem sein eigenes Dasein so eng verknüpft war, dem Erlöschen nähert. Und so ist wohl noch der Verfasser übrig, um eines Tages, wenn sich der Abstand von dem grausigen Ereignis von Sarajewo noch mehr vergrößert hat, hervorzutreten, sich zu diesem Buch zu bekennen und das Verdienst, es geschrieben zu haben, für sich in Anspruch zu nehmen.

* * *

Der Verfasser vermeidet es, seinen Leser nach Art der grüblerischen Seelenromane durch eingehende psychologische Analysen seines Helden zu ermüden. Seine Technik ist die

Digitized by Google

des Dramatikers. Aus vielen kleinen, aus der Handlung hervorgehenden Zügen wird der Charakter nach und nach lebendig, und es bleibt dem Publikum überlassen, das Mosaik selbst zum Bilde zusammenzusetzen. Darum diese schöne Wechselwirkung zwischen dem Buch und seinem Leser, weil es seiner eigenen Mitarbeit nicht entraten kann und will, und darum auch diese anhaltende Nachwirkung, weil es seinen Helden nicht bis in die letzten Falten entblößt, sondern noch jene letzten Reste des Unergründlichen und Geheimnisvollen übrig läßt, die in Leben und Kunstwerk den eigentlichen Reiz starker Persönlichkeiten ausmachen. So paradox es klingt: wer allzu gründlich den Helden erschöpfen will, erschöpft den Leser; in der Unvollkommenheit liegt die Vollkommenheit der schriftstellerischen Leistung.

Leonardos Mona Lisa wäre nicht, was sie ist, ohne ihr rätselvolles, undeutbares Lächeln. So möchte ich auch in den folgenden Zeilen nicht erschöpfen, sondern nur einiges von dem aufzeichnen, was mir als wesentlich in der Persönlichkeit des Mannes erscheint, der Österreichs Thronfolger war.

Überraschend trat die neue Aufgabe, sich auf seinen Beruf als Thronfolger zu bereiten, an den erstgeborenen Sohn des ältesten Bruders des Kaisers Franz Joseph heran. Das ist die Zeit, in der der Professor zur Ergänzung der Erziehung des Prinzen herangezogen wird und ihn kennen lernt. Er findet einen fertigen Menschen vor, einen Sechsundzwanzigjährigen, dem militärischen Range nach Major, dem er nichts mehr vorzutragen hat, als ein wenig Staatswissenschaften. Der Professor ist nur zehn Jahre älter als sein Schüler, das

Digitized by Google

freut den Prinzen ... „es ist schwierig für selbstdenkende Schüler, sich mit alten Lehrern zu verständigen," meint der Erzherzog, und den Lehrer hinwiederum freut das Selbständige dieser Ansicht. Das ist der März des Jahres 1889, in dessen Januar Kronprinz Rudolf dahingegangen war.

Unterricht kann man nun nicht gut nennen, was da beginnt. Der Major Franz Ferdinand steht beim Infanterieregiment Nr. 102 in Prag und kommt selten nach Wien. Kommt er aber, dann hat sein Bruder Otto, der auch an den Stunden teilnehmen soll, wenig Zeit. Er muß immer in irgend ein Theater. Für die Operettenschwärmerei des Bruders hat aber Franz Ferdinand wenig übrig, er zieht das Burgtheater vor. Er ist überhaupt ernster und strenger als dieser glänzendere und liebenswürdigere Prinz, er hat von großen Reisen starke Eindrücke und große Sammlungen mitgebracht, er teilt die Neigungen jener Habsburger, die in Ambras und Wien den Grundstock der herrlichen Museen des Kaiserhauses zusammengetragen haben. Naturfreude, Heimatliebe, Achtung vor der Geschichte stellt der Lehrer mit Stolz an seinem Zögling fest.

Es folgen zwei Jahre Ödenburger Garnison, der Erzherzog kann die Verhältnisse in Ungarn studieren, lernt die madjarische Sprache genauer kennen. Der Unterricht wird teils in Wien, teils in Ödenburg fortgesetzt, der Professor ist oft Jagdgast seines Prinzen, reitet mit ihm aus und bringt immer tiefer in sein Wesen ein, dessen Grundzug ein ernstes Pflichtbewußtsein ist, das ihn aber für Humor und heitere Anteilnahme am Leben des Volkes keineswegs unzugänglich

Digitized by Google

macht. Der Prinz liebt es, sich unter das Volk zu mischen, „wie sein großer Ahnherr Joseph II." Dieser ernsten Anlage und einem ausgeprägten Hang zu bürgerlicher Solidität entspricht auch ein stark entwickelter wirschaftlicher Sinn, der ihn mit seinem großen Hausvermögen (dem Vermögen der erloschenen italienischen Tertiogenitur des Hauses Habsburg) vortrefflich schalten läßt und davor behütet, jemals nach Art adeliger Nichtstuer über die Stränge zu schlagen. Ein Zug, in dem er sich mit seiner späteren Gattin vortrefflich versteht, die gleichfalls höchst bürgerlich ihrem Hauswesen vorsteht und bis zur Verwertung abgelegter Kleider herab um alles und jedes Bescheid weiß.

Zwei Umstände sind es nun, die diese Grundanlagen des Prinzen aufs nachdrücklichste beeinflußt und vertieft haben. Der erste ist die Erkenntnis seiner schwankenden Gesundheit. Kranke Menschen trachten die Welt ernster und inniger zu erfassen, als es gesunde im Vollgefühl reichlicher Lebenskräfte zu tun pflegen. Von seiner allzu zarten Mutter hatte der Prinz die Schwäche seiner Lunge geerbt. Er war jung genug, um einen Zusammenbruch nicht unmittelbar zu fürchten und er war nicht ängstlich genug, um sein Leben für den Thron allzu sorgfältig zu behüten. Wichtiger als seine künftige Aufgabe war ihm zunächst, durch eine Reise um die Erde sein Weltbild zu erweitern. Von dieser Reise hoffte er auch eine Festigung seiner Gesundheit. Es war das erstemal, daß sein Wunsch dem Willen des Kaisers zuwiderlief, und er vertrat ihn mit solcher Heftigkeit und Leidenschaft, daß es ihm gelang, ihn — mit Hilfe der Kaiserin — durchzusetzen.

Digitized by Google

Von dieser Reise kehrte er in vielen Dingen gereifter zurück. Seine Heimatliebe hatte in der Fremde eine wunderbare Bereicherung erfahren, das Stück Vaterland, das ihm das österreichische Kriegsschiff gewesen war, hatte er mit solcher Inbrunst umfangen, daß ihm die Flotte seines Reiches für alle Zeiten ans Herz gewachsen blieb. Und nicht minder gewiß ist, daß er auf dieser Reise zum erstenmal weitausgreifende weltpolitische Pläne für die Zukunft Österreich-Ungarns ins Auge zu fassen begann, jene Pläne, die dann später, nicht ohne Mitwirkung seines besten Freundes, des Kaisers Wilhelm II., immer deutlicher Gestalt anzunehmen schienen. Der Gedanke eines Ausbaues der heimischen Flotte als erste Bedingung einer überseeischen Geltung Österreich-Ungarns schlug damals in ihm Wurzel. Für seine Gesundheit allerdings hatte jene Reise nichts getan. Es wurde später für ihn nötig, einen längeren Aufenthalt in Ägypten zu nehmen. Sehr ernsthaft hatte die Krankheit nach ihm gegriffen. In dieser gefährlichen Bedrohung scheint seine Frömmigkeit noch tiefer in sein Wesen gedrungen und sein Wille zum Leben mächtiger emporgewachsen zu sein. Seine gläubige Zuversicht stand auf seiner Genesung, und sein Vertrauen wurde nicht betrogen. Der göttlichen Fügung durch den eigenen Willen nachzuhelfen, erschien ihm Pflicht. Er *wollte* gesund werden, und er wurde es; ein Beispiel derer, denen es gegeben ist, die Geschicke ihres Körpers durch geistige Kräfte zu entscheiden.

Der andere Umstand, der auf die Entwicklung des Thronfolgers entscheidend wirkte, war jener „Herzensroman", der

Digitized by Google

ihn eigentlich erſt ſeinem künftigen Volke bekannt machte. Zum Kampf um ſeine Geſundheit der Kampf um ſeine Liebe. Und wieder blieb dieſer ſtarke, ja manchmal ſtarre Wille Sieger, wie immer, wenn Franz Ferdinand einmal ein Ziel ins Auge gefaßt hatte. Er hatte die Gräfin Sophie Chotek auf einem Ball des Statthalters in Prag kennen gelernt. Wie ſich nun die Geſchichte dieſer Liebe echt romantiſchen Stiles weiterſpinnt, mag man in den Erinnerungen des Profeſſors nachleſen, wie es gelang, alle Widerſtände niederzwingen und, unter Verzicht freilich auf alle Ebenbürtigkeitsrechte für Gattin und Kinder, das langjährige Werben glücklich durch eine Ehe zu enden. Allerdings bleibt ſeltſam und beachtenswert, daß der romantiſche Sinn des Publikums, der ſich ſonſt immer auf die Seite der Herzensneigung gegen die Vorurteile der Geburt ſtellt, diesmal nicht ganz über allerlei Bedenklichkeiten hinwegzukommen vermochte.

Aber es wird allem und allen zum Trotz eine glückliche Ehe, eine Ehe von faſt bürgerlichem Zuſchnitt. Die Gattin des Thronfolgers entfaltet jene häuslichen Tugenden, die ſich mit den Neigungen des Erzherzogs in den meiſten Punkten berühren. Kinder werden geboren und wachſen heran, Konopiſcht wird zum behaglichen Sommerſitz ausgebaut, im Belvedere zu Wien werden die Wintermonate zugebracht. Und noch immer tritt der Thronfolger im öffentlichen Leben nicht anders hervor, als bei gelegentlichen Vertretungshandlungen von untergeordneter Bedeutung. Er beſitzt ungemein viel Takt und Feingefühl.

Digitized by Google

Zuerſt, nach dem Tod des Kronprinzen, hat man es lange vermieden, ihn offiziell als Thronfolger zu beſtätigen. Er ehrte den Schmerz um den Tod Rudolfs und blieb im Hintergrund. Dann, als man ihn öffentlich hie und da auf ſeinen Poſten zu ſtellen begann, vermied er es, ſich vorzudrängen und um Beachtung zu werben. Es ſollte nicht ſo ausſehen, als könne er es nicht erwarten, der Erſte in dieſem Staate zu ſein. Nach ſeiner Eheſchließung aber war die Unebenbürtigkeit ſeiner Gemahlin ein Hindernis für glanzvolles Vortreten. Das peinliche ſpaniſche Hofzeremoniell wies ihr einen Rang an, der durch einen unermeßlichen Abgrund von dem ihres Gatten getrennt war. So verzichtete er auf Hoffeſtlichkeiten, die ihm alle Ehren brachten und ſeine Frau weit hinter ihm zu dem Schwarm der Hofdamen verwieſen. Auch dies muß man wieder leſen, wie ſich die Gatten über alle dieſe kleinen Nadelſtiche eines unerbittlichen Zeremoniells hinwegzuſetzen vermochten, wie ſie es trugen, äußerlich bisweilen getrennt zu ſcheinen und wie ſie es verſtanden, ſich darüber zu tröſten. Bürgerlich zu tröſten.

Faſt mochte in dieſen erſten Ehejahren ſcheinen, als ſei der Erzherzog ohne politiſchen und dynaſtiſchen Ehrgeiz.

Er war gewiß nicht ohne Ehrgeiz, aber er wußte ihn zu zügeln. Die Fünfzig hatte er überſchritten, ohne ſich ein einzigesmal auffällig zu machen oder Ungeduld zu zeigen. Er war einer von den Menſchen, die viel zu ſtolz ſich ihres inneren Wertes bewußt ſind, um ihre Kraft früher einzuſetzen, als ſie von ihnen gefordert wird. Galt es den Staat oder den Monarchen zu vertreten, ſo vollzog er jede Hand-

Digitized by Google

lung mit ruhiger Sicherheit, mit dem Selbstbewußtsein eines geborenen Herrschers. So sehr er sich bürgerlichen Gewohnheiten und Auffassungen zuneigte, so vermied er doch jedes Werben um Volksgunst, jedes Haschen nach einer „guten Presse".

Er blieb unbekannt, fremd bei Hofe und im Volke, eine unaufgedeckte Karte. Niemand wußte Bescheid um ihn, über allem Klatsch stand er erhaben, die Zeitungen rätselten an ihm herum, die Politiker suchten tastend nach seinen Ansichten. Nur das eine war aller Welt unzweifelhaft: „daß ein großer Wille da war und bestand"; von diesem Willen hatte er Proben genug gegeben, und so schien er allen wie ein Sammelpunkt von Kraft, eine Quelle von Energie, von der man nur noch nicht wußte, nach welcher Seite sie sich richten werde. Ganz hat ihn außer seiner Frau wohl nur einer gekannt, sein bester, vielleicht einziger Freund — Kaiser Wilhelm II.

* * *

Über seine politischen Meinungen waren, wie bereits erwähnt, die Ansichten nicht minder verworren wie über seine Persönlichkeit.

Dieses Buch gibt auch in dieser Hinsicht einigen Aufschluß.

Aus der ersten, unbefangenen Zeit nach seiner Berufung zum Thronfolger verzeichnet der Professor die Verwunderung des Erzherzogs, daß in Ungarn und in Österreich so

Digitized by Google

„ganz konträr" regiert werde. „In Österreich," erklärt der Professor, „vollziehe sich die Emanzipation der kleinsten Völker überall auf Kosten der altüberlieferten deutschen Vorherrschaft, in Ungarn diene alles, was geschieht, zur Stärkung des einen Stammes der Madjaren. Und doch bilde dieser genau eine solche Minderheit in Ungarn wie das Deutschtum in Österreich." — Aber als der Professor dann in jenem auf die Weltreise nachgesandten Schreiben den Sturz des Ministeriums Taaffe prophezeit und die Unterdrückung der Deutschen in Österreich als eine Folge der Furcht vor den Hohenzollern bezeichnet, die einmal die alten Bundesländer annektieren könnten, da folgt dieser allzu aufrichtigen Meinungsäußerung die Ungnade des Erzherzogs. Er erzählt später lachend dem Propst Marschall „Am liebsten hätte er sich ins Meer gestürzt . . ., um nur ja der Gefahr zu entgehen, dieses Land einmal regieren zu müssen." So habe der Bericht des Professors auf ihn gewirkt. Das ist Scherz, aber Ernst ist, daß er in dem Auftreten Schönerers und der Deutsch-Radikalen wirklich eine Gefahr für das Reich erblickt haben mag. Jenes Hoch auf die Hohenzollern im österreichischen Reichsrat habe ihn jeden Gedanken an die Wiederherstellung der deutschen Vorherrschaft in Österreich aufgeben lassen.

Taaffe fällt und Lueger steigt empor, und der Erzherzog beginnt sich für ihn zu interessieren. Die christlich-soziale Partei scheint ihm viel Gesundheit und Jugend zu entfalten, sie ist volkstümlich und, was dem Erzherzog als das wichtigste erscheint, österreichisch. Auf einem Ball der Stadt

Digitized by Google

Wien trinkt der Kaiser auf das Wohl der Stadt, der Thronfolger aber auf das ihres Bürgermeisters. Worüber viel Getöse in der Presse entsteht. Aber es ist gewiß, daß dieser Trinkspruch nicht dem Antisemiten Lueger gegolten hat, sondern dem gut österreichisch gesinnten Mann.

Immer deutlicher wird diese Idee eines verjüngten und starken Großösterreich in dem Thronfolger. Wieder beginnt er, sich auch mit ungarischen Fragen zu beschäftigen, ein madjarischer Priester, Dr. v. Lányi, sitzt jahrelang täglich an seinem Tisch. Mit ihm übt er die madjarische Sprache, mit ihm studiert er ungarische Politik. Aber er will auch die Wünsche und Beschwerden der anderen Nationalitäten Ungarns kennen lernen. Ein deutscher, ein slowakischer und zwei rumänische Politiker aus Ungarn erscheinen oft im Belvedere und unterrichten den Thronfolger über alle Tagesfragen.

Dann tauchen wichtige Balkanfragen auf. Die Verjüngung der Türkei zwingt Österreich, das staatsrechtliche Verhältnis zu Bosnien und der Herzegowina auf neue staatsrechtliche Grundlagen zu stellen. Sehr genau kennt der Thronfolger die Dinge dort unten und die Stimmung Serbiens: „Sehen Sie nicht das böse Spinnennetz, das sich da im Südosten über unsere Köpfe hinzieht? Man hat die Dynastie Obrenovics, die mit Österreich befreundet war, durch einen scheußlichen Mord ausgerottet in Serbien und uns eine dem Zaren unbedingt ergebene Dynastie hingesetzt. Warum? Wir ahnen es. Seitdem die neuen Männer in Serbien regieren, wird da eine leidenschaftliche anti-

Digitized by Google

österreichische Propaganda betrieben. Und Bosnien ist das Ziel; ein Großserbien soll geschaffen werden. Der Zar will es."

Das ist das ganze Um und Auf der serbischen Frage von einem klarblickenden und scharfsinnigen Politiker in ein paar wuchtigen Sätzen hingestellt.

Und es wird aus diesen Äußerungen klar, daß dieser Mann und seine Zukunftspläne den Serben als das wichtigste Hindernis ihrer eigenen Pläne erscheinen mußte und daß sie sehr wohl wußten, was sie taten, als sie gerade ihn aus dem Wege räumten.

Immer unzweideutiger spricht der Thronfolger gegen seine Vertrauten aus, je schärfer sich ihm selbst die Linien darstellen, nach denen sich dereinst sein Handeln richten wird. Er wünscht einmal, der Professor solle doch einen gewissen, sehr feinen Zeitungspolitiker einmal veranlassen, „darüber zu schreiben, daß es doch höchst unklug sei von den deutschen Parteien, die Christlichsozialen hochmütig zu behandeln, so, als ob sie nur Deutsche zweiten Grades wären." Ein Ausgleich von Volk zu Volk erscheint ihm das allerbeste. Aber: „keinesfalls darf ein Atom des dermaligen deutschen Besitzstandes verloren gehen, im Gegenteil, wir müssen dereinst zur gesetzlichen deutschen Staatssprache vordringen. Die Einheit, die ich in der Armee fordere, die muß ich auch in der Verwaltung fordern." Und er verwahrt sich gegen das Gerücht, das seiner Frau nachsagt, sie tschechisiere auf Konopischt. Sie spreche keine fünfzig tschechischen Worte und habe immer in deutscher Umgebung gelebt. Auch daß die persönlich

Digitized by Google

sehr fromme Gemahlin ihn in den Heerbann der Klerikalen gezogen hätte, wird durch das Buch widerlegt. So sehr der Erzherzog seine Gattin liebte, so stand er doch niemals „unter dem Pantoffel" und beharrte auf seinem eigenen Standpunkt. Der Professor glaubt sich für ein Wort verbürgen zu können, das der Erzherzog in den Tagen des Eucharistischen Kongresses zum Vorstand seiner Militärkanzlei sprach: „Ich bitte Sie, halten Sie mir die vielen ‚Schwarzen' vom Leibe!"

* * *

Aus diesem Buch, dem Lebensroman eines Höchstgeborenen, wächst für den Leser eine schmerzvoll wehmütige Erkenntnis. Daß wir als Österreicher und als Deutsche eine verlorene große Hoffnung auf Erneuerung des Reiches oder wenigstens auf Hintanhaltung weiteren Verfalls zu beklagen haben. In diesem künftigen Regenten, der die Fünfzig überschritten hatte, lebte eine gesammelte große Kraft, eine klare Zuversicht in seine Pläne, eine gewiß seltene Fähigkeit, seinen Willen in Taten umzusetzen. Zu alledem, diesem großen Wollen und Können, hätte er sich vielleicht auch noch die Liebe seiner Völker erworben, sobald es ihm einmal vergönnt gewesen, sich ohne Zwang zu entfalten und um sie zu werben.

Es war ihm und uns nicht beschieden, sein Großösterreich unter deutscher Führung neu entstehen zu sehen.

Digitized by Google

Franz Ferdinands
Lebensroman

Digitized by Google

1.

Ein neuer Thronfolger. — Berufung von Lehrern für denselben. — Propst Marschall, der geistliche Berater. – Vorstellung bei den Erzherzögen und ihrer Mutter. — Franz Ferdinand und Otto.

Es war mir eine reizvolle Aufgabe, zum Unterricht des Erzherzogs Franz Ferdinand berufen zu werden. Dieser Prinz war plötzlich sehr wichtig geworden, der tragische Tod des Kronprinzen Rudolf rückte ihn in die Front.

Sein Vater, der älteste Bruder Seiner Majestät, ein gemächlicher, wohlbeleibter Herr, räkelte sich zwar und tat, als ob er selbst für alle Fälle bereit wäre, aber man glaubte dem wortreichen, gemütlichen Protektor aller Gewerbeausstellungen und Industrieunternehmungen diese Pose nicht und es ging wie von selbst aller Schimmer der Thronfolgerschaft auf seinen erstgeborenen Sohn Franz Ferdinand über. Geredet wurde darüber öffentlich nicht. Die Wunde, die dem Kaiserpaar geschlagen worden war durch den unrühmlichen Tod des einzigen Sohnes, blutete noch, auch zählte Franz Joseph noch nicht Sechzig und fühlte sich als einer der Jüngsten seines Hauses. Aber in dem erzherzoglichen Palast auf der Favoritenstraße wurde jetzt ein Unter-

Digitized by Google

richtsplan für den schon längst mannbaren Prinzen Franz Ferdinand entworfen, der fast nur militärisch erzogen worden war und schon seit seinem fünfzehnten Jahre der Armee angehörte.

Drei Söhne und drei Töchter hatte Erzherzog Karl Ludwig, der einzige von den Brüdern Seiner Majestät, dessen Haus für eine etwaige Thronfolge in Betracht kam, denn der eine, Max, war als Kaiser von Mexiko tragisch untergegangen und seine Ehe blieb kinderlos, der andere aber ist unvermählt geblieben. Und so ist denn das Haus des Erzherzogs Karl Ludwig immer das wichtigste gewesen neben dem des regierenden Herrn. Aber wer mochte daran denken, daß der blühende Kronprinz Rudolf so rasch dahingehen würde und ohne Erben? Im Publikum dachte sicherlich niemand an diese Möglichkeit. In der Favoritenstraße Nr. 7 wurde sie längst erwogen. Der früh verheiratete Kronprinz Rudolf hatte nur ein Töchterchen, und diesem war seit sechs Jahren kein Kind nachgefolgt. Seine Ehe mit der belgischen Prinzessin Stephanie galt als keine glückliche. Es schien wahrscheinlich oder doch möglich, daß der Thron einst frei würde für die nächststehenden Anwärter. Einst! Vielleicht für die Kinder Franz Ferdinands, denn der Altersunterschied zwischen ihm und dem Kronprinzen Rudolf betrug nur wenige Jahre. Und Rudolf zählte dreißig. Die Prinzen des Hauses Karl Ludwig beschäftigten sich mit diesen Möglichkeiten wohl kaum, aber die Beichtväter und Berater der Eltern erwogen sie längst. Auch wollten diese, als die Katastrophe von Mayerling am

Digitized by Google

30. Jänner 1889 eingetreten war und Rudolf in einem Liebesdrama geendet hatte, alle diese Möglichkeiten vorausgesehen haben.

Der Unterrichtsplan für den Erzherzog Franz Ferdinand wurde also erweitert, das heißt, er wurde auf die Staatswissenschaften ausgedehnt, auf die gemeinsamen Angelegenheiten mit Ungarn und auf die ungarischen Angelegenheiten im besonderen. Auch auf die Landessprachen. Und neben Franz Ferdinand (er wurde in der Familie nur Franzi genannt), der schon im sechsundzwanzigsten Lebensjahre stand und seit kurzem den Rang eines Majors bekleidete, sollte auch Otto an dem Unterricht teilnehmen, der zweite Sohn des Hauses. Der vorsorgliche Beichtvater, Propst Marschall, behauptete, daß Otto besonders wichtig wäre. Warum das? fragte ich. Er sei schon vermählt, er habe schon ein Söhnchen, während Franz Ferdinand bisher für keinen ehelichen Plan zu haben gewesen wäre, sagte der Propst. Überdies sei Franz Ferdinands Gesundheit eine schwankende.... Mein System des Unterrichts müsse aber ein sehr lebendiges und interessantes sein, wenn ich Otto gewinnen wollte, denn dieser Prinz sei ein genialischer, lebensdurstiger junger Herr und es werde sehr schwierig sein, ihn zu fesseln. Und ein bißchen etwas lernen sollte er doch noch, meinte der lächelnde Propst.

Ich war einst Präfekt im Theresianum, wo die Söhne des österreichischen und zum Teil auch die des ungarischen Adels erzogen und durch das Gymnasium emporgetrieben werden bis zu dem Bildungsniveau, das der Staat von

Digitized by Google

seinen politischen Beamten fordert. Es war mir in dieser Stellung so mancher Einblick vergönnt in das Familienleben und die Denkungsweise des Adels, ich hatte so manche Wildlinge, die sich überhoben, zu bändigen, und der Nürnberger Trichter blieb mir auch kein unbekanntes Instrument. Das Gymnasium des Theresianums wurde übrigens nach strengen Grundsätzen geführt, man schenkte den jungen Herren nichts, es mußte ernsthaft gearbeitet werden und ich verdiente mir meine spätere Professur redlich als Präfekt. Meine Schüler hatten mich alle lieb, sie wurden meine Freunde. Warum sollte es mir also nicht gelingen, die beiden reifen, zu hohen Aufgaben berufenen kaiserlichen Prinzen für einen ernsten Gegenstand zu gewinnen? Man erzählte mir von ihrer Begabung das Allerbeste und ich traute mir das zu, was der Herr Propst von mir erwartete.

Dieser hochgebildete Mann war der geistliche Berater des erzherzoglichen Hauses, ihm schienen alle Seelen dieses hohen Kreises untertan zu sein. Gar stattlich von Ansehen war dieser Propst, blond, groß und wuchtig, der geborne geistliche Herrscher. Dabei voll kluger weltmännischer Schmiegsamkeit und kein Zelot. Als ihr Religionslehrer kannte er die jungen Erzherzöge wohl am allerbesten, auch in ihren Schwächen. Der Franz sei der religiösere, sagte er mir, überhaupt der ernstere. Was er sich geistig aneigne, das sitze fest; was er wolle, das führe er durch. Es sei sehr schwer, ihn von vorgefaßten Meinungen abzubringen und daher wichtig, daß ihm kein Gegenstand

Digitized by Google

von einem ausgesprochenen Parteimann vorgetragen würde. Im Vertrauen könne er mir sagen, daß dies bei der Wahl des früheren Geschichtslehrers leider übersehen wurde. Dieser sei ein Konvertit gewesen, ein in reifen Jahren übergetretener Protestant, der mit dem exilierten König von Hannover ins Land kam und hier protegiert wurde. „So schwarz sind wir alle miteinander nicht wie der!" rief der Propst voll Humor. „Und der trug den Prinzen deutsche Geschichte vor. Der Mann weiß unendlich viel und sein Vortrag ist bestechend, aber ich habe meine liebe Not gehabt, die Korrekturen in den jungen Köpfen vorzunehmen, so weit es sich um die Kirchenspaltung, die Reformation und Gegenreformation handelte. Ich mußte Martin Luthers Ansehen, das der Konvertit untergraben hatte, bei meinen erzkatholischen Prinzen wieder retten, und ich glaube, es ist mir teilweise gelungen. Aber seien Sie vorsichtig in solchen Fragen!"

So plauderte der Propst und unterrichtete mich bei einer Zigarre über meinen Schüler, von dem er sich große Dinge versprach. Er sei von härterer Prägung als all seine Vettern, ihm habe unsere zersetzende Zeit bisher am wenigsten anhaben können. Wie von einem guten Instinkt geleitet, habe er sich nie wohlgefühlt in dem Kreise, den der höchstselige Kronprinz Rudolf um sich duldete, der ganze Ton, der dort herrschte, widerstrebte seiner Natur. Er sei ein Einsamer, einer, der seine Kräfte spare. Gott wisse, was er tue, schloß der Propst. Er habe offenbar gerade diesen Prinzen des Hauses Habsburg ausersehen

Digitized by Google

für die schwere Aufgabe, die in diesem Staate künftig zu erfüllen wäre.

Diese Unterredung fand im März 1889 in der behaglichen Stadtwohnung des Propstpfarrers statt. Einige Tage später stand ich im Palais auf der Favoritenstraße zum erstenmal dem jungen Erzherzog gegenüber. Zuerst hatte mich seine Mutter empfangen, Erzherzogin Maria Theresia, die ein für eine Stiefmutter ungewöhnlich herzliches Interesse an den erwachsenen Söhnen ihres Gemahls nahm. Sie wollte mich kennen lernen. Ruhig, mit klugen Augen hörte sie mich an und stellte allerlei Fragen, die eine höhere Bildung bekundeten. Als sie mir beim Abschied gnädig ihre schlanke Hand reichte, beging ich das unbegreifliche Versehen, diese Hand nicht zu küssen, sondern zu drücken. Sie mochte mich wohl für einen Bauern gehalten haben, aber sie ließ es mich niemals merken oder entgelten. Nur ein feines Lächeln strafte mich.

Der blonde, hochaufgeschossene Prinz Franz Ferdinand sah mich aus freundlichen, hellen Augen an, die viel älter zu sein schienen als er selbst. Es waren ganz seltsame Augen. In den strahlenden, hellblauen Ringen eine funkelnde dunkle Pupille, es war, als ob einen vier Augen anblickten und nicht zwei. Er begrüßte mich einfach, reichte mir die Hand und wies mir einen Platz an. Dann sagte er, er hätte sich eingebildet, ich müsse viel älter sein, da er meinen Namen schon lange kenne. Als er nun hörte, daß ich bloß um zehn Jahre älter wäre als er selber es war, da machte er die mir unvergeßliche Bemerkung: „Das ist mir eigentlich sehr

Digitized by Google

lieb, denn ich habe mir wie oft Lehrer und Berater gewünscht, die noch zu meiner Generation gehören." Ich erwiderte, es sei aber doch wohl nötig, daß wir alle von denen lernten, die unsere Väter und Großväter sein könnten. „Jawohl," sagte er, „aber es ist schwierig für selbstdenkende Schüler, sich mit alten Lehrern zu verständigen."

Das Selbständige dieser Äußerung gefiel mir, ich merkte auf den ersten Blick, daß ich eine fertige Persönlichkeit vor mir hatte.

Ganz anders war der Eindruck, den ich vom Erzherzog Otto empfing, dem Bruder Franz Ferdinands. Ich war zu einer Audienz angemeldet, sie wurde mir bewilligt und dann wieder abgesagt. Man würde mich verständigen. Da diese Verständigung aber lange nicht kam, fragte ich eines Tages beim Herrn Propst an, was das bedeute.

„Hm, was das bedeutet?"

Er ging mächtigen Schrittes einmal auf und nieder in seinem Arbeitszimmer, aus dessen Fenstern man auf das zierliche Wunderwerk der gegenüberliegenden neuen Kirche blickte, dann blieb er vor mir stehen. „Nun, ich kann es Ihnen ja sagen, er ist ein wenig in Ungnade. Und da trotzt er mit uns. Der junge Herr macht übermütige Streiche. Man hat diesen feurigen Renner zu früh in die Ehe eingefangen, er hätte erst ein wenig ausbrausen sollen . . . Er hat eine so liebenswürdige, schöne Frau. Aber — aber — aber — — Nun, die Wolke wird wieder vorüberziehen. Der gute Kaiser hat so viel erlebt, daß er diese

Digitized by Google

Episode auch verwinden wird. Und was den Unterricht betrifft, so können Sie ja im Augenblick ohnehin nicht beginnen, der Thronfolger muß erst ein wenig frei gemacht werden von seinem Regiment. Das geht aber nicht, er ist zu kurze Zeit bei demselben. Bereiten Sie sich vor, lieber Professor, ordnen Sie Ihren Stoff, eines Tages wird Ihre Stunde plötzlich schlagen."

Die Streiche Ottos, um die es sich handelte, erzählte er mir nicht und ich fragte nicht nach ihnen. Sie gingen nach ein paar Tagen aber in ganz Wien von Mund zu Mund.

Es dauerte noch vierzehn Tage, ehe ich zu dem abgesagten Empfang berufen wurde. Für mittags 1 Uhr lautete die Einladung zur Audienz, die im Augartenpalais stattfinden sollte. Ich war etwas früher gekommen und schlenderte durch den alten Park, der einst von Kaiser Josef den Wienern als Erlustigungsort geöffnet wurde. Es war ein schöner Apriltag und die Menschheit sonnte sich in hellen Scharen in dem Teil des Augartens, der ihr preisgegeben war, der andere, der höfische, lag still und einsam da, ihn durfte niemand betreten; so wie am Haupttor, hielten auch hier ein paar Invaliden die Wache. Mich ließen sie die Grenze überschreiten und ich pilgerte durch eine neue, mir fremde Anlage, in der das alte, ungepflegte Sommerhäuschen des Kaisers Josef II. sich ganz wunderlich ausnahm. Man hat die Überlieferungen an Josef hier nie gepflegt, nie wurde dieses kleine Heiligtum des Hauses Habsburg, in dem einer seiner größten Söhne für das Wohl seiner Völ-

Digitized by Google

ker lebte, diesen Völkern gezeigt. Es könnte eine Wallfahrtsstätte sein für das ganze Reich. Aber man hat es verschmäht, der Liebe des Volkes für diesen Kaiser eine solche Stätte zu schaffen, denn zu oft setzte sich dieser Staat in einen Gegensatz zu den Grundsätzen der Aufklärungsepoche, die von hier aus in das Gefüge des alten Österreich eindrangen und es verjüngen wollten. Nirgends, weder in der Hofburg, noch in Schönbrunn, noch hier im Augarten, wurde ein Raum erhalten, der uns Josefs Umwelt veranschaulichen würde, der uns den Atem seiner Persönlichkeit fühlen ließe . . . Voll Neid dachte ich in dieser Stunde an Sanssouci. Welch einen Jungbrunnen für das dynastische Gefühl einer ganzen Nation haben sich die Hohenzollern dort geschaffen! Schätzt man das hier so gering? Glaubt man in diesem alten Herrscherhause nicht an den Zauber, der von großen Persönlichkeiten ausgeht?

Vom Sommerpalais her hielt ein Lakai Ausschau nach mir. Es waren einige Wagen vorgefahren und die Stunde schlug Eins. Rasch begab ich mich an Ort und Stelle. Einige dekorierte Herren warteten, auch eine würdevolle alte Dame mit einem gar feinen schlanken Töchterchen saß in dem stilvollen Vorzimmer des ebenerdigen Gartensalons. Der Adjutant, ein junger Rittmeister, nahm auch meine Karte in Empfang, nickte mit dem Kopfe, als wisse er schon, warum ich käme und verschwand. Eine feiste Exzellenz, die wie ein Dampfkessel schnaufte, war schon entlassen. Ein Lakai reichte dem alten Herrn

Digitized by Google

mit vieler Unterwürfigkeit den Mantel, ein zweiter öffnete die Ausgangstür, ein dritter lief und winkte den Wagen seiner Exzellenz herbei. Die würdevolle Dame, die bei näherer Betrachtung etwas theatralisch aussah, hatte sich erhoben und der Exzellenz eine Verbeugung gemacht. Ein gütiges Lächeln, das durch einen raschen, listigen Blick nach dem knicksenden Töchterchen seine besondere Würze erhielt, dankte für diese Aufmerksamkeit.

Ein Herr flüsterte neben mir einen Namen, den ich nicht verstand. Ehe ich fragen konnte, kam der Adjutant und machte mir seine Verbeugung.

Als ich vor dem Erzherzog stand, der fast noch höher gewachsen war als sein Bruder, hatte ich den Gedanken: welch ein schöner Mensch! Schlank und biegsam wie eine Gerte, elegant und natürlich in jeder Geste, ein intelligentes, gebräuntes Gesicht mit lebhaften dunklen Augen, eine angenehme Stimme und der wienerische Tonfall in der Rede. Wer ihn so sah und hörte, der glaubte all die Geschichten, die man von ihm erzählte. Eine liebenswürdige, für Frauen wohl eine unwiderstehliche Persönlichkeit. Daß der Prinz erst vierundzwanzig Jahre zählte, glaubte man ihm jedoch nicht, er schien reifer und männlicher.

Ich war nur gekommen, mich ihm vorzustellen.

Fast schüchtern kam er mir entgegen. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Professor. . . Sie sind gut empfohlen . . . Erwarten Sie aber nicht zu viel von mir," sagte er lächelnd. „Der Herr Propst und meine Frau Mutter denken sich allerlei. Aber ich bin darüber hinaus. Mein

Digitized by Google

K. u. k. Hofphotograph Carl Pietzner, Wien

Erzherzog Otto

Digitized by Google

Digitized by Google

Bruder Franz, ja, der hat es nötig . . . Ich bin Soldat und man soll mich bei meinem Regiment lassen."

„Verzeihen, Kaiserliche Hoheit, ich will durchaus nicht—"

„Bitte, nicht mißzuverstehen," fiel er mir rasch in die Rede. „Wenn Sie nicht fad sind, werden wir uns schon verständigen. Sie sehen nicht aus wie ein Schulfuchs, Sie werden kein Klassenbuch führen und meine versäumten Stunden eintragen, nicht wahr?" Als ich lachte, fuhr er fort: „Ich war perplex, wie der Herr Propst mir seine Idee mitgeteilt hat. So etwas! Es würde übrigens meinem Bruder allerlei zu denken geben, wenn ich ernsthaft anbeißen möchte. Ich kenne ihn besser als der Herr Propst. Er hält sich nicht für gesund, er grübelt und denkt zu viel . . . Nein, nein, ich werde in den Staatswissenschaften nicht mit ihm konkurrieren. Ich bin kein Spielverderber."

Auf solch eine Absage war ich nicht gefaßt.

„Also darf ich nicht auf Eure kaiserliche Hoheit zählen?" fragte ich.

„Aber ja, Herr Professor, ich komm' schon manchmal. Die allerhöchste Ungnade — Sie verstehen — will ich nicht riskieren . . . Übrigens, wie gefällt Ihnen das junge Mädel, das draußen wartet?"

Die Frage kam so überraschend, daß ich einen Augenblick betroffen war.

„Fein, was?" sagte er und warf die Augenbrauen in die Höhe. Seine fröhlichen Augen blitzten.

„Sie ist allerdings reizend, Kaiserliche Hoheit."

„Nicht wahr? Eine angehende Künstlerin, von der

Digitized by Google

Sie noch hören werden. Ich soll sie protegieren, meint die Mama." Er lächelte. „Und ehemalige Minister bemühen sich für sie bei mir."

Er schlug die Hacken zusammen und reichte mir die Hand.

„Herr Professor — auf Wiedersehen."

Digitized by Google

2.

Beginn des Verkehrs mit den drei Prinzen des Hauses Karl Ludwig. — Der dritte Bruder. — Einladung nach Prag. — Sammlerleidenschaft des Erzherzogs Franz Ferdinand. — Soirée dansante beim Statthalter von Böhmen. — Die Komtesse Chotek. — Franz Ferdinands Versetzung nach Oedenburg. — Kleine Verstimmungen. — Erkenntnis der Verschiedenheit zwischen Oesterreich und Ungarn. — Politisches Gespräch. — Schwankende Gesundheit Franz Ferdinands. — Seine Weltreisepläne. — Des Erzherzogs Sparsamkeit auch in Herzenssachen.

Das war nun freilich keine bequeme Aufgabe, die ich da auf mich genommen hatte. Der Thronfolger stand als Major beim Infanterieregiment Freiherr von Catty, Nr. 102, in Prag und kam selten nach Wien. War er ein paar Tage hier, kamen die mit ihm vereinbarten Vortragsstunden wohl zustande, aber Erzherzog Otto ließ entweder warten oder er kam überhaupt nicht. Die Stunden wurden immer von 5 bis 7 Uhr abends angesetzt und war Otto anwesend, riß er uns jedesmal eine halbe Stunde davon ab. Er mußte immer in irgend ein Theater. Und manchmal überredete er Franz Ferdinand, ihn zu begleiten. Auch der sanfte dritte Bruder, den der Thronfolger besonders liebte, Ferdinand Karl, schloß sich dann an. Und es freute die Wie-

Digitized by Google

ner, die drei Erzherzöge, die jetzt die wichtigsten Prinzen des Kaiserhauses waren, immer so brüderlich beisammen zu sehen. In ihrem Geschmack stimmten sie freilich nicht überein, und wenn es ein Operettentheater zu besuchen galt, entzog sich Franz Ferdinand fast immer der Versuchung Ottos. Die Schwärmerei des Jüngsten aber war das Burgtheater und mit seinem Geschmack harmonierte der des Thronfolgers am meisten. Ferdinand Karl hatte übrigens ein lebhaftes Interesse für alles und er wäre wohl mein bester Schüler geworden von allen Dreien.

Eines Tages lud Erzherzog Franz mich ein, für einige Zeit nach Prag zu kommen, dort könnten wir ungestört arbeiten. Ich würde dann auch Konopischt kennen lernen, einen erst kürzlich erworbenen Besitz, in den er verliebt war und dessen Schloß und Park er einst weiter ausgestalten wollte. Von Erzherzog Ottos Teilnahme an meinen Vorträgen war schon seit einiger Zeit keine Rede mehr, und jetzt wurde er ganz ausgeschaltet. Otto konnte als einer der begabtesten Prinzen des Hauses Habsburg gelten, und wenn er es nötig gehabt hätte, ich bin davon überzeugt, würde er auch etwas geleistet haben. So aber nahm er das Leben als eine Festtafel, an die man sich täglich mit neuen Gelüsten setzen dürfe. Er war heiter und witzig und freute sich des Lebens. Fade Menschen und fade Sachen vertrug er nicht.

Ich war in Prag und Konopischt an der Seite Franz Ferdinands und lernte ihn näher kennen. Seine Naturfreude, seine Heimatliebe, seine tiefe Achtung vor der Ge-

Digitized by Google

schichte erfüllten mich mit Stolz auf ihn. In jungen Jahren hatte er eine eifrige Sammlerneigung bekundet, es war rührend, was er alles um sich herum vereinigt hatte, was alles ihm wert dünkte, bewahrt zu werden. Die Felle treuer Jagdhunde dünkten ihm so wichtig wie die Arten seltener Tiere, die er erlegt hatte. Er erzählte mir von einem solchen Hunde, dessen Fell unter seinen Füßen lag, die schönsten Geschichten, er war ihm noch in der Erinnerung dankbar für jede Leistung, die er für ihn vollbrachte. So kühn wie dieser sei keiner gewesen, er brachte die angeschossenen Enten und Reiher aus jedem Wasser und legte sie voll Stolz zu seinen Füßen. Unzähligemale habe er für ihn die Donau durchschwommen und die verloren geglaubte Jagdbeute geholt. Auch von seinen Reisen in Ägypten und Syrien, von seiner Fahrt nach Palästina, hatte er einige Lieblingsstücke um sich. In Wien sei schon ein kleines Museum beisammen, sagte er, man habe ihn bereits ausquartiert damit auf der Favoritenstraße, es sei nirgends mehr Platz für seine Schätze. Lustig habe man sich oft über ihn gemacht, erzählte er voll Spott. „Ich sage Ihnen, Herr Professor, es wachsen auch in unserem Hause Geschlechter heran, die vergessen haben, wie die herrlichen Sammlungen des Kaiserhauses, die heute als eine europäische Sehenswürdigkeit gelten und die man nicht für Milliarden hergeben möchte, entstanden sind. So sind sie entstanden!" sagte er und trat fest auf sein Hundefell.

In Prag gab es auch Feste. Und Franz Ferdinand ging damals nicht ungern in die Kreise des Adels. Zu

Digitized by Google

einer Soirée dansante beim Statthalter war auch ich geladen und ich sah meinen schlanken Prinzen dort viel umworben von den böhmischen Komtessen. Es waren ein paar rassige Schönheiten unter ihnen und eine hochgewachsene, hellbraune, fiel mir besonders auf. Ihre großen Augen suchten die des Erzherzogs immer wieder; ob er dieses auffällige Liebäugeln merkte, weiß ich nicht, er war ununterbrochen in Anspruch genommen. Die junge Dame war keine Schönheit im landläufigen Sinne, es sprach mehr Geist und Energie als Anmut aus ihrem Wesen und sie hatte für den damaligen Geschmack zu wenig Fleisch, die Mode schwärmte noch nicht für das Hagere und Magere. Unter den molligen Backfischen wirkte sie wie eine Hopfenstange. Aber diese Augen! Als sie in einer Quadrille, während der Figur „Einfachschön" an mir vorbeistrich und mich anblitzte, fragte ich den Rektor der deutschen Universität, der neben mir stand, wer sie wäre.

„Die Tochter eines früheren Gesandten in Petersburg," sagte er, „eine Komtesse Chotek."

„Chotek? Also böhmischer Uradel?"

„Na ja, ja," erwiderte er leise, „aber die Familie leidet auch an böhmischem Kindersegen. Sie verarmt daran und kann sich nur durch gute Heiraten erhalten. Möchten Sie so eine schneidige Frau wie die?" fragte er lächelnd.

„Ich wäre jedenfalls eine zu schlechte Partie für sie," entgegnete ich ausweichend.

Digitized by Google

Ch. Scolik, k. u. k. Hof- und Kammerphotograph, Wien VIII

Erzherzog Franz Ferdinand als Husarenleutnant

Digitized by Google

Digitized by Google

„Sicherlich. Das wird lieber Hofdame oder Stiftsfräulein, als daß es unter seinem Stande heiratet."

*

Mein Erzherzog war in Prag zum Oberstleutnant vorgerückt und jetzt kam er als Oberst zu den Husaren. Aber man ließ ihn nicht mehr in Böhmen, man glaubte endlich eine Konzession an die Madjaren machen zu sollen, die ja vom neuen Thronfolger auch ihren Anteil haben wollten. Er hatte sich immer gewünscht, näher bei Wien zu sein, das er leidenschaftlich liebte, und dies ging in Erfüllung, er kam in die Grenzstadt Ödenburg. Dort lagen die Nadásdy-Husaren, sein neues Regiment. Ödenburg sei nur einen Katzensprung weit von Wien, sagte er, und er machte diesen Sprung im Anfang sehr oft. Er lebte sich übrigens rasch ein in seine Umgebung und seitdem er auch das Kommando des Regiments inne hatte, hielt ihn seine Pflicht fester. Er war ja durch und durch Soldat und nahm nichts leicht. Jetzt setzte er auch das Studium der madjarischen Sprache fort, das er ein wenig vernachlässigt hatte in Böhmen. Und auch an anderen Lehrern fehlte es nicht. Sie warteten in Wien auf ihn, und sie folgten ihm manchmal nach Ödenburg, so wie ich. Und der Kaiser ließ sich von Zeit zu Zeit berichten über seine Fortschritte. Als der Erzherzog sich bei ihm für das Regimentskommando bedankte, erhielt er den Rat, er möge sich in Ungarn jedes öffentlichen Urteils über die Verhältnisse enthalten, diese aber gründlich studieren. Sie seien die

Digitized by Google

schwierigsten des Reiches. Ein ungarischer Staatsmann stehe ihm zur Verfügung. Im übrigen möge er trachten, in der Armee beliebt zu werden und die Kameradschaft fleißiger zu pflegen als bisher.

Noch nach Tagen, als ich zu ihm kam, war er verstimmt über seine Audienz. „Wozu arbeiten wir?" sagte er. „Ich werde nie offiziell erfahren, ob ich der Thronfolger bin oder nicht. Es ist gerade, als ob ich schuld wäre an der Dummheit von Mayerling! So kühl bin ich früher nicht behandelt worden. Mein Anblick weckt unliebe Erinnerungen, wie es scheint."

Ich erinnerte ihn an den großen Schmerz des Kaisers und deutete dessen Worte so günstig, ich fand in ihnen so viel väterliche Fürsorge, daß er umgestimmt wurde. „Wirklich? Sollte ich ungerecht sein? Nun ja, Sie haben den Ton nicht gehört, mir schnarrt er noch im Ohr; aber in der Sache mögen Sie recht haben. Es war ein zu großes Unglück, das mich in den Vordergrund brachte . . . Arbeiten wir, arbeiten wir!"

Zwei Jahre verblieb Erzherzog Franz in seiner Stellung in Odenburg und ich erinnere mich gerne dieser Zeit, die mich ihm immer näher brachte. Ich war oft sein Jagdgast, machte auch manchen einsamen Ritt mit ihm in die weitere Umgebung und sah ihn in den verschiedensten Lagen und Stimmungen. Er liebte die ernsten Gespräche, besaß aber auch Humor und hatte manchmal Anwandlungen, das Volk kennen zu lernen, wie sein großer Ahnherr Josef II. Dann fuhren wir in Touristenkleidung in einem

Digitized by Google

Wagen dritter Klasse und womöglich mit einem Marktzug gegen Wien, oder wir besuchten bei den Heanzen Bauernhäuser und Pfarrhöfe und trachteten die örtlichen Verhältnisse zu erforschen. Da gab es manchen Spaß. Und der Erzherzog verdarb nicht leicht einen solchen. Aber widerlich war es ihm, daß man in Ungarn nichts unternehmen konnte ohne mit der Politik zusammenzuprallen. Ob Pfarrer, ob Bauer, ob Sauhirt, jeder Mensch politisierte. Diese Urdeutschen in den Grenzbezirken Ungarns wurden planmäßig in einen Gegensatz zu den benachbarten „Österreichern", die doch ihres Stammes sind, hineingeredet und hineinverwaltet. Alle Pfarrer orakelten von der ungarischen Staatsidee und die Bauern klagten, daß ihre Kinder nicht mehr deutsch beten lernten. Nur die seichte Leitha floß zwischen den Grenzdörfern, und geistig sollte da ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen ihnen gegraben werden. Hüben sangen die Schulkinder das Gotterhalte, wenn sie einen Majalisausflug machten, drüben den ihnen unverständlichen Text des an sich recht schönen madjarischen Hymnus oder das Kossuthlied. Deutsche Kinder hier und deutsche Kinder dort sollten nichts miteinander gemein haben. „Und das sieht niemand? Das verhindert niemand?" fragte einmal der Prinz. „Haben denn die Deutschen in Ungarn keine Führer?"

Die Frage blieb mir unvergeßlich, denn es knüpfte sich daran ein Gespräch über die grundverschiedene Behandlung der Völker in Österreich und derjenigen in Ungarn. Hier in Österreich strebe alles nach ausgleichender

Digitized by Google

Gerechtigkeit, nach gleichwertiger Einschätzung der Nationalitäten, dort sei ein stürmisches Streben nach Einschmelzung aller in eine phantastische ungarische Nation zum Durchbruch gekommen. In Österreich vollziehe sich die Emanzipation der kleinsten Völker überall auf Kosten der altüberlieferten deutschen Vorherrschaft, in Ungarn diene alles, was geschieht, zur Stärkung des einen Stammes der Madjaren. Und doch bilde dieser genau eine solche Minderheit in Ungarn wie das Deutschtum in Österreich.

„Es wird also da und dort ganz konträr regiert?" fragte der Prinz.

„Ganz konträr."

„Das ist mir sehr interessant. Unsereiner sieht diese Dinge gar nicht so an. Ich will es mir merken."

Nach einigen belanglosen Zwischenreden über unsere kleinen Erlebnisse in Mattersdorf sprang Erzherzog Franz auf das frühere Thema zurück. „Aber warum, glauben Sie, daß da und dort so verschiedenartige Systeme angewendet werden? Und wohin soll das führen?"

„Ich weiß nicht, Kaiserliche Hoheit, ob ich ganz aufrichtig sein darf. Das sind sehr heikle Fragen."

„Lieber Professor, an dem Tage, wo ich merke, daß Sie nicht aufrichtig mit mir sind, kündige ich Ihnen meine Freundschaft."

Er hatte es ernst gesagt, jetzt aber lächelte er und sah mich vertrauensvoll an.

„Nun denn, so sage ich, was ich davon denke. In die Herzen kann ich nicht blicken. Bismarck gab der Monarchie

Digitized by Google

einmal den Rat, ihren Schwerpunkt nach Peſt zu verlegen. Dieſes Wort des großen Mannes ſcheint wie eine Suggeſtion gewirkt zu haben. Es wurde alles darauf angelegt, den Madjaren künftig die Führung der Monarchie anzuvertrauen. Dazu braucht es, dachten gewiſſe Leute, nur ein Menſchenalter Zeit. Während dieſer Epoche regierte man die Deutſchen mit Hilfe der Slaven in Cisleithanien hinunter und drüben die Madjaren hinauf."

„Aber warum ſollte man die Deutſchen, die doch die eigentlichen Öſterreicher ſind, ſo drücken wollen?"

„Das weiß nur Gott, Kaiſerliche Hoheit. Man hat ſich nach Königgrätz ein bißchen zu raſch in die Arme der Madjaren geworfen. Sie wären billiger zu haben geweſen als durch die Zweiteilung der Monarchie. Der Dresdner Todfeind Bismarcks hätte damals nicht unſer Kanzler werden dürfen."

„Sie meinen den Herrn von Beuſt? Den ſogenannten Trennungsminiſter? Das hab' ich mir auch ſchon gedacht."

„Kein heimatlich öſterreichiſcher Staatsmann hätte zu jenem Kaiſerſchnitt geraten, der das Reich ſpaltete und in vielen Völkern die gleiche Begehrlichkeit weckte. Die Tſchechen wollten von da ab ihr Königreich haben wie die Madjaren, die Slovenen das ihre und die Polen forderten ihre unbedingte nationale Herrſchaft in Galizien. Das kam nicht mehr zur Ruhe. Die Tſchechen ſtreikten und blieben dem Reichsrat fern, man hat ihnen und den andern Slaven ein Zugeſtändnis nach dem andern machen müſſen,

Digitized by Google

um sie willig zu erhalten. Nur weil man Ungarn den Madjaren überlieferte, verfiel die österreichische Reichshälfte in eine Epoche solch ungestümer Forderungen und staatsrechtlicher Zänkereien. Die Deutschen aber ergaben sich in jener Zeit einem doktrinären Liberalismus und vergaßen es, ihr nationales Erstgeburtsrecht in der Monarchie geltend zu machen. Sie hätten mindestens die deutsche Staatssprache damals zum Gesetz erheben können, aber der Kampf gegen das Konkordat schien ihnen wichtiger. Sie machten sich mächtige Feinde, und ihr Einfluß verminderte sich zusehends. Als sie das merkten, stellten sie eines Tages das sogenannte Linzer Programm auf, aber da war es schon zu spät."

„Ich habe davon gehört. Ich stand damals als Leutnant in Oberösterreich. Ich war noch zu jung für die Politik. Was enthält eigentlich dieses Linzer Programm?"

„Es zerfällt in viele Punkte, Kaiserliche Hoheit. Sehr wichtig erscheint mir die Forderung der deutschen Staatssprache für Österreich. Und noch bemerkenswerter ist das Verlangen, die Polen selbständig zu machen in Galizien, sie auszuscheiden, da eigentlich sie mit ihren für jede Regierung zu habenden Stimmen Österreich regieren. Und auch Dalmatien gönnte man seine Selbständigkeit. Nur die ehemaligen deutschen Bundesländer sollten als Einheit beisammen bleiben."

„Das wußte ich nicht."

„Die Deutschen wollten die slavischen Stimmen im

Digitized by Google

Reichsrat herabdrücken. Sie wollten nicht eines Tages in die Minderheit kommen."

„Ich verstehe! Darum die Opposition gegen Bosnien."

„Jawohl, Kaiserliche Hoheit. Die Deutschen waren gegen die Besetzung Bosniens. Sie konnten nicht zustimmen, daß eine neue Gruppe von Slaven in den Verband der Monarchie einbezogen werde. Darüber fielen sie in Ungnade."

„Mit Recht," entgegnete der Erzherzog bedächtig. „Sie hätten dem Kaiser nicht die Gefolgschaft verweigern dürfen für solch ein Kulturwerk. Es ist eine der ältesten Missionen Österreichs von ihnen verkannt worden. Auch mußten wir uns das Hinterland von Dalmatien sichern, wenn wir uns dauernd an der Adria behaupten wollen. Und war es denn nicht ein Erfolg unserer Monarchie, daß ihr von Europa diese Mission war übertragen worden?"

„Jawohl, Kaiserliche Hoheit, das ist auch meine Meinung. Aber, darf ich alles sagen?"

„Gewiß."

„Seine Majestät hätte trotzdem nicht zugeben dürfen, daß nun schon zwölf Jahre gegen die Deutschen regiert und Altösterreich sozusagen demoliert wird. Nie wieder werden sich die Nachwehen dieser Epoche, in der auch die Madjaren übermütig geworden sind, überwinden lassen. Der müßte ein gottgesegneter Herrscher sein, der jetzt noch den Rückweg fände zu einem einheitlich regierten, deutsch geführten Gesamtösterreich. Und doch könnte nur ein solches eines Tages die Probe bestehen gegen äußere Feinde.

Digitized by Google

Man hätte das deutsche Zentrum stärken müssen, gerade weil man die Slaven vermehrte."

„Von der Politik des Tages wollen wir lieber nicht reden, Herr Professor," erwiderte der Erzherzog. „Das ist unfruchtbar. Auch schätze ich den Ministerpräsidenten, den Grafen Taaffe, zu sehr ... Er hat dem Kaiser die Tschechen versöhnt ... Aber Ihre Gesichtspunkte will ich mir gut merken. Ich werde bald viel Zeit haben, darüber nachzudenken."

Und ich erfuhr, daß sich der Prinz mit Weltreiseplänen trage. Es verlangte ihn danach, fremde Völker und Staaten kennen zu lernen, auch behaupte der Leibarzt, er wäre nicht ganz gesund, seine Lunge bedürfe einer Kur. Darum sei er ja schon einmal in Ägypten gewesen. Noch wäre aber der Kaiser nicht gewonnen für diesen Plan. Er werde wahrscheinlich dagegen sein.

In jener Zeit ließ der Erzherzog im Modena-Palais in der Wiener Reisnerstraße allerlei Adaptierungen vornehmen, da er es künftig bewohnen wollte. Er war ja der Eigentümer. Schon in seinem zwölften Lebensjahr wurde er der Erbe des letzten Herzogs von Modena, das große Vermögen der erloschenen italienischen Tertiogenitur des Hauses Habsburg sollte immer auf den nächsten Thronanwärter übergehen. Dafür mußte dieser seinem Namen den Namen Este beifügen, und mein Erzherzog Franz hieß eigentlich Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Er klagte manchmal über die Unfruchtbarkeit dieses scheinbar so großen Vermögens und ich bemerkte einen stark ent-

Digitized by Google

wickelten wirtschaftlichen Sinn an ihm. Man konnte ihn sparsam nennen. Die Leute, die nach Trinkgeldern schnappten, wurden sehr oft enttäuscht von diesem jungen Prinzen. Jedes Barönchen tat es ihm darin zuvor. Er hatte auch ein paar Häuser in der Nähe des Modenapalais und in einem derselben war er oft zu Gast. Dort wohnte nämlich eine reizende kleine Schauspielerin des X.-Theaters, die keinen Mietzins zahlte. Es war die einzige Passion dieser Art, die ich an ihm entdeckte. Er hielt Haus auch in Herzensangelegenheiten.

Digitized by Google

3.

Das Elternhaus des Erzherzogs. — Widerstände gegen die Weltreise. — Schwester Margareta. — Kaiserin Elisabeth greift ein. — Reisevorbereitungen. — Wahl des Inkognitos. — Graf Taaffe beim Erzherzog. — Gespräch mit dem Ministerpräsidenten. — Eine Liebelei. — Elegische Abschiedsstimmung. — Abschied von der Kaiserin. — Vorbereitung auf ein Reisetagebuch.

Eines Tages fuhr Erzherzog Karl Ludwig, der Vater des Thronfolgers, in Schönbrunn vor und ging zum Kaiser. Die Brüder sahen sich nicht allzu oft, in der Regel zu Neujahr, aber das war auch kein festes Gebot. Die Staatsgeschäfte nahmen den Kaiser so völlig in Anspruch, daß er mit jenen Erzherzögen, die kein militärisches Amt bekleideten, fast gar nicht in Berührung kam, und Karl Ludwig, sein nächstältester Bruder, trug nur die militärische Uniform, irgend eine Funktion übte er nicht aus. Er war in sehr jungen Jahren, in der Zeit des Nachmärz, Statthalter in Tirol. Fromm erzogen, von schlichter Art und leutselig, traf er den patriarchalischen Ton, in dem man mit den Tirolern zu reden hatte. Und er verstand es, sich beliebt zu machen im Lande. Dort dauerte die alte Zeit

Digitized by Google

länger als in anderen Provinzen, aber nach dem unglücklichen Kriege gegen Italien (1859) war sie auch dort zu Ende. Die oppositionelle Stimmung wuchs, die liberale Strömung gewann Oberwasser und es wurde dem Reiche eine Verfassung gegeben, die den Statthalter zu einem dem Ministerpräsidenten verantwortlichen Beamten machte. Da trat der Erzherzog zurück, das war kein Amt mehr für den Bruder des Kaisers. In dieser Zeit war ihm auch seine junge Gemahlin gestorben, die Prinzessin Margarete von Sachsen, und er blieb vier Jahre unvermählt. Jetzt, da er aller politischen Sorgen ledig war, begründete er sich wieder einen eigenen Herd, er warb um die Prinzessin Annunziata von Sizilien aus dem Hause Bourbon und ließ sich in Venedig mit ihr trauen. Seine junge Gemahlin war von so zarter Gesundheit, daß er sie nicht dem launischen Wiener Klima preisgeben durfte, er blieb zunächst im Süden. Dann ging er nach Graz. Später schuf er sich ein Sommerheim in Reichenau, das mitten im schönen Semmeringgebiet liegt und der ganzen Familie sehr teuer wurde. Und in Graz wurde Franz Ferdinand geboren. Von dieser zarten jungen Mutter hat er die wenig widerstandsfähige Lunge. Und niemand wußte dies besser als sein Vater, der jetzt zum Kaiser kam, um seinem Sorgenkind den Urlaub zu erwirken für eine Reise um die Erde. Man hatte diesem den Plan auszureden gesucht, aber das gelang nicht. Selbst die Ärzte waren nicht für solch ein Unternehmen, sondern für einen halbjährigen Aufenthalt in Ägypten. Doch was Franz Ferdinand wollte,

Digitized by Google

davon ließ er sich nichts abhandeln. Auch der Kaiser schien der Meinung zu sein, daß das Ganze ja doch nur auf Tiger- und Elefantenjagden angelegt sei und nicht auf eine Erholungsreise, er entzog sich einer Entscheidung und wünschte, daß der Erzherzog einstweilen bei der Armee bleibe. Der Vater kam ohne Ergebnis heim.

Im Kreise seiner Geschwister, an der Seite seiner Stiefmutter, Maria Thereſe, die ihm früh die eigene ersetzen mußte und dies mit aller Liebe tat, erwartete er den Vater. Sie hatten einander alle sehr lieb in diesem Hause und jedes nahm Anteil an den Sorgen des anderen. Ob der Franzi die Reise um die Erde würde machen dürfen, das war eine große Frage für alle. Der Janecek werde ihn als Leibjäger begleiten und der Hodek natürlich auch, mußte er doch die Felle aller exotischen Tiere, die Franzi schießt, gleich präparieren. Er durfte keinesfalls fehlen. Ihre verläßlichsten zwei Diener wollte die Mutter ihm mitgeben und ihren Arzt. Und die Schwester Margareta wäre am liebsten mitgereist, wenn ihr Bräutigam es erlaubt hätte, der Herzog Albrecht von Württemberg. Aber der wird wohl nicht ein ganzes Jahr warten wollen.

Als der Vater eintrat, merkten ihm alle an, daß er nichts Gutes brachte. Er suchte es abzuschwächen, er sprach von dem bevorstehenden Avancement des Franz zum General, das ihn verpflichte, vorerst noch bei der Armee zu bleiben. Da fuhr dieser mit einer Heftigkeit, die man nie an ihm wahrgenommen hatte, auf. Ob man ihn denn umbringen wolle? Er wisse, was er zu tun habe. Er hätte

Digitized by Google

seinen wahren Zustand verheimlicht, sagte er, um keinen Alarm zu machen, er sei krank und müsse unbedingt fort für diesen Winter. Nach jedem scharfen Ritt habe er Blut im Speichel, es bedürfe einer kleinen Erkältung und er sei kaput für immer.

Alle waren erschrocken über seine Heftigkeit und schwiegen.

„Sei ruhig, Franzi, ich gehe morgen zur Kaiserin," sagte seine Schwester Margareta. „Du wirst die Reise machen," setzte sie festen Tones hinzu.

„Das ist eine gute Idee," meinte der Vater. „Sie hat jetzt wieder viel Einfluß."

Und auch Franz, der sich rasch empfahl und verstimmt davon eilte, billigte diesen Entschluß noch unter Tür und Angel. Wenn irgendwem, so wollte er es der Greti gerne danken. Sie war sein Liebling. Wenn er ihr in die Augen sah, stieg immer das Bild seiner früh verlorenen jungen Mutter vor ihm auf. Er war der einzige, der sich ihrer noch erinnerte, nach Margaretas Geburt war sie gestorben und diese hatte nie ihre weiche Hand empfunden. Aber sie war ihr süßes Ebenbild geworden. Auch nicht gar wetterfest für dieses Leben. Auch eine heimliche Sorge.

„Tu' es!" sagte er. „Und wenn Albrecht gescheit ist, fährst du mit. Hätt'st es auch nötig."

*

Durch seine Ernennung zum General, die im Herbst (1892) erfolgte, war Erzherzog Franz von den Nadásdy-Husaren enthoben. Er verließ Ödenburg und übersiedelte

Digitized by Google

in sein Palais nach Wien. Und er bereitete seine Weltreise vor, denn die Erzherzogin Margareta war nicht vergeblich bei der Kaiserin gewesen. Die hohe Frau, die seit dem Tode ihres einzigen Sohnes so viel gelitten hatte, erschrak, als sie die Wahrheit hörte über den bedrohlichen Gesundheitszustand ihres Neffen. Natürlich müsse er fort. So rasch als möglich. Sie wisse am besten, was eine Seereise wert sei in solchem Zustande. Warum habe sie sich denn das Achilleion gebaut? Um recht oft nach Korfu fahren zu können mit Rudolf. Nun interessiere sie das unfertige Werk freilich nicht mehr. Es sei jetzt ja alles gleichgültig . . . Aber für Franz müsse geschehen, was möglich wäre, sagte sie.

Mein Erzherzog war voll Leben, seitdem seine Schwester ihm diese Botschaft gebracht hatte. Und als er beim Kaiser in Audienz erschien, um sich für den General zu bedanken, wurde er gnädiger und wärmer aufgenommen als in den letzten Jahren. Er werde im Dezember ein Kriegsschiff nach den ostasiatischen Gewässern entsenden, sagte der Kaiser, und dieses stehe jedenfalls bis Japan zur Verfügung für die Reise. Für das weitere würde auch gesorgt werden. Und als man dem Erzherzog nach einiger Zeit mitteilte, dieses ihm zur Verfügung stehende Schiff werde der neue Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth" sein, erblickte er darin keinen Zufall. Unter dem Schutz und Schirm der hohen Frau, die seinen Wünschen die Erfüllung brachte, sollte er also hinausziehen in die Welt. Das war ihm eine gute Verheißung.

Digitized by Google

Nie vorher hatte ich den Erzherzog so munter und fröhlich gesehen als in diesen Wochen. Er pflegte die Beziehungen zu seinen Eltern und Geschwistern voll Herzlichkeit, er wählte sich seine Begleitung, auch seine wissenschaftliche, voll Bedacht, ließ sich willig mit allem ausstatten, was die vorsorglichen Frauen für nötig hielten und fuhr mit seiner Schwester oft halbe Tage lang von Laden zu Laden, um dies und jenes noch zu erwerben. Sie bemutterte ihn sehr. An das Mitreisensollen dachte sie nicht mehr, seitdem festgesetzt worden war, daß ihre Vermählung mit dem Herzog von Württemberg im Fasching stattzufinden habe. Ohne Franzi? Es betrübte sie wohl, aber sie wagte nicht, den Wunsch auszusprechen, daß er die Reise verschiebe. Mitte Dezember lag das Schiff bereit für ihn und dabei mußte es wohl bleiben.

Als Graf von Hohenberg wollte der Erzherzog seine Reise um die Erde unternehmen und dieses Inkognito sollte streng gewahrt bleiben. Als ich mir die Frage erlaubte, warum gerade unter diesem Namen, da sagte er, daß er eine fast abergläubische Vorliebe für dieses schwäbische Geschlecht habe, aus dem die Stammutter der Habsburgischen Kaiser hervorging. „Wir dürfen diesen Namen nicht untergehen lassen, er bedeutet Glück für unser Haus."

Der Kaiser selbst war dafür, daß die Reise inkognito unternommen würde, denn das entlaste den Prinzen von vielen Pflichten und fördere ihren Zweck — seine Genesung. Aber er stimmte den Vorschlägen des gemeinsamen Ministers des Äußeren und des kaiserlichen Hauses zu, daß

Digitized by Google

in der unmittelbaren Umgebung des Erzherzogs auch ein madjarischer Kavalier und Kämmerer Dienst tue. Das gebiete die Vorsicht gegenüber etwaigen, in Ungarn so beliebten staatsrechtlichen Beschwerden. Wenn es am Ende doch wo einen Empfang gebe und bildliche Aufnahmen, scherzte der Kammervorsteher des Erzherzogs, und es sei dann kein Husar mit auf dem Bilde, koste das am Ende ein Ministerium in Ungarn.

Das alles bewies nur, wie wichtig Erzherzog Franz geworden war, von dem damals in der Öffentlichkeit noch gar nicht geredet wurde. Als ob eine Verschwörung bestünde gegen das Wort Thronfolger, als ob es aus unserem Sprachschatz ausgemerzt wäre, so gebärdete sich die gesamte öffentliche Meinung. Generalmajor Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este werde demnächst eine Reise um die Erde antreten, hieß es. Wer das war, was dieser neunundzwanzigjährige General für uns bedeute, darauf wurde nicht eingegangen, denn die offiziellen und offiziösen Stellen enthielten sich jedes Hinweises. Man wollte in der Hofburg noch immer nicht an die geänderte Lage erinnert werden.

*

Eines Tages war ich unvermutet zum Erzherzog berufen worden. Ich sollte ihn begleiten bei einem unangesagten Besuch in der Hofbibliothek und ihm zur Seite stehen bei der Einsicht in einige außerordentlich wichtige alte Werke, die er an Ort und Stelle der Reihe nach durchzunehmen die Absicht hatte. Als ich beim Kammervor-

Digitized by Google

steher erschien, sagte mir dieser, ich würde erwartet, ich könne eintreten.

Der Erzherzog war nicht allein und ich blieb nach einer Verbeugung abwartend an der Türe stehen.

„Guten Morgen, lieber Professor. Kommen Sie nur, ich stelle Sie Seiner Exzellenz vor!"

Er tat es. Die Exzellenz aber, ein gebräunter, wie ein Mulatte aussehender Herr von mittlerer Größe, war der Ministerpräsident Graf Taaffe. Er richtete seine stechenden schwarzen Augen auf mich und grinste mich an. Das sollte wohl ein Lächeln sein.

„Ich hab' Sie schon lang kennen lernen wollen," sagte er mit einem wienerischen Tonfall in der legeren Rede. „Freut mich."

Der Erzherzog zog sich für einen Augenblick zurück, um Säbel und Mantel anzulegen, wie er sagte, und wir blieben allein.

Ich hatte schon Kenntnis davon, daß der Graf dem Erzherzog im Auftrag des Kaisers ab und zu ein Privatissimum las über die Tagespolitik. Wenigstens orientiert sollte der Prinz sein, wenn auch nicht eingeweiht. Und da hatte heute wohl wieder ein solcher Orientierungsvortrag stattgefunden.

„Sagen S' mir, Herr Professor, reden Sie mit Seiner Kaiserlichen Hoheit auch manchmal über mich?" fragte der Graf plötzlich.

„Fast nie, Exzellenz. Ich erinnere mich, nur ein einzigesmal Ihre Politik gestreift zu haben," erwiderte ich.

Digitized by Google

„Das is g'scheit von Ihnen. Was er zu wissen braucht, das sag' schon ich ihm. Aber mir ist es so vorgekommen, als pfusche mir da wer ins Handwerk."

Ich war zunächst überrascht von dieser vulgär wienerischen Redeweise, und sie kam mir unecht vor. Was hatte dieser Tory irischer Abkunft in solcher Stellung mit dem Wiener Jargon zu schaffen? Aber das sollte wohl gemütlich sein.

Ich erwiderte ihm: „Das wird nicht gut möglich sein, Exzellenz, denn Seine Kaiserliche Hoheit läßt sich nicht leicht beeinflussen. Auch lehnt der Herr Erzherzog Gespräche über Tagesfragen direkt ab."

„So — o — Sie haben also wohl selber diese Erfahrung mit ihm gemacht."

„Ja, Exzellenz. Jenes einemal —"

Er schaute mich an. „Interessier'n Sie sich denn für die ekelhafte Politik? Ich nicht! Wie froh wär' ich, wenn ich das „Hohe Haus" da drüben los wär'!" sagte er voll Spott. „Ein Affenkäfig birgt mehr Verstand."

Diese Art, vom Reichsrat zu reden, paßte vollkommen zu dem Bilde, das ich mir von ihm machte.

„Ich interessiere mich allerdings für die öffentlichen Angelegenheiten," sagte ich. „Und ich habe den Eindruck, daß es momentan wieder besser geht, Exzellenz, Sie haben ja einen deutschen Landsmannminister in das Kabinett genommen."

„Besser geht's? Wir wursteln halt so weiter. Holterpolter über Stock und Stein. Wenn der Karren im Graben

Digitized by Google

liegt, wird ein neues Pferd vorgespannt. Aber das neueste ist ein fauler Mehlsack."

Ich lachte herzlich. Er meinte einen behäbigen Grafen, den er jüngst in sein Kabinett aufgenommen hatte und aus dem man in gewissen Zeitungen viel Wesen machte. Er galt als ein bequemer, aber sonst prächtiger Mensch.

Daß ich lachte, freute den Grafen. Wenn seine Witze zündeten, sprühte es in seinen Augen. Sein braunledernes Gesicht verzog sich in grinsende Falten, er sah mich lauernd an und „bleckte" die weißen Zähne.

Wir hörten den Erzherzog kommen. Da reichte mir der Graf seine welke Hand und sagte: „Wenn's einmal Lust haben nach einem Mandat, melden S' sich bei mir. 's is aber nit der Müh' wert. Ich geh' jetzt frühstücken. Bevor ich in das Haus der Gemeinen geh', muß ich immer ein paar Glasel getrunken haben, sonst macht mir die Geschichte keinen Spaß."

Er verabschiedete sich von dem Erzherzog.

Als er draußen war, sagte dieser lächelnd: „Er ist heute wieder geladen. In solchen Stunden redet er ungemein volkstümlich."

Auch wir gingen, der Erzherzog nahm mich in seinem Wagen mit.

Auf der kurzen Fahrt würgte mich etwas am Halse, ich hatte ein Gefühl des Ekels, das ich erst los wurde, als wir uns in die herrlichen Inkunabeln vertieften, die der Erzherzog einmal sehen wollte.

*

Digitized by Google

Eines Abends (es war der 8. Dezember und ein Feiertag) läutete es energiſch an unſerer Hausglocke. Wir hatten uns gerade zu Tiſch geſetzt und neben meiner jungen Frau ſtand der Kinderwagen, weil die Amme ſich für eine Stunde ausgebeten, als das Stubenmädchen hereinkam und eine junge Dame meldete. Eine Dame? Jetzt? Meine Frau wollte ſich erheben, doch das Mädchen ſagte, die Dame wolle den Herrn Profeſſor ſprechen. Mich? Wie heißt ſie? Hat ſie keine Karte? Meine Frau fuhr dazwiſchen: „Fragen Sie, wer ſie iſt und was ſie wünſcht!?“ Ich mußte lächeln über ihre Energie. Sie war ganz rot geworden und ſchien ſich allerlei zu denken. Da kam das Mädchen mit der Botſchaft zurück, die Dame habe dem Herrn Profeſſor etwas von einem ſehr hohen Herrn auszurichten, der nächſtens verreiſe.

Vom Erzherzog!

„Bitten Sie die Dame, in mein Zimmer einzutreten!“

„Das iſt aber merkwürdig,“ brummte meine Frau.

Ich wiſchte mir den Mund ab, gab meiner Frau einen Kuß und ging.

Eine blonde, mittelgroße junge Dame in Hut und Pelz ſtand neben meinem Schreibtiſch und ſtarrte mich prüfend an, als ich eintrat. Sie kam mir bekannt vor, aber ich konnte mich auch täuſchen. Jetzt ſtreckte ſie mir die Hand entgegen: „Guten Abend, Herr Profeſſor! Sie kennen mich gewiß . . . Ich bin die Kugler, die Mila Kugler.“

„O freilich! Ich habe Sie in mancher guten Rolle

Digitized by Google

gesehen und bewundert. Wollen Sie nicht Platz nehmen und den Pelz ablegen?"

„Danke, Sie haben es hier nicht so warm," sagte sie und setzte sich. Und schien ein wenig verlegen.

Ich wartete voll Mißtrauen. Es erschien mir ganz unwahrscheinlich . . .

„Sie fragen nicht, was ich Ihnen zu melden habe? . . . Sie scheinen ein Menschenkenner zu sein, Herr Professor. Natürlich war es nur eine Finte von mir. Sonst hätten Sie mich am Ende fortgeschickt."

„Womit kann ich Ihnen also dienen, mein Fräulein?"

Sie sah mich aus ihren großen wasserhellen Augen an wie ein lockendes Meerweib und schöpfte tief Atem. Dann sprach sie langsam: „Sie — wissen —?"

„Ja und nein. Ich ahne natürlich."

„Er will fort. Auf ein Jahr fort und läßt mich hier? Und ich erfahre es nicht durch ihn, sondern durch die Zeitungen?"

Das sprudelte sie heraus. „Ich bitte Sie um einen Rat, was ich tun soll; helfen Sie mir, daß er mich mitnimmt. Ich bitte Sie, Herr Professor!"

„Wie können Sie glauben, Fräulein Kugler, daß so etwas möglich ist? Und daß ich es durchsetzen könnte?"

„Man hat mir gesagt, Sie wären das im Stande. Und er spricht ja so oft von Ihnen, er schätzt Sie so sehr. Ich bitte Sie inständig darum!"

„Nein, mein Fräulein, das kann ich nicht. Er hat mir nie von Ihnen gesprochen, ich weiß de facto nichts

Digitized by Google

von seinen Beziehungen zu Ihnen und werde mich nicht unterstehen . . . Sie werden sich in seine Abreise ergeben müssen."

„Das will ich nicht und das tue ich nicht!" rief sie und sprang von ihrem Sitze empor. „Ich mache Skandal. Ich lasse mich nicht so wegwerfen."

Sie weinte, ich aber konnte diese Tränen beim besten Willen nicht tragisch nehmen. „Ja, was haben Sie sich denn gedacht, liebes Fräulein?"

„Ich? Ich habe geglaubt, daß er mich liebt, aufrichtig liebt, so wie ich ihn. Nie wäre ich sonst die Seine geworden. Und ich glaube das noch heute. Man hat das Ganze nur arrangiert, um uns zu trennen, und wenn ich ihn noch einmal sehe vor der Abreise, nimmt er mich mit. Genau so, wie der Johann Orth die Lori Stubel mitgenommen hat. Aber ich kann nicht zu ihm, alle Wege sind mir abgeschnitten, nur Sie können mir noch helfen."

„Liebes Fräulein, Sie geben sich allerlei romantischen Illusionen hin. Johann Orth war kein Erzherzog mehr, sondern ein Privatmann, ein Schiffskapitän, er brauchte auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Sie sind unmöglich auf einem Kriegsschiff, das eine dienstliche Fahrt unternimmt. Unmöglich! Seien Sie doch zufrieden, daß Sie im X.-Theater engagiert sind. Und er kommt ja schließlich wieder."

Sie zog die Augenbrauen hoch. „Bitte sehr, ich war früher engagiert als ich ihn kannte. Erst als ich die »Franziska« gespielt hatte, suchte er meine Bekanntschaft. Bitte sehr!"

Digitized by Google

„Umso besser! Es freut mich, daß Sie so stolz sind. Er kann ja bestenfalls nur eine schöne Erinnerung für Sie bleiben."

„Das kann wohl sein. Aber ich muß ihn noch einmal sehen, mag geschehen, was da will. So lasse ich mich nicht behandeln, da kennt er mich schlecht, wenn er das glaubt. Daß er nie etwas für mich tun wird, das sagt meine Mutter schon lange, aber daß er auch herzlos ist, das glaube ich nicht, da muß irgend etwas geschehen sein."

Dieser neue Ausbruch von Heftigkeit schien mir das an die Oberfläche gebracht zu haben, um was es sich hier handelte. Er wird etwas tun müssen für die pikante Dame.

„Liebes Fräulein," sagte ich, „ich sehe ihn noch einmal. Sie können sich mir anvertrauen; was soll ich ihm sagen? Aber sind Sie vernünftig, streben Sie nur das an, was möglich ist."

„Ich muß ihn sprechen," sagte sie trotzig. „Entwischt er mir hier, gibt es einen Eclat, ich werde in Triest sein auf seinem Schiffe. Irgendwie wird er mir selber sagen müssen, wie er sich das Weitere denkt. Es muß irgend ein Schurke mich bei ihm verleumdet haben; es muß etwas geschehen sein; aber ich ruhe nicht, bis ich das weiß. Wenn er ein Mann ist, so wie Johann Orth einer war, dann nimmt er mich mit. Dabei bleibe ich. Ich werde mir schon zu helfen wissen. Gute Nacht, Herr Professor!"

Sie schoß zur Türe hinaus. Und meine Frau, die gehorcht hatte, kam bleich und erschreckt zur Seitentür herein. „Wer war die . . .?"

Digitized by Google

„Eine Närrin," ſagte ich. „Sie glaubte, einen Prinzen im Netz zu haben und jetzt entwiſcht er ihr."

Zum Glück ſchrie unſer Bubi, und da ließ meine Frau ſogleich ab von ihren Fragen und eilte davon. Als ich nach einiger Zeit wieder zu Tiſch kam, war ich ſchon ſtandhafter als ich es im erſten Augenblick geweſen wäre. Ich nannte meiner Frau den Namen der Komödiantin nicht. Den des Prinzen wußte ſie freilich. „Ich hab' den immer für einen Heiligen gehalten!" ſagte ſie. „Iſt er alſo auch ſo?"

„Nein, er iſt eben nicht ſo. Er weiß ein Ende zu machen, und das haben andere nicht gewußt. Daran ſind ſie geſcheitert."

„Du orakelſt," bockte meine Frau.

„Du verſtehſt mich ganz gut. Verſtell' dich nur nicht," ſagte ich und bat ſie, kein Wort mehr von dem Vorfall zu reden. Aber noch im ehelichen Bett ſuchte ſie aus mir herauszubringen, wer das kecke Dämchen geweſen wäre und was ſie eigentlich gewollt habe. Ihr ſchien, als hätte ſie gedroht.

Mir ſchien das auch und ich fand keine Ruhe in dieſer Nacht. Früh Morgens begab ich mich zum Kammervorſteher, Grafen Leo Wurmbrand-Stuppach. Er war noch nicht empfangsfähig, aber da ich ihm durch den Kammerdiener, der im Vorzimmer Koffer packte, ſagen ließ, ich müßte ein paar ſehr dringende Worte mit ihm ſprechen, ließ er mich, während er ſich raſierte, in ſein Schlafzimmer eintreten. Der Graf, ein hagerer Junggeſelle, bekleidete den Rang eines Generals und war ein Mann von vor-

Digitized by Google

nehmster Haltung. Auch in Unterhosen und Nachthemd bewahrte er sie. Ich entschuldigte mich und er entschuldigte sich. „Die Sache will's, Exzellenz!" rief ich.

„Also legen Sie los, Herr Professor. Aber erschrecken Sie mich nicht," scherzte er, „sonst schneide ich mich."

Nun, er schnitt sich nicht, denn er legte das Messer beiseite und horchte.

„Eklat? Die droht? So etwas nehmen wir doch nicht ernst! Das ist entweder mit einer Rente oder durch die Polizei zu erledigen," sagte er, dann rasierte er sich weiter und ließ mich zu Ende berichten.

„Verdammte Weibergeschichten!" knurrte er, als ich meinen Bericht geschlossen hatte. „Wie schön wäre das Leben, wenn man damit nichts zu schaffen hätte. . . Aber ich danke Ihnen, Herr Professor, daß Sie sich herbemüht haben. Wir sind also gewarnt vor der exaltierten Dame. Nach Triest will sie kommen? Nicht übel. Dort wird die ganze Familie versammelt sein beim Abschied. . . . Ich werde Seiner Kaiserlichen Hoheit berichten, möchte Ihnen aber den Rat geben, zu tun, als ob Sie gar nichts von der Angelegenheit wüßten. Sie wissen, er wünscht Sie vor der Abreise noch zu sehen."

Ich empfahl mich und ging.

„Nochmals besten Dank!" rief er mir nach und schlug in Pantoffeln die Hacken zusammen. „Auch für die Bücherliste danke ich. Das gibt eine ganz schöne Reisebibliothek."

*

Digitized by Google

Als ich nach zwei Tagen vor dem Erzherzog ſtand, um ihm vor dem Abſchied noch einige kleine Denkſchriften, die er über die verſchiedenſten Fragen gewünſcht hatte, zu überreichen, fand ich ihn in einer edlen, elegiſchen Stimmung. Er hatte geſtern von Wien Abſchied genommen, das er leidenſchaftlich liebte. Er hatte die Frühmeſſe bei Sankt Stephan gehört, dann unerkannt auf einer ſtundenlangen Fußwanderung alle denkwürdigen Stätten der alten Kaiſerſtadt beſucht. Sein inniges Verhältnis zur Heimatsgeſchichte, ſeine Begeiſterung für die Kunſt kam in ſchwärmeriſchen Worten zum Ausdruck. Er kannte jeden Stein des Wiener Bodens, jede Sage, jedes Haus, das noch den Stil vergangener Zeiten aufwies. Und heute war er bei der Kaiſerin in Abſchiedsaudienz geweſen. Es hatte ihn ergriffen. „Dieſe ruheloſe Frau," ſagte er, „hat etwas Vergeiſtigtes, etwas Überirdiſches angenommen in der letzten Zeit. Ich hörte daheim oft erzählen, ſie lebe nur für ihre Schönheit und ihre Pferde, alles andere intereſſiere ſie nicht. Da muß ſie ſich ſehr verändert haben in den letzten Jahren. Wie ſie von dem toten Kronprinzen ſprach, ſeinen hochfliegenden Plänen, ſeiner nicht glücklichen Ehe, und wie ſie mich warnte vor den Fehlern, die er beging, das gab mir ein ganz anderes Bild von ihr. Sie bat mich, Geduld zu haben, alles an mich herankommen zu laſſen, nie etwas zu fordern, das ſei der ſicherſte Weg für mein Glück. Das hätte Rudolf nicht verſtanden, er hörte zu viel auf politiſche Projektenmacher. Sie wolle für mich gelegentlich alles niederſchreiben, was Rudolf Edles plante

Digitized by Google

und gern verwirklicht hätte, ich werde sein Erbe besser verwalten können als sie. Manches, das er dachte, sollte doch nicht ganz untergehen, meinte sie. Und auch eine Mission an mich hätte sie. Sie sollte mir eine Heirat vorschlagen aus ihrem bayrischen Kreise, und ich möchte mir die Braut nach Jahresfrist, auf der Rückreise vom Westen her, ansehen. Sie wäre dann gerade Siebzehn alt. Aber, was sagen Sie — sie riet mir zugleich ab. ‚Tu' es nicht, Franz. Suche dir anderes Blut. Allen zum Trotz rate ich dir: heirate nur die, die du liebst und keine aus unserem Blut, sonst wirst du häßliche Kinder haben.' Wie eine Mutter hat sie gesprochen, wie eine Weise. Sie hat mich wahrhaft gerührt."

So mitteilsam fand ich den Prinzen selten. Er redete ja gerne, aber Intimitäten vermied er. Seine Art gemahnte mich oft an den Ausspruch jenes stolzen Mannes, der einmal sagte: „Mein Haus hat eine Tor- und eine Türschwelle. Bis zu jener begleiten mich viele, über diese kommen wenige." Heute war ich beim Erzherzog über diese geschritten.

Er blätterte endlich durch, was ich gebracht hatte und sagte: „Danke. Danke . . . Ich brauche Stoff zur Verarbeitung. Ein Jahr ist lang. Zu Ihrer Bücherliste habe ich noch ein paar Werke über Kunst hinzufügen lassen. Namentlich über die Renaissance, die liebe ich besonders. Ich freue mich schon auf die indische und japanische Kunst, und auf die Jagd, das können Sie sich denken! Ich werde Ihnen manchmal schreiben, Herr Professor. Und ein Tage-

Digitized by Google

buch will ich führen über meine Reise, damit ich mich darüber ausweisen kann."

Als er mir die Hand zum Abschied reichte und ich ihm meine Glückwünsche für das Gelingen der Reise ausgesprochen hatte, sagte er plötzlich: „Apropos, die Kugler war bei Ihnen .... Was hat sie eigentlich gewollt?"

„Mitreisen!" erwiderte ich. „Und als ich ihr die Unmöglichkeit dargelegt hatte, forderte sie noch eine Zusammenkunft. Sie drohte, diese auf irgend eine Weise, selbst mit Eklat, zu ertrotzen."

„Haben Sie ihr nicht gesagt, daß Graf von Hohenberg kein Johann Orth sei?" erwiderte er lächelnd.

„Gewiß, Kaiserliche Hoheit, das sagte ich ihr wörtlich."

„Ich hab' das exzentrische Mädel satt. Mein Kammervorsteher hat sie übrigens schon beruhigt und ich lasse niemanden in Wien zurück, der mir falsche Tränen nachweint. Nochmals: leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich auch Ihrer lieben Frau!"

In sehr bewegter Stimmung verließ ich den Erzherzog. Im Vorsaal warteten einige Personen, und aus dem Arbeitszimmer des Kammervorstehers trat eben der Herr Propst. Er reichte mir beide Hände. „Guten Morgen, lieber Professor! Warum sehe ich Sie nie?" Aber er wurde schon gebeten, einzutreten. „Auf Wiedersehen!" flüsterte er mir noch zu und seine wuchtige Gestalt verschwand hinter der Tür des Audienzzimmers.

Ich wünschte dem Grafen Wurmbrand noch eine glück-

Digitized by Google

liche Reise und er warf mir die Frage hin: „Warum haben Sie sich nicht zur Mitfahrt gemeldet, Herr Professor? Sie werden uns fehlen!" Mir kam vor, als wäre dies eine ironische Bemerkung, weil meine Audienzen immer am längsten dauerten, und ich sagte es ihm. „Nein, nein, es ist mein Ernst. Seine Hoheit braucht ab und zu jemanden, mit dem er tiefere Gespräche führen kann. Er fragt so viel . . . Und ich werde immer zu rasch müde. Und die zwei jungen Kämmerer, die mitkommen, sehen mir auch nicht darnach aus, als ob sie standhalten könnten."

Mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen!" trennten wir uns.

Digitized by Google

4.

Antritt der Weltreise mit dem Rammkreuzer „Kaiserin Elisabeth". — Großer Abschied in Triest. — Der Erzherzog reist als Graf von Hohenberg. — Eine pikante Entdeckung an Bord. — Ausschiffung des ungebetenen Gastes. — Literarischer Besuch bei Propst Marschall. — Briefe vom Erzherzog. — Ein Audienztag in der Wiener Hofburg.

Es ist etwas Erhebendes um die echte Frömmigkeit. Mein Erzherzog beichtete und nahm die Hostie vor der Abreise, und seine ganze Familie hatte sich zu der stillen Messe eingefunden, die Propst Marschall in der Hauskapelle las. Nie sah ich ein Menschenkind so andächtig, so inbrünstig beten und sich so demütig vor Gott in den Staub werfen.

Beneidenswert, wer es kann!

Mit gereinigter Seele, frei von aller Erdenlast ein neues Werk beginnen können, welch ein erhabener Gedanke!

*

Aus Triest erhielt ich einen gar feinen, stimmungsvollen Bericht von einer Hofdame aus dem Gefolge der Erzherzoginnen. Sie erzählte mir:

Digitized by Google

Alles, was zur engeren Familie gehörte, wollte dem Erzherzog Franz das Geleite geben so weit es nur möglich wäre. Das Elternpaar, Erzherzog Karl Ludwig und die Frau Erzherzogin Maria Thereſia voran. Die Schweſtern ließen ſich nicht halten. Otto, der ſo ſelten für eine Familienſache zu haben iſt, kam mit ſeiner Gemahlin, der Erzherzogin Joſepha. Nur Ferdinand Karl fehlte in unſerem Zug, er war nicht rechtzeitig aus ſeiner Garniſon eingetroffen, was allgemeine Betrübnis hervorrief. Aber warten konnte man nicht. In Trieſt lagen zwei Kriegsſchiffe am Molo, die „Kaiſerin Eliſabeth" und der „Greif". Sogleich nach unſerer Ankunft ſchiffte ſich Erzherzog Franz auf der „Eliſabeth" ein, die übrige Geſellſchaft auf dem „Greif". Man beſuchte ſich gegenſeitig, promenierte auf Deck und plauderte, den Abend aber verbrachte der Erzherzog Franz bei uns auf dem „Greif". Der Hafen war ungemein belebt von Publikum, die Schiffskapelle ſpielte, die Matroſen und ihre Mädchen, die auf dem Molo flanierten, ſangen wehmütige Lieder von Scheiden und Meiden und der Mond leuchtete hell und klar durch die milde Winternacht. Weit draußen ſchlief das Meer. Im Salon des „Greif" aber wurde der Erzherzog mit einer Feier ſeines 29. Geburtstages und allerlei Geſchenken überraſcht, die wir mitgebracht hatten. Dieſe Feier wäre in vier Tagen fällig geweſen und ſo verband man ſie jetzt mit der des Abſchieds. Erzherzog Otto hielt eine witzige Rede, um die Stimmung zu heben und trieb allerlei Schabernack. Auch ein Telegramm des Kaiſers und der Kaiſerin war gekom-

Digitized by Google

men mit einem herzlichen Abschiedsgruß. Ganz still und schweigsam war der Gefeierte. Er hütete sich zu reden, um seine Ergriffenheit zu verbergen.

Ich war mit der Gräfin Xandi auf dem Oberdeck des „Greif", als der Erzherzog auf sein Schiff heimkehrte, um sich zur Ruhe zu begeben. Die Offiziere und die Matrosen bildeten Spalier und der Kapitän v. Becker geleitete den Erzherzog. Da bemerkte ich inmitten der Mannschaft einen blonden Matrosen, der mir sehr nach einem verkleideten Mädchen aussah. Die Gräfin, die ich aufmerksam machte, bestritt es. Das sei ein lieber Kerl, ein molliger Bursch, wie sie sie liebe, aber ein . . .? Sie lachte mich aus. Nun, wir hatten so manches erlebt in den letzten Jahren. Was wäre denn dabei gewesen, wenn auch da so ein kleines Abenteuerchen mitliefe. Ich behielt aber diese Gedanken für mich. Die hysterische Xandi war ganz entzückt von dem Jungen, den ich da drüben entdeckt hatte. Sie würde gewiß träumen von ihm, sagte sie.

Am nächsten Morgen, den fünfzehnten Dezember 1892, kam Ferdinand Karl, der jüngste Bruder. Er war glücklich, daß er nicht zu spät eintraf und ging nicht mehr von der Seite des Bruders. Es kamen auch Gäste. Der Admiral von Sterneck war aus Pola herbeigeeilt, um die höchsten Herrschaften zu begrüßen, Graf und Gräfin Thun, Fürst Starhemberg und andere kamen, ihre Abschiedsaufwartung zu machen. Und die „Kaiserin Elisabeth" wurde gründlich besichtigt. Das Schiff soll das Neueste an kriegerischer Ausrüstung enthalten, sagt man. Neuntausend Pferdekräfte

Digitized by Google

treiben die Maschinen, ich sah mehr als zwei Dutzend Kanonen und elegante Turmgeschütze, allerlei Torpedoeinrichtungen und sonstige Mordwerkzeuge, aber den blonden Matrosen, den molligen mit den geschwungenen Hüften, den sah ich nicht. Und auch die Gräfin konnte ihn nicht entdecken, obwohl sie überall herumstieg und selbst in die Schlafräume der Mannschaft guckte. „Wer weiß, wo er Dienst hat," sagte sie, „der süße Junge." Sie erschien mir schon etwas pathologisch in jener Stunde.

Erzherzog Franz begleitete die höchsten Herrschaften wieder zurück auf den „Greif" und es gab hier einen zärtlichen, tränenreichen Abschied. Stramm und aufrecht nahm er dann den Weg zurück. Brausende Evviva- und Hurrarufe begleiteten ihn, die Geschütze donnerten, die Musikkapellen auf allen Schiffen ringsum spielten die Volkshymne und die Vertäuung der „Kaiserin Elisabeth" wurde gelöst. Schlag zwei Uhr setzte sich das Schiff in Bewegung und inzwischen war auch das unsere flottgeworden, der „Greif" geleitete die „Elisabeth". Es war ein erhebender, großartiger Anblick, als die Zurufe aus tausend Kehlen sich erhoben und den Geschützdonner und die Musik überbrausten. „Evviva!" „Evviva!" „Hurra!" „Heil!" „Zivio!" Der ganze Chorus Österreichs war losgebrochen.

Bis nach Pirano ging unsere Geleitschaft. Die Musikkapellen spielten den Radetzkymarsch da, das Prinz Eugenlied dort und zuletzt den Lieblingsmarsch Franz Ferdinands „O du mein Österreich!"

Digitized by Google

Es war alles auf Deck und winkte und grüßte, als der „Greif" scharf abschwenkte. „Glückliche Reise!" „Lebewohl!" „Weidmannsheil!" das waren die letzten Zurufe, die die salutierenden und sich verneigenden Reisenden noch erreichten. Und nach einigen Minuten war die „Elisabeth" nur noch ein ferner Punkt im Meer. Dann versank auch dieser.

Ich hatte während dieser bewegten halben Stunde die Gräfin Xandi ganz aus den Augen verloren, wir waren schon beinahe wieder in Triest, als ich sie in einem Korbstuhl sitzend entdeckte. Mit einem höhnischen Blick sah sie mich an. „Sie haben es wohl gewußt . . . Sind wohl mit im Vertrauen gewesen . . .?" sagte sie voll Anzüglichkeit. „Vielleicht die Vermittlerin?"

„Wovon reden Sie, ma chère?" erwiderte ich scharf.

Da kam eine Cammeriera und bat die Gräfin zu ihrer Erzherzogin. Ich erhielt keine Antwort. Und sie mied mich während der ganzen Rückfahrt nach Wien, ich blieb ohne Erklärung darüber, was sie gemeint haben konnte. Aber ich dachte es mir wohl. . . .

*

In den Weihnachtsblättern stand eine unscheinbare kleine Theaternotiz, die meldete, daß Fräulein Mila Kugler, die Soubrette des X.-Theaters, die eine kleine Urlaubsreise nach Ägypten unternommen hatte, der Direktion aus Port Said ihre Rückkehr telegraphisch angezeigt habe.

Digitized by Google

Ch. Scolik, k. u. k. Hof- und Kammerphotograph, Wien VIII

Propſt (ſpäter Biſchof) Marſchall

Digitized by Google

Es gab wohl kaum drei Menschen in Wien, die ahnten, was zwischen diesen gewundenen Zeilen stand. Unser Weltreisender war also standhaft geblieben, er hat sie gleich in Port Said ausgeschifft.

Wer ihr wohl behilflich dabei gewesen sein mochte, sich auf dem Schiffe einzuschleichen? Ich möchte nicht an seiner Stelle sein.

*

Ich habe dem Herrn Propstpfarrer Marschall im Jänner (1893) endlich meinen Besuch gemacht, da er mich so vorwurfsvoll begrüßte nach jener Abschiedsaudienz. Aber ich gestehe, daß ich es nur tat, um über unseren Weltreisenden ein Wort zu hören, der für mich wie verschollen war. Leider fand ich den geistlichen Herrn nicht allein, es war eine Dame bei ihm zu Besuch, die er mir bei unserer Vorstellung als Schriftstellerin bezeichnete. Sie saß sehr fest, nickte mir zu und rauchte die gleiche dicke Zigarre wie der Propst selbst. Und sie redete mit einer Baßstimme, daß ich manchmal erschrak, wenn sie eine ihrer knappen, scharfen Äußerungen in das Gespräch warf. Ich erinnerte mich, ihren Namen schon gehört zu haben, sie hatte irgend einen vorchristlichen Heimatsroman aus Pannonien geschrieben und fühlte sich als unser weiblicher Felix Dahn. „Aber bitte, ohne Tendenzmacherei," sagte der Propst, als dieser Name fiel. „Das Fräulein beehrt mich immer, wenn sie etwas Neues mit altkirchlichem Hintergrund plant. Jetzt ist sie schon beim heiligen Severinus und ich bin sozusagen

Digitized by Google

ihr theologiſcher Mitarbeiter," ſcherzte er. Ich fand die blonde kleine Dame, die etwa dreißig Jahre zählen mochte, ſchon ziemlich angeſäuert für ihr Alter, ſie war altjüngferlich, herb und rechthaberiſch. Ich hätte keine Kirſchen mit ihr eſſen mögen.

Da ſie nicht wich und tat, als ob ſie zuhauſe wäre, fragte ich den Propſt endlich doch, ob er denn noch gar keine Nachricht habe von unſerem Thronfolger.

„O freilich," erwiderte er. „Seine Hoheit ſchrieb mir ſchon von Suez. An Heimweh litt der Prinz ein paar Tage ſo ſehr, daß er glaubte, ernſtlich krank zu ſein. Und ſeinen an Bord verlebten Weihnachtsabend ſchilderte er mir reizend. Es war der erſte, den er nicht daheim verbrachte, in der Familie, und das ging ihm beſonders nahe."

„Wie ſentimental!" ſchnarrte die Schriftſtellerin.

„Finden Sie?" warf ich ein.

„Sentimental?" fragte auch der Propſt. „Der Prinz hat eben Familienſinn. Er findet für den vierundzwanzigſten Dezember die hübſche Wendung in ſeinem Briefe: ‚Ein Tag, deſſen Beſtimmung es ſcheint, nur einen Abend zu haben.'"

„Nett!" brummte der Blauſtrumpf hinter ſeiner Zigarre.

Der Propſt lachte. „Das will ich meinen, daß das nett iſt . . . Wo iſt doch der Brief? . . . Hier."

Er entfaltete ein großes Doppelblatt und flog den Text durch, dann ſagte er zu mir: „Hören Sie, wie er ſich über ſein Heimweh hinweg hilft." Und er las: „Ich

Digitized by Google

habe mir meine Kabine gleich am ersten Tag nach meinem persönlichen Geschmack hergerichtet, habe die mitgebrachten Bilder und Photographien all meiner Lieben aufgemacht, meine Lieblingsbücher, meine Waffen um mich ausgebreitet und lebe auch hier mein eigenes Leben. Und S. M. Schiff ist ja ein schwimmendes Stück Vaterland. Das ist kein leeres Wort, das ist eine Wahrheit. Man verwächst rasch mit einem solchen Schiff, denn man fühlt, daß man ganz und gar seiner Gnade anvertraut ist. Es war also doch keine Weihnacht in der Fremde. Und es gab sogar eine Überraschung. Man hatte einen Christbaum mitgenommen aus der Heimat, die Herren putzten ihn mit Lichtern und Konfekt auf und als ich bei der Feier erschien, ließ man künstliche Schneeflocken aus Baumwolle auf ihn niederwehen. Die Schiffskapelle aber spielte in der Ferne das Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht". Es war ganz windstill auf Deck und derselbe Mond, der daheim schien, lächelte auch uns. Und alle Nationen der Monarchie umstanden den heiligen Baum aus der Heimat, es ist keine unvertreten auf der „Kaiserin Elisabeth". Eine Juxtombola beschloß den Abend, der Chefarzt aber machte uns eine Ananas-Bowle, ein Kadett spielte auf der Zither heimatliche Weisen, ein Quartett aus der Mannschaft sang einige Volkslieder. Ich hätte mir einen österreichischeren Weihnachtsabend gar nicht denken können. Spät noch stieg ich auf die Brücke hinauf, um dort noch von der fernen Heimat zu träumen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich sie den ganzen Abend nicht vermißt hatte."

Digitized by Google

„Ist das nicht prächtig?" rief der Propst, indem er den Brief beiseite legte.

„Tja—a—a," brummte das Fräulein von der Feder, „für einen Prinzen ist das etwas."

Mich hatte der Brief ergriffen. Es ist doch nicht einerlei, wer so etwas schreibt und derartige Empfindungen zum Ausdruck bringt. Wenn der Erzherzog ein Tagebuch dieser Art über seine Reise führt, dann dürfte das ein lesenswertes Buch geben, sagte ich mir. Und ich beneidete den Herrn Propst um den Besitz dieses Briefes.

*

Nun hat die tapfere Lieblingsschwester des Erzherzogs, Margareta, die ihm die Gunst der Kaiserin für seine Reisepläne erwirkte, den Herzog von Württemberg geheiratet und ist nach Stuttgart übersiedelt. Der Propst assistierte, als der Seelenhirt des Hauses, bei der Trauung. Er sieht gar imposant aus im großen Ornat und ist heute die volkstümlichste kirchliche Erscheinung in Wien. Er hat etwas Sonniges, Herzliches, das ihm die Gemüter gewinnt, und man sagt allgemein, er sei der künftige Fürsterzbischof. Vorher müßte er allerdings noch Weihbischof werden beim Domkapitel von Sankt Stephan, meinen seine Freunde.

*

Ich war beim Kaiser in Audienz. Nicht das erstemal, aber in den vier Jahren, die mich zu dem Erzherzog Franz in Beziehung brachten, hatte ich nie Gelegenheit, mich

Digitized by Google

Seiner Majestät zu nähern. Und auch diesmal kam ich mit einer Abordnung, die die Bitte um Genehmigung eines neuen Museumsbaues vorzutragen hatte und nicht in persönlichen Angelegenheiten. Wir meldeten uns vor ein paar Tagen in der Kabinettskanzlei und baten um diese Audienz. Der Gegenstand unserer Bitte wurde gebucht und unsere Namen unter genauer Berufs- und Wohnungsangabe und sonstigen Daten in Vormerkung genommen. Obwohl keiner von uns den Beamten ganz unbekannt sein konnte, wurden die Formen streng eingehalten. Der Kaiser muß ja wissen, wer ihm gegenübersteht, er darf durch nichts überrascht werden. Wahrscheinlich erhebt die Polizei auch die Unbescholtenheit jedes Audienzwerbers, denn es wird die Zulassung nie sogleich ausgesprochen, man behält sich die schriftliche Verständigung vor. Dieses Verfahren wurde uns gegenüber natürlich nicht so weit ausgedehnt, aber ganz umgangen wird es wohl nie. Was bei jedem Namen in der Audienzliste steht, das gibt dem Kaiser die Anknüpfungspunkte für ein Gespräch. Und ehe jemand eintritt, wirft er stets einen Blick auf die Liste.

Wir waren für 11 Uhr beschieden und fuhren gemeinsam im Burghof vor. Dieser war schon gefüllt mit den Wagen der Audienzwerber und mit Neugierigen. Die Burgwache hatte ständige Bereitschaft, es gab jeden Augenblick eine militärische Begrüßung für ein Mitglied des Kaiserhauses oder einen hohen Würdenträger der Armee. Die Vorposten, die sie bei den Torbogen der Durchfahrt ausgestellt, brauchten bloß ein Zeichen zu geben und der

Digitized by Google

Posten schrie Gewehrrrrraus! und die Trommel wirbelte.

In dem herrlichen Barockpalast der Reichskanzlei sind die Arbeits- und Empfangsräume des Kaisers. Auf dem Balkon desselben erscheint er manchmal, wenn um 1 Uhr mittags die Ablösung der Burgwache mit einer Regimentskapelle aufzieht, um eines der Musikstücke anzuhören und sich ein bißchen auszusonnen. Der große Vorsaal, der zum Audienzzimmer des Kaisers führt, ist ein ernster halbdunkler Raum. Bänke laufen ringsum an den Wänden hin und Kopf an Kopf sitzen da oft die Wartenden, die allen Ständen und allen Nationen angehören. Und in der Mitte des Saales bilden sich die Gruppen der Stehenden, die vermöge ihres Ranges hoffen dürfen, früher an die Reihe zu kommen als gewöhnliche Sterbliche. Sie führen leise Gespräche miteinander, mancher von ihnen ist schon wiederholt hier gewesen und kennt den Brauch, die Neulinge erkennt man sogleich an ihrer Unsicherheit und Befangenheit. Von den Wänden blicken ernste Gemälde nieder auf die Gäste, die alle voll Erwartung und in Spannung sind. Ein Hoffourier bahnt sich den Weg durch sie, er hat eine Liste in der Hand, sucht die Einzelnen, die er noch nicht kennt, und ordnet sie beiläufig nach der Reihenfolge, die ihm nach dem Zeremoniell vorgeschrieben wurde. Er teilt dem mit, daß er bald, jenem, daß er erst später drankomme, er bittet die Abordnungen beisammen zu bleiben, denn sie kämen früher dran als diese und jene Einzelperson. Mir ist der Rang, den Abordnungen einnehmen in der Hofliste,

Digitized by Google

nie ganz klar geworden, aber es scheint, daß drei oder vier Professoren oder Bürgermeister im Vorsaal des Kaisers wohl so viel gelten wie ein General, keinesfalls so viel wie ein Geheimer Rat, der immer den Vortritt hat.

Die Eingangstür in diesen Saal ist links in der Ecke und wenn man geradeaus ginge, käme man vor die Türe des Kaisers. Aber man wendet sich nach rechts in die Tiefe des Saales, denn der gerade Weg ist nicht frei, dort ballt sich die Gruppe derer, die zunächst an die Reihe kommen, dort erscheinen die schon Abgefertigten und nehmen den Weg zur Eingangstür. Und dort steht in großer Gala die hochadelige Trabantenleibwache mit gezogenen Säbeln, dort haben die Kämmerer Dienst. So oft sich die Türe von innen öffnet und jemand das Kabinett des Kaisers verläßt, schießt der diensttuende Kämmerer, der selbst eine Liste der Anwesenden besitzt und in peinlichster Sorge um die Einhaltung der Reihenfolge ist, wie ein Pfeil hinein, um den Folgenden anzumelden, kehrt zurück, macht dem neu Eintretenden seine Verbeugung und tritt zur Seite. Immer weiß der Kaiser, wen er vor sich hat und weshalb der Audienzwerber vor ihm erscheint. Die Schlagworte auf der ihm von der Kabinettskanzlei vorgelegten Liste unterrichten ihn genau. Er kann durch nichts überrascht werden, höchstens durch die Form, in der einer seine Bitte vorträgt oder durch illustrierende Einzelheiten. Er ist immer ruhig, immer vorbereitet, während der Gast stets befangen, wenn nicht erregt oder gar erschüttert ist von dem Gewicht des Augenblicks. Mag einer noch so kühl und ver-

Digitized by Google

ſtandesmäßig veranlagt ſein, ſobald er vor dem Manne ſteht, der unter fünfzig Millionen der Erſte und Oberſte iſt, deſſen Ja oder Nein mehr gilt als das jedes anderen Menſchen, vibriert etwas in ihm, das ſein Gleichgewicht ſtört. Ganz ſo, wie einer iſt, erſcheint er in ſolch einer Audienz wohl nie. Da müßte einer ſchon ein ſehr guter Schauſpieler oder ſehr oft vor dem Antlitz des Kaiſers erſchienen ſein.

Wir ſtanden beiſammen unter Prälaten, hohen Offizieren und Beamten in Uniform, die wohl zum großen Teil nur erſchienen waren, um ſich für eine ihnen verliehene Auszeichnung, einen höheren Rang oder einen Orden zu bedanken. Ringsum an den Wänden ſaßen die Witwen und Waiſen, die Bürger und Bauern, die Enterbten des Glücks, die hier auf ein Wort der Gnade hofften oder die ein vermeintliches Recht, das vergewaltigt wurde, geltend zu machen ſuchten. Sie hatten wenig Aufmerkſamkeit für ihre Umgebung, ſie blickten nach innen, ſie übten ſich Anſprachen und demütige Worte ein, ſie rafften alles in ſich zuſammen, was ſie in dem großen Augenblick ſagen und ausdrücken wollten. Ganz verloren ſaß mancher da und war zufrieden, daß es ſo lange dauerte, denn der heiß erſehnte Augenblick war ihm auch ein gefürchteter.

Als der farbenbunte Kreis vor uns ſich lichtete, wurden wir aufmerkſam gemacht von dem Hoffourier, daß wir nun ſehr bald drankämen. So oft die Türe hinter der Ehrenwache ſich öffnete und ein Zufriedener heraustrat, ſah man

Digitized by Google

einen Augenblick hinein. Und immer ging der Kaiser nach rückwärts zu seinem Stehpult, auf dem offenbar die Liste derer lag, die er heute empfing. Er strich den Namen des Letzten entweder mit einem Bleistift durch oder machte sich eine Anmerkung zu demselben. Auch überlas er wohl die Daten für den Nächsten. Und wenn sich die Türe wieder öffnete, kam er immer von dort vor und dem Eintretenden entgegen. Plötzlich schoß der Kämmerer heraus, trat an eine Abordnung vor uns heran und fragte, welcher der Herren der Herr Direktor Soundso wäre. Dieser nannte sich. Der Kämmerer prüfte ihn einen Augenblick mit dem aufsaugenden Blick eines Porträtmalers und eilte zurück in das Kabinett des Kaisers. Es war klar, daß Seine Majestät gerade diesem Mitglied der Abordnung etwas zu sagen hatte, es aber noch nicht kannte. Der Kämmerer mußte vorher berichten, wie der Mann aussah.

Endlich waren auch wir eingetreten und hatten wenige Schritte von der Tür Aufstellung genommen, denn schon kam die schlanke, elegante Gestalt des Kaisers auf uns zu. Er nahm unsere Verbeugung mit einem Neigen des Kopfes entgegen und sagte: „Es freut mich, die Herren zu sehen."

Nun redete der Präsident unseres Ausschusses und sagte in wenigen Sätzen, um was es sich handelte. Die Bitte gipfelte darin, der Kaiser möge den Grundstein legen zu dem zu erbauenden neuen Museum.

„Gerne gebe ich Ihnen die Genehmigung zu dem Bau und wenn es meine Zeit erlaubt, will ich Ihre Bitte erfüllen," sagte der Kaiser. Dann sprach er mit jedem

Digitized by Google

einzelnen ein persönliches Wort und lobte dessen Mitwirkung an dem gemeinnützigen Unternehmen. Ich hatte mich als Vierter aufgestellt, als letzter. Es schien mir, als würde der Ausdruck seiner väterlichen Miene und seiner wunderschönen blauen Augen heller, als er sich mir zuwandte. „Es freut mich besonders, Sie wiederzusehen, Herr Professor. Das ist schön, daß Sie auch an diesem Werke mittun. Ich habe gehört, daß Sie sich viel Mühe machten mit meinem Herrn Neffen. Er hat es mit Dank anerkannt vor seiner Abreise."

„Euer Majestät, es ist mir die größte Ehre und Freude, das zu hören."

„Ich danke Ihnen, meine Herren, es wird Ihnen das Nähere noch mitgeteilt werden," sagte der Kaiser, und neigte den Kopf.

Wir waren entlassen.

Sobald er unsere Verbeugung entgegengenommen hatte, wendete er sich und schritt nach seinem Schreibpult. Ich war der Letzte und merkte, daß man unbeobachtet und ohne Verlegenheit aus dem Audienzzimmer des Kaisers entkommen konnte. Wenn mich aber jemand fragen würde, wie es darin aussieht, müßte ich ihm die Antwort schuldig bleiben. Und doch war ich mehr als einmal dort. So dämmerig der Vorsaal erscheint, so hell und sonnig ist der Raum, in dem der Kaiser empfängt, aber es ist unmöglich, etwas anderes dort zu sehen als ihn.

Als wir die breite Treppe hinabschritten, suchte unser Sprecher, der sehr zufrieden war mit dem Ergebnis der

Digitized by Google

Audienz, sogleich festzustellen, was der Kaiser zu jedem einzelnen gesagt habe, damit er einen kleinen Bericht für die Presse machen könne. Seltsam! Obwohl keine fünf Minuten verstrichen waren seit der Audienz, mußte ich allen den Text ausbessern, denn jeder übertrug die schlichten Worte des Kaisers ins Pathetische. Sie behielten wohl den Sinn, nicht aber den Wortlaut seiner Rede.

Was mögen Kaiserworte oft für Wandlungen durchmachen!

Digitized by Google

5.

Neue Briefe des Erzherzogs. — Sein Inkognito ist nicht zu wahren. — Er findet überall eine kleine österreichische Insel. — Der Erzherzog verlangt Berichte über die Vorgänge in der Heimat. — Politische Grundlagen für solch einen Bericht. — Taaffe. — Rolle des deutschen Klerikalismus und der Tschechen. — Eine neue Losung: „Seien wir christlich und seien wir sozial." — Frühe Heimkehr des Erzherzogs über Amerika. — Dr. Lueger, ein Mann der Zukunft. — Der Verfasser des Berichtes in Ungnade. — Sturz des Grafen Taaffe. — Propst Marschall über den Hof. — Er will vermitteln. — Der Erzherzog begrüßt sein heimkehrendes Schiff in Pola.

Im Februar erfreute auch mich endlich ein Schreiben meines hohen Weltreisenden. Der Brief war „In See nach Colombo" geschrieben und auf Ceylon eilig abgeschlossen. Er schilderte zuerst die Sylvester- und Neujahrsfeier an Bord der „Kaiserin Elisabeth". Mit einem Hipp, Hipp, Hurra! und dem Radetzkymarsch wurde das neue Jahr begrüßt und man trank tropisch warmen Champagner dazu, denn das Eis war ausgegangen und die Eismaschine gebrochen. Auch von der ersten Jagd auf Flamingos handelte der Brief, und der Erzherzog machte das betrübende

Digitized by Google

Geständnis, daß sein erster Schuß auf dieser Weltfahrt ein Fehlschuß gewesen sei. Aber das habe ihn nicht irre gemacht in dem Glauben an sein Weidmannsglück, er werde die Tiger und Elefanten nicht fehlen. Am Neujahrstag habe er übrigens von der Brücke aus den ersten fliegenden Fisch erlegt, was ein Kunststück wäre. Der „eilige Schluß" des Briefes auf Ceylon, vor Postabgang, verriet eine Art Humor bei dem Prinzen, der mir neu an ihm war. Er schreibt: „Wissen Sie, Herr Professor, daß auf Ceylon das Paradies gewesen sein soll? Die Sagen dieses Wunderlandes behaupten es und ich glaube es. Nein, um eines Apfels willen sich von da vertreiben zu lassen! Ich würde standhafter gewesen sein!"

Man glaubt es ihm. Die weibliche Ausschiffung auf Port Said spricht dafür.

*

Im Mai erst kam ein zweiter, aus Bombay datierter Brief. Er ist schwer und ernst gewesen und verriet, wie innerlich einsam der Erzherzog sich fühlte in all dem Trubel, der ihn oft umgab. Mit seinem Inkognito sei es nichts gewesen, schrieb er. Schon der Khedive von Ägypten, den ich ja kenne, da er im Theresianum erzogen wurde, habe den Grafen von Hohenberg nicht respektiert und ihn feierlich als Erzherzog begrüßen lassen. Und je weiter er im Orient kommt, desto mehr Aufsehen mache seine Reise. Nun bedrohe man ihn schon mit einem großen offiziellen Programm für Indien und Japan. Er sei hier der Thronfol-

Digitized by Google

ger Österreichs und sonst nichts. Alle Gesandten und Konsuln wollen ihr eigenes Ansehen durch seine Reise heben, und sie seien so stolz, daß ein österreichisches Kriegsschiff endlich den Weg zu ihnen fand. Das gebe ihm viel zu denken. Er finde überall, wohin er auch komme, eine kleine „Heimat-Insel", schrieb er mir. In der Jesuitenkirche von Kalkutta, wo er die Messe gehört, sang man das „Gott erhalte". Und als er die Kirche verließ, erklang vom Chor herab, auf der Orgel, die Weise: „O du mein Österreich!" Es habe ihn zu Tränen gerührt. Alle Ansätze seien gegeben für eine weitere überseeische Entwicklung und die müßte nicht bloß dem Handel Österreichs zugute kommen, die könnte weltpolitisch verfolgt werden. Noch sei die Erde ja noch nicht ganz verteilt. Es wäre in ihm so mancher Plan, den er kaum zu äußern wage. „Wer weiß, wie diese Ideen daheim sich ausnehmen, in der engherzigen Welt unverträglicher Parteien und Völker. Wir werden darüber einst reden!" Ihm mißfiel die sklavische Unterwürfigkeit der orientalischen Völker, die ihn nur auf der Erde hockend und mit niedergeschlagenen Augen an sich vorbeiziehen lassen, als wäre er ein Götze, dessen Blick töte. Und widerlich berühre ihn die Behandlung der Toten, die den Adlern und Geiern zum Fraß hingelegt werden, bei den „Türmen des Schweigens". Die Unzahl gemästeter Adler, auf die er nicht einmal schießen wolle, bereite seinem Jägergemüt ein Grausen. „Ist das ein Vorurteil?" fragte er. „Ist es der christliche Glaube, der sich in uns auflehnt gegen diesen abscheulichen Totenkultus? Kultus?! Die Adler fressen

Digitized by Google

das Fleisch, und die Gebeine bleichen und zermürben im Sonnenbrand. Ich bin kein Freund der Feuerbestattung, die bei uns angestrebt wird, aber hier würde ich es werden."

Sein mehrseitiger Brief schloß mit dem Wunsche, ich möchte ihm doch nach Yokohama oder lieber nach New-York einen Bericht über die Lage in der Heimat senden. Ein Jahr in der Fremde sei doch länger als er gedacht habe.

*

Einen Bericht über die Lage? Nach New York? Das hatte wohl noch Zeit. Dort konnte der Erzherzog ja vor dem September kaum eintreffen. Ich legte mir den Stoff im Kopfe zurecht und machte mir auch kleine Aufzeichnungen, die erhalten geblieben sind. Hier sind einige:

„Von der Tagespolitik zu reden, hatte sich der Erzherzog immer versagt, aber etwas über sie zu lesen wird ihm vielleicht nützlich sein. Er schätzt den Grafen Taaffe. Nun, es ist fraglich, ob er ihn noch als Ministerpräsidenten vorfindet. Der Graf sucht jetzt, nach mehr als dreizehnjähriger Mißhandlung der Deutschen, Anschluß an sie und kann ihn nicht finden. Er fällt von einem Experiment in das andere und wird wohl bald sein letztes gemacht haben. Er schmiedete den unnatürlichen eisernen Ring von Feudalen, Slaven und Deutschklerikalen gegen das deutsche Volk in Österreich. Aber die böse Saat hat diesem gute Früchte getragen. Die Deutschen sind wach geworden und wehrhaft in dieser Zeit: sie, das einzige Staatsvolk, sind diesem Staat entfremdet worden, sie fühlen sich als Nation

Digitized by Google

mit bestimmten Forderungen an diesen Staat, so wie die anderen. Ihre nationale Schutzvereinsbewegung gedeiht und der deutsche Klerikalismus ist als volksfremd gebrandmarkt, er hat die Achtung eingebüßt, die man ihm immer noch zollte. Eine Weltanschauung gilt so viel wie die andere, aber der Volksverrat ist keine solche! Es wird dämmern bei den Katholischkonservativen, es muß dämmern. Alle Sünden des Liberalismus und der liberalen Judenpresse reichen nicht hin, das Bündnis dieser Deutschklerikalen mit Polen und Tschechen und Slovenen gegen ihre Volksgenossen zu rechtfertigen. . . . Das dem Erzherzog zu sagen wird mir eine angenehme Pflicht sein. Auch die Abfallsbewegung von der römischen Kirche wird zu erwähnen sein. Sie ist ein Ergebnis dieser Politik. Zwar ist sie noch klein, aber man fühlt schon, daß Plan in sie kommt, sie wird wachsen. Dafür sorgt auch der Sozialismus. So werden die Deutschklerikalen zwischen zwei Feuer kommen.

Wohin dann flüchten? Der Weg zu ihrem eigenen Volke wäre der natürlichste, aber es fehlt ein Führer, der das Vertrauen in diesem Lager besitzt."

Ein zweites Blatt:

„War kürzlich bei einer vertraulichen Besprechung bei Gräfin Z.-M. und hörte dort einen höchst bedeutsamen Vortrag des Barons Vogelsang. Er sprach über Christentum und Sozialreform, zwei Begriffe, die er zusammenfassen möchte zu einer edlen Einheit. Ihr, dieser Einheit, gehöre die Zukunft, mit ihr sei allen Gefahren anarchi-

Digitized by Google

ſtiſcher Beſtrebungen zu begegnen. Und er deutete an, daß ein ſozialer Papſt der Retter der heutigen Welt werden könnte. „Seien wir chriſtlich und ſeien wir ſozial," ſagte er, „und wir werden die Stärkſten ſein in den großen Kämpfen dieſer Zeit." („Seien wir katholiſch!" flüſterte die Gräfin.)

Die Rede ſchlug ein, obwohl Vogelſang ſchwer und lehrhaft ſprach. Er hat nichts von einem Volksführer und wird ſein ſchönes Programm wohl nur mit der Feder verteidigen können. Aber ein Gaſt dieſer Verſammlung, Dr. Karl Lueger, der Advokat, der Wiener Gemeindepolitiker, hat umſo mehr von einem Tribunen. Flugs paßte der feurige Renner ſeine eigenen demokratiſchen Lehren denen des Baron Vogelſang an und machte Aufſehen mit einem chriſtlichen Bekenntnis, das niemand von ihm erwartete. Auch ſein Humor erquickte in dieſer trockenen Verſammlung. Und er pries die katholiſche Kirche als die einzige, die dem Volke geſtatte „luſtig zu ſein". Darum ſei ſie die Nationalkirche des Öſterreichers, der gern fröhlich ſei und luſtig. Er ſchwöre auf ſie.

Dieſes religiöſe Bekenntnis eines Politikers war neu. Hinter ſeiner Flachheit aber bargen ſich allerlei volkstümliche Elemente: er redete gegen die Vorherrſchaft der Juden, gegen die Madjaren, und er ſprach von Altöſterreich, das wieder erſtehen müſſe.

Da bereitet ſich eine Zukunft vor. Der Mann will hinauf. Er ſucht ſein Sprungbrett ſchon lange. Hat er es jetzt gefunden? Könnte er am Ende der Retter der verirrten Katholiſchkonſervativen werden?

Digitized by Google

Er gehört in meinen Bericht über die Lage. Taaffe wird fallen und Lueger wird steigen."

*

Ein drittes Blatt:

„Da haben wir nun die Anarchie in Böhmen. Auflösung des Landtages. Ausnahmszustand in Prag! Hußfeier unter antikirchlichen Ausschreitungen! Verfolgung der Deutschen!

Mein Erzherzog schätzt den Grafen Taaffe, weil er dem Kaiser die Tschechen versöhnte.

Das hat man ihm gesagt als er siebzehn Jahre zählte, und er glaubt es noch heute. Er wird Augen machen, wenn er heimkehrt und das Trümmerfeld dieser Aera übersieht. Die Tschechen „versöhnt" man nicht, man regiert sie. Man regiert sie ihm Rahmen eines Staates deutschen Ursprungs und deutscher Kultur nach den zweckmäßigsten Grundsätzen.

Nur der von den Beichtvätern genährte Irrglaube, daß das Deutsche Reich die alten Bundesländer einmal annektieren könnte, kann zu diesem Verhätscheln der Tschechen, das sich jetzt bitter rächt, verleitet haben: Man wollte den Hohenzollern den böhmischen Bissen so unschmackhaft als möglich machen. Wenn man ihn jetzt nur selber noch verdauen kann!"

*

Aus diesen und anderen ziemlich wilden Aufzeichnungen über die Lage in der Heimat gestaltete ich meinen Bericht an den Erzherzog und schickte ihn im Juli nach

Digitized by Google

New-York. Er wird wenig Freude daran haben, sagte ich mir, aber schließlich ist er ein Mann an der Schwelle des dreißigsten Jahres, dem man Wahrheit schuldig ist. Und es kann ihm nicht schwer fallen, zu erkennen, welchen Posten er zu beziehen hätte in diesem Wirrsal, um sich einen zuverlässigen Freundeskreis zu bilden. Einen solchen wird er sehr nötig haben.

*

Es kamen ab und zu kleine Berichte der Gesandtschaften und Konsulate in die Blätter, die über die Fortsetzung der Reise des Erzherzogs Aufschluß gaben. Anfang Oktober las man, er sei schon auf der Heimreise, die von Amerika her erfolge. Dann hieß es, er sei bereits bei seiner Schwester Margareta in Stuttgart, die er als junge Frau begrüßen wolle. Und eines Morgens fuhr die ganze erzherzogliche Familie mit der Westbahn ihm bis nach St. Pölten entgegen und geleitete ihn heim nach Wien. Er hatte die Reise um die Erde in zehn Monaten vollendet und scheint sich in Amerika nicht sonderlich umgetan zu haben. Dieses ungeschichtliche Staatswesen liegt seinem Wesen fern. Seine Abreise ging vor Jahresfrist ganz still vor sich, aber seine glückliche Heimkunft erregte eine gewisse Aufmerksamkeit, es schien, als solle die Öffentlichkeit jetzt mehr mit ihm beschäftigt werden.

Ich fühlte mich verpflichtet, nach drei Tagen beim Kammervorsteher des Erzherzogs vorzusprechen und nach dessen Wohlbefinden zu fragen. Der Graf nahm meine

Digitized by Google

Karte für Seine Hoheit entgegen, es schien mir aber, als wäre er bei diesem Wiedersehen allzu kühl mit mir gewesen. Meine Wärme kam mir beinahe unpassend vor.

Und es vergingen Tage, es vergingen Wochen und der Erzherzog ließ mich nicht rufen. Meine Frau fragte schon ein paarmal, was denn das nur wäre, ob ich vielleicht in Ungnade gefallen sei. Ich wußte darauf nichts zu sagen, ich fühlte mich gekränkt. Hatte ich den Ton verfehlt in meinem Bericht über die Lage? Das könnte wohl sein. In dem Bestreben, ihm alles zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, habe ich vielleicht manches ihm anerzogene Vorurteil zu empfindlich gereizt. Hat mich nicht der Propst einst gewarnt, vorsichtig zu sein? Das war mir entfallen und ich habe die beklagenswerte Rolle, die die Deutschklerikalen in dem System Taaffe spielen, wohl zu scharf gekennzeichnet.

Es konnte nicht anders sein. Auch rechnete ich damals, als ich den Bericht schrieb, mit dem Sturz dieses Ministers und er regiert uns leider noch immer. Man soll in Österreich nie prophezeien, es kommt immer anders.

Nun, so war ich denn in Ungnade, war ein Opfer meiner Aufrichtigkeit und meines Eifers für den mir teuren Prinzen. Niemand konnte es besser meinen als ich. Möge er nie Berater finden, die ihn irreführen!

*

Ei, welch ein Morgengruß war das am 11. November 1893 für ganz Österreich! Der Graf Taaffe hat seine

Digitized by Google

Entlassung genommen und sie sogleich erhalten. Endlich! Mir war entgangen, was er in der letzten Zeit alles tat, um sich zu behaupten. Seine Mißerfolge in der „Versöhnungspolitik" schrien zum Himmel und er wollte die Geister nun mit etwas anderem beschäftigen; wie ein verzweifelter Spieler wagte er den höchsten Einsatz und überrumpelte unser verzopftes Kurien- und Privilegienparlament mit einer Gesetzvorlage für das allgemeine Wahlrecht. Ohne sich mit irgendwem ins Einvernehmen zu setzen, ohne jemals gezeigt zu haben, daß er sich für diese Frage überhaupt interessiere, fiel er mit ihr ins Haus. Drei Stunden später war er gestürzt, denn alle Parteien, auch sein eiserner Ring, ließen ihn fallen.

Der Witz des Grafen Taaffe, daß eine österreichische Regierung sich halt so fortwursteln müsse, war gut. Aber besser war der, den er sich mit dieser wie aus dem Mond gefallenen Gesetzesvorlage über das allgemeine Wahlrecht erlaubte, für das noch alle Voraussetzungen bei uns fehlten. Er wollte wohl selbst ein Ende machen und so schuf er sich einen effektvollen Abgang. Der politische Zyniker lugte zuletzt nach dem Glorienschein des Märtyrers aus, er wollte für einen großen Gedanken fallen. Aber auch diese Pose war unecht; es war nicht sein Gedanke, erfuhr man jetzt, sondern der eines jüngeren Ministerkollegen, der ihn damit hypnotisierte. Und so ist er nach vierzehnjähriger Herrschaft am 11. November 1893 ruhmlos gefallen.

Das deutsche Volk in Österreich war nun wohl schon

Digitized by Google

genug gestraft für die Unklugheit seiner Vertreter, die von Bosnien nichts wissen wollten. Es war wieder Raum für ein anderes System der Völkerbeglückung.

*

Zwei Monate nach dem Sturz des Ministeriums Taaffe hatte ich an der Universität eine Begegnung mit dem Propst. Er prüfte unsere jungen Juristen in Kirchenrecht und war, wie bei aller Welt, auch bei diesen beliebt. Machte er es doch keinem allzu schwer. Er war immer bei gutem Humor, wenn es schief gehen wollte, half er jedem wieder in den Sattel. Wenn es nicht aus der Mode gewesen wäre bei den heutigen Intellektuellen, für einen Geistlichen zu schwärmen, für diesen hätten sie geschwärmt. Wie ein beliebter großer Schauspieler ging er durch diese Stadt, die Blicke der Frauen und Mädchen folgten ihm voll Bewunderung und auch die Männer sahen ihn gern. Viele Frauen aus den Kreisen, in denen man schon lange nicht mehr beichtet, hingen ihm zu liebe an dieser kirchlichen Einrichtung, es schien ihnen einen Genuß zu bereiten, wenn sie ihm ihre begangenen Sünden ins Ohr flüstern durften.

Voll Jovialität begrüßte er mich in der Aula und wir gingen dann auf dem Gange vor dem Festsaal, in dem ein paar Promotionen stattfanden, auf und nieder. Als wir genug Gleichgültiges geredet hatten, fragte ich ihn, wie es dem Erzherzog ergehe.

„Das wissen Sie nicht besser als ich?" fragte er zurück.

Digitized by Google

Und ich erzählte ihm, was mir begegnet war und was ich als Grund vermutete.

„Das könnte wohl sein," sagte er bedächtig, „er hat in gewissen Fragen empfindlichere Nerven als wir. Aber es ist auch ein Mißverständnis denkbar oder ein Übelwollen von anderer Seite."

„Von anderer Seite?"

„Wäre es denn nicht möglich, daß Ihren Bericht nicht nur er allein gelesen hat? In seiner Umgebung waren immer Herren aus dem Taaffeschen Kreise. Wer weiß . . .! Aber die sind jetzt nicht mehr um ihn. Ich werde bei guter Gelegenheit einmal sondieren."

„Dafür würde ich verbunden sein," sagte ich. „Es ist mir aber mehr um eine klare Erkenntnis zu tun als um sonst etwas."

„Wissenschaftliche Gründlichkeit!" spottete er. „Damit sieht es bei Hofe windig aus. Es fallen Menschen, es geschehen Taten, es begeben sich seltsame Unterlassungen — wenn man da von begeben sprechen darf — aber die Gründe erfährt man selten oder nie. Man ist nicht dazu erzogen, Rechenschaft zu geben. Auseinandersetzungen sind verpönt. Unsereiner entlädt sich die Seele, wenn er einmal lospoltern und donnern kann, es ist uns eine Wonne, jemandem die Meinung zu sagen, nicht wahr? Dieses Vergnügen versagt man sich bei Hofe. Der Kaiser straft mit einem Blick, er übersieht einen Mißliebigen oder er wendet ihm im äußersten Fall den Rücken und läßt ihn stehen. Und das ahmen alle nach. Glauben Sie mir, ich habe da auch schon

Digitized by Google

meine Erfahrungen gemacht. Aber Ihr Fall reizt mich, ich werde, wie gesagt, sondieren. Vorsichtig, aber gründlich. Und dann lade ich Sie ein, zu mir zu kommen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie nicht wieder eine Dichterin bei mir finden sollen."

Mit einem Scherz gingen wir unseren verschiedenen Pflichten nach.

*

Ein Kollege aus dem Naturhistorischen Hofmuseum erzählte mir, der Erzherzog arbeite im Schweiße seines Angesichtes an der Sichtung des Riesenmaterials, das er von seiner Weltreise mitgebracht habe. Das gebe eine Sammlung, so interessant und so groß, daß er wohl einmal ein eigenes Museum dafür werde bauen müssen. Drei gelehrte Herren und zwei Präparatoren arbeiten mit ihm. Und nebenbei mache er seine Reise-Tagebücher druckreif. Sie sollen in zwei Bänden erscheinen.

Das erklärt vielleicht auch manches. Vielleicht alles ...

Nein, alles nicht.

Der Prinz war zu ernst, um eine Beziehung, wie sie zu mir bestand, einfach fallen zu lassen, weil er jetzt andere Geschäfte hatte. Und es war mir eine Freude, zu lesen, wie er diese Geschäfte eines Tages beiseite stieß, um eine Pflicht des Herzens zu erfüllen. Die Blätter kündigten die bevorstehende Heimkehr der „Kaiserin Elisabeth" an und der Erzherzog eilte flugs mit dem nächsten Zuge nach Pola, begab sich in See und begrüßte als erster sein Schiff.

Digitized by Google

Er fühlte sich ihm und seiner Besatzung in Treue verbunden, er lief mit dem Schiffe, auf dem er in Triest ausgefahren war, jetzt in Pola ein. Das große Zeremoniell, das da in Anwesenheit des Admirals in Anwendung kam, und mehr noch die Worte, die gewechselt wurden, blieben denkwürdig für den Kapitän und sein Schiff. Der Erzherzog bezeichnete die acht Monate, die er auf S. M. Schiff „Kaiserin Elisabeth" verbracht hatte, als die glücklichste und fruchtbarste Zeit seines Lebens.*)

Ein Gemüt, das solcher Herzlichkeit fähig ist, mußte durch mich verletzt worden sein, wenn es sich von mir abwandte. Und ich widerstand, nachdem ich diesen Bericht gelesen hatte, nur schwer der Versuchung, eine Audienz beim Erzherzog zu erbitten. Meiner tapferen Frau allein danke ich es, daß ich nicht eine Handlung beging, die ich vielleicht hätte bereuen müssen. „Und was tust du, wenn dein Gesuch unbeachtet bleibt?" fragte sie.

Diese Frage genügte, mich zu ernüchtern.

---

*) Es ist dasselbe Schiff, das 1914 bei Tsingtau mit der deutschen Besatzung gegen die Japaner kämpfte und dort rühmlich unterging.

Digitized by Google

6.

Die ruheloſe Kaiſerin Eliſabeth. — Der einſame Kaiſer. — Propſt Marſchall teilt die Gründe der Ungnade des Erzherzogs mit. — „Es gibt wohl Fürſten, die nach Wahrheit dürſten . . . .“ — Der Erzherzog arbeitet an ſeinem Reiſewerk. — Er wird Brigadekommandant in Budweis. — Wieder in Gnade. — Der Erzherzog über ſeine Reiſe. — Vorliebe für die Marine. — Engliſch-amerikaniſche Eindrücke. — Sein Reiſewerk erſcheint. — Eheſcheu. — Der Erzherzog iſt krank. — Aegypten! — Tod des Vaters. — Hofdame Sophie von Chotek.

Die Kaiſerin Eliſabeth, dieſes Frauenbild voll Anmut und Holdſeligkeit, fängt wieder an ruhelos zu werden wie in den Tagen nach dem Tode des einzigen Sohnes. Sie wandert und wandert, reiſt zu Lande und zu Waſſer, ſpinnt Pläne und ſucht vergeblich den Ort, wo ſie ihre Hütte bauen und ungeſtört, glücklich ſein könnte. Seit Jahren — man ſagt, ſeitdem ihre Schönheit den Schmelz der Jugend verloren — entzieht ſie ſich allen Pflichten gegenüber der Öffentlichkeit, ſie iſt unſichtbar. In ſchlichteſter Kleidung und tief verſchleiert wandert ſie ſtundenlang unerkannt in den Straßen, pilgert ſie in die Wiener

Digitized by Google

Landschaft hinaus, besteigt die Anhöhen, rastet in Meiereien und redet in fremden Sprachen mit ihrer Begleiterin. Sie lebt in einer anderen Welt. Man sagt, sie lese Dichter und liebe manches Buch, besonders aber sich selbst. Wir wissen nur, daß sie seit Jahrzehnten das Burgtheater nicht betrat und nicht die Hofoper, kein Konzert besuchte und keine Kunstausstellung. Es muß eine ganz eigene Welt sein, in der dieser edle Geist lebt, die Menschenscheu allein erklärt diese Abkehr von allem, was uns andere erquickt, nicht. Sie hat auch nie einen sichtbaren Anteil genommen an den Bestrebungen der Barmherzigkeit, die von so vielen edlen Frauen und Körperschaften verfolgt werden, und die frommen Kreise konnten sich auch nicht rühmen, daß sie sich je zu ihnen bekannte. Eine Kirchengängerin war sie nie. Sie blieb uns in all den Jahren ein schönes Rätsel. Alle Herzen kamen ihrer Anmut entgegen, jeder hätte sie gerne geliebt und verehrt und angebetet, aber die Kühle, die von ihr ausging, hat sie nie volkstümlich werden lassen. Die große Erschütterung ihres Mutterherzens hatte sie scheinbar weicher und wärmer gemacht, der Kaiser rühmte sie öffentlich nach jener Katastrophe und bekannte, wie viel sie ihm gewesen sei in den schweren Tagen. Aber die Unruhe ergriff langsam wieder Besitz von ihr, sie wandert und wandert und überläßt den Kaiser der Gesellschaft ihrer Vorleserin, einer Künstlerin aus dem Burgtheater. Bei dieser ausgezeichneten Frau, die voll Frohmut und österreichischem Mutterwitz ist, verbringt der vereinsamte Kaiser die wenigen Stunden des Tages, in denen

Digitized by Google

er sich selbst gehört. Sie kam vom Fach der Naiven herauf zu dieser großen Rolle, die sie jetzt als Vierzigjährige spielt, und sie spielt sie gut. Es ist eine Freundschaft, die jeglichen erotischen Beigeschmackes entbehrt, niemand denkt sich etwas bei diesem Verkehr, jeder versteht das Bedürfnis des einsamen Kaisers nach einer harmlosen Ansprache, die ihn im Zusammenhang erhält mit allem, was in Wien geschieht, gedacht und — geklatscht wird. Man sagt, er lache so selten. Diese Freundin sorgt dafür, daß es doch zuweilen geschieht. Die Kaiserin aber reist oder sie wandert und wandert und stellt sich jeden Abend auf die Wage, um ihr Körpergewicht zu messen. Ein Deka mehr als gestern heißt für die Eigenliebe der schönen Frau: daß am nächsten Tag um eine Stunde mehr gegangen werden muß. Sie könnte ein Mittelpunkt des Reiches sein, aber sie begnügt sich damit, das Zentrum der engen Welt zu bleiben, in die sie sich selber eingesponnen. Sie zu tadeln fiele jedem schwer, denn sie kann unmöglich glücklich sein.

*

Der Herr Propst hat sein Wort eingelöst und ich war bei ihm. Es duftete nach gutem Kaffee in seinem Arbeitszimmer und nach einer edlen Zigarre, aber ich traf ihn allein. Die Jause war vorüber und in der Dämmerstunde plaudert sich's immer am besten mit ihm.

Er hatte mit dem Erzherzog über mich gesprochen. Und er wollte mir rückhaltlos alles sagen.

Ja, ich habe ihn verstimmt, habe ihm ein paar Tage

Digitized by Google

seiner Reise gründlich verdorben. Er sei voll großer Eindrücke gewesen, so hochgemut und voller Pläne, so frisch und gesund, und die schönsten Zukunftshoffnungen erfüllten ihn. Und seine Newyorker Post aus der Heimat hätte auch nur Erfreuliches enthalten. Mein Bericht über die Lage aber habe ihn aus allen Himmeln gestürzt. Mit einem Schlag sei er in die kleinliche, zerzankte und verbitterte, in die von Haß und Leidenschaft zerwühlte Welt hineingerissen worden, in der man daheim lebe. Am liebsten hätte er sich ins Meer gestürzt, habe er lachend erzählt, um nur ja der Gefahr zu entgehen, dieses Land einmal regieren zu müssen, so habe mein Bericht auf ihn gewirkt. Er sehe heute ein, daß er unrecht tat, diesen Eindruck mir allein zuzuschreiben. Er sehe es namentlich seit dem Zusammenbruch des Taaffeschen Systems ein. Aber er müsse doch auch feststellen, daß ich allzu hart über die katholisch-konservative Reichsratspartei und deren Rolle abgeurteilt hätte und daß ich zu radikaldeutsch fühle. In einer Zeit, in der ein gewisser Schönerer lebe und wirke und es möglich sei, daß er im österreichischen Reichsrat ungestraft die Hohenzollern hochleben lasse, in einer solchen Zeit werde man ihn nicht für den Gedanken einer Wiederherstellung der deutschen Vorherrschaft in Österreich gewinnen. Kurzum, es hätte sich vor ihm plötzlich eine Kluft aufgetan, die ihn von meinen politischen Überzeugungen trenne.

Nun, so beiläufig hatte ich es mir ja gedacht, aber es traf mich doch schwer, es jetzt anhören zu müssen. Mit keinem Wort unterbrach ich den Propst. Auch als er

Digitized by Google

geendet hatte, konnte ich nur mit den Achseln zucken. Das war nicht zu ändern.

„Ich danke Ihnen jedenfalls für die Offenheit, Hochwürden —"

„Danken Sie mir noch nicht!" rief er, „ich bin noch nicht zu Ende. Sie können sich doch denken, daß ich, als sein Religionslehrer und Behüter seiner Jugendzeit, das nicht so ohne weiteres hingenommen habe. Ich fühlte mich mitverantwortlich, da ich Sie dem erzherzoglichen Hause empfahl. Und er war gar nicht unzugänglich, denn der Bruch mit Ihnen tut ihm leid. Er wird Sie eines Tages wieder zu sich bitten und über das Vergangene wird nicht gesprochen. Keine Silbe, nicht wahr?"

„Selbstverständlich. Aber, Herr Propst, ich kann mich so schuldig nicht fühlen als ich aussehe. Seine Hoheit forderte mich auf zu einem Bericht über die Lage in der Heimat. Hätte ich einen Wetterbericht machen sollen?"

„Wem sagen Sie das, Liebster?" rief er jovial. „Ein gewisser Mirza Schaffy singt ein Lied von den Fürsten, die wohl nach Wahrheit dürsten, sie haben aber einen zu schwachen Magen, die Wahrheit zu vertragen. Finden Sie sich ab damit! Ich habe es auch oft genug tun müssen."

Und dann sagte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?"

Ich drückte ihm die Hand. „Mehr als das. Sie haben mich von einem Gefühl der Unbehaglichkeit befreit, das mir oft unerträglich war. Jetzt weiß ich endlich, woran ich bin. Ich danke von Herzen."

Er steckte sich eine neue Zigarre an, eine von den fei-

Digitized by Google

nen, aromatiſchen, mit denen ihn, wie er mit einem verſchmitzten Lächeln ſagte, gütige Feenhände verſorgten, dann ſetzte er ſich bequem in einen tiefen Lederſtuhl. „Da wir mit dieſer Sache im Reinen ſind," begann er, „will ich Ihnen jetzt noch etwas anvertrauen. Der Erzherzog iſt rieſig beſchäftigt mit den Ergebniſſen ſeiner Reiſe und mit ſeinem Werk darüber. Er glaubte, daß ihm ein oder zwei Jahre vergönnt ſein würden, dieſer Sache zu leben. Aber die höchſte Stelle hat anders beſchloſſen, ſie will ihn bei der Armee ſehen. Es ſei ein dynaſtiſches Intereſſe, daß das Heer einen Erzherzog und womöglich den Thronfolger, zum Führer habe. Der ſoeben verſtorbene Erzherzog Albrecht könne keinen anderen Nachfolger haben als den Erzherzog Franz Ferdinand. Darum möge er ſeine Privatpaſſionen opfern und ſich auf den Poſten begeben, den man ihm anweiſen würde. Seine Ernennung zum Feldmarſchalleutnant werde nicht auf ſich warten laſſen . . ."

Der Propſt machte eine Pauſe und ſog an ſeiner Zigarre.

„Da kennt der allerhöchſte Herr ſeinen Neffen aber ſchlecht," fuhr er fort, „wenn er meint, daß dieſer etwas, das er ſich vorgenommen habe, fallen laſſe. Er wird natürlich nicht zögern, wieder zur Armee und in die Provinz zu gehen, wo man ihn, wie es ſcheint, lieber ſieht als hier. Aber ſein Werk wird er dennoch vollenden. Er wird ſich dabei vielleicht ein wenig helfen laſſen müſſen, und Sie könnten am Ende auch gebeten werden, mitzutun, Herr Profeſſor. Er hat es angedeutet."

Digitized by Google

„Das soll mich freuen," sagte ich. „Sein Reisewerk muß meines Erachtens jetzt erscheinen oder es wird nie erscheinen. Wer weiß denn, wie die Welt in ein paar Jahren aussieht!"

„Das ist auch seine Meinung," schloß der Propst. „Sie werden sich sehr gut mit ihm verstehen. Aber vorsichtig sein, vorsichtig — —!"

Zwischen Tür und Angel, als ich vom Propst wegging, begegnete ich dem Schriftsteller Baron d'Albon, der sich hatte melden lassen. Der Baron hat sich darauf geworfen, patriotische Bücher über die Dynastie und ihre hervorragenden Mitglieder zu schreiben. Er fahndet immer nach Intimitäten, und der Propst konnte sich einem so loyalen Staatsbürger nie verschließen.

Als ich heimkam, gab ich meiner Frau einen herzhaften Kuß und dankte ihr, daß sie mich damals abgehalten hatte, an den Erzherzog zu schreiben. . . . Das Mißverständnis wäre weder brieflich noch mündlich auszugleichen gewesen. Nur ein Dritter, ein so vertrauter Dritter, konnte den Knoten lösen.

*

Ich wartete lange vergebens. . . .

Eines Morgens aber kam aus Budweis in Böhmen ein Schreiben vom Adjutanten des Erzherzogs, das mich einlud, sobald es meine Zeit erlaube, bei demselben „behufs einer Besprechung" zu erscheinen. Daß der Prinz mit dem Kommando der 38. Infanteriebrigade in Südböhmen betraut worden war, erfuhr ich erst jetzt.

Digitized by Google

Es lachte ein schöner Junimorgen über Böhmen, als ich, über Linz kommend, durch die gesegneten Fluren dahin fuhr. Eine reiche, blühende Provinz! Wie schade, daß in ihr kein Friede wohnt.

Der Erzherzog empfing mich, so wie ich von der Reise kam, nach Tisch. Ganz so freundlich wie sonst und mit einer Harmlosigkeit, als wäre nie ein Schatten auf unser Verhältnis gefallen, kam er mir entgegen. Ich hatte ihn seit anderthalb Jahren nicht gesehen und fand ihn gereifter, älter; aber die Farbe der Gesundheit vermochte ich in seinem Gesichte nicht zu finden. Seine hellen Augen mit den dunklen Pupillen schienen etwas Fieberisches zu haben.

Er merkte, daß ich ihn prüfend betrachte, während er sprach. „Nicht wahr, ich sehe nicht besonders gut aus?" fragte er plötzlich. „O, ich weiß es. Habe zu viel gearbeitet in Wien. Ich wollte es erzwingen, daß meine Sammlungen in Ordnung kämen, ehe ich hierher ging. Eigentlich bin ich dem Kaiser dankbar, daß er mich wieder aufs Land schickte. Hier bin ich näher bei Konopischt, da werde ich mich rasch erholen."

Das schwere Manuskript seines Reisetagebuches lag auf zwei Tischen, zwischen den Blättern steckten die an Ort und Stelle aufgenommenen Lichtbilder. Einen Band hatte er schon dem Wiener Verleger übergeben, aber es gefalle ihm dieses und jenes nicht, klagte er. Er hätte manches gern besser ausgedrückt, überhaupt anders geschildert. Ich möchte ihm die Liebe tun, die Handschrift

Digitized by Google

zu lesen und ihm dann meine ehrliche Meinung darüber sagen.

Dazu war ich natürlich bereit. Aber nicht nach Wien mitnehmen sollte ich das Manuskript, nein, hier sollte ich bleiben, bis ich es gelesen hatte. Er gab mir zwei Tage dafür Zeit.

Ich telegraphierte meiner Frau und begab mich in einen Gasthof, wo schon das sogenannte Generalszimmer für mich vorbereitet war. Ein Offizier erwartete mich, der mir die Handschrift übergab und sich dieselbe bestätigen ließ.

Am nächsten Tag schon, zur selben Nachmittagsstunde, konnte ich dem Erzherzog meinen Bericht erstatten. Was der erste Band enthielt, hatte er mir erzählt, auch konnte ich nach den Briefen, die von ihm eingelaufen waren, auf dessen Inhalt schließen. Und ich durfte ihm ehrlich sagen, daß mir dieses Tagebuch gefiel, daß es mich fesselte und daß es sicherlich nur dankbare Leser finden würde. Mir hätten seine Erzählungen über japanische Sitten und die scharfen Urteile über Amerika ganz besonders gefallen. Und sein warmes Verhältnis zur fernen Heimat, das immer wieder hervorleuchtete, werde jeder Österreicher ihm nachfühlen.

„Ja, ja," erwiderte er bedächtig. „Aber — der Stil? Die Unbeholfenheit im Ausdruck? Ich habe Schweiß vergossen bei manchem Kapitel und jetzt gefällt mir alles nicht. Sollte das nicht ein Schriftsteller überarbeiten?"

Ich erkannte, daß er sich viel zu viel mit dem Text beschäftigt hatte und daß infolge dessen sein eigenes Urteil

Digitized by Google

getrübt worden war. Das ſagte ich ihm und riet, das Manuſkript drei Monate nicht anzuſehen. Auch nahm ich ſeinen Stil in Schutz gegen ihn ſelbſt. Gerade dieſe unliterariſche Schlichtheit ſei ein Vorzug ſeines Reiſetagebuches. Daran dürfte nicht gerührt werden.

„Meinen Sie? Meinen Sie?"

Und er beruhigte ſeine Zweifel allmählich. Ich mußte ihm verſprechen, mich auch um die Durchſicht ſeines im Druck befindlichen erſten Bandes zu bemühen. Den zweiten wolle er nicht vor dem Herbſt aus den Händen geben.

Obwohl ich eigentlich nach dieſer zweiten Unterredung wieder hätte heimreiſen können, ließ mich der Erzherzog nicht fort. Er zeigte mir einige ſeltene Waffen und Kunſtgegenſtände, die er aus Indien und Japan mitgebracht hatte, erzählte mir ein und das andere Jagdabenteuer und war voll ſprudelnder Laune. So manches, das er jetzt lachend erzählte, ſah ſich aber in Wahrheit lebensgefährlich an. Bei einem Haar hätte ihn einmal ein angeſchoſſener Elefant in den indiſchen Dſchungeln niedergetreten und zermalmt. Nur durch einen kecken Seitenſprung, deſſen Gelingen ihm heute noch rätſelhaft ſei, rettete er ſich, das Untier raſte brüllend vorüber.

Ich fragte ihn, welches wohl der unangenehmſte Augenblick ſeiner Reiſe geweſen wäre. Da dachte er ein wenig nach und ſagte: „Der, wo ich die »Kaiſerin Eliſabeth« verließ. Das war der Verluſt der Heimat. Wenn man acht Monate auf einem Schiffe lebt oder doch immer wieder auf dasſelbe zurückkehrt als auf ſeinen Stützpunkt

Digitized by Google

und diesen dann plötzlich verliert, am andern Ende der Welt, — das ist ein bitteres Gefühl. Ich bin in jenen acht Monaten zu unserer Marine in ein so inniges Verhältnis gekommen, ich habe sie so liebgewonnen, daß ich einen ganzen Lehrkurs durchmachte unter der Leitung des Kapitäns. Er ernannte mich scherzweise zum Schiffsleutnant, als wir in Japan angekommen waren. Und ich werde auch noch einmal dienen bei dieser Waffe."

Er fühlte, daß er abgekommen war von der Beantwortung meiner Frage und rief sich selbst zur Ordnung. „Doch, was wollte ich sagen? Ja, Sie werden gelesen haben, daß ich auf die »Empreß of China« übersiedelte und mit ihr nach dem amerikanischen Westen fuhr. Das Leben auf diesem Schiffe war kein Vergnügen. Ich hatte plötzlich alles verloren, was mich an die Heimat gemahnte. Auf dem fremden Schiff war ich ein Fremder von Distinktion, sonst nichts. Alle Freiheit der Bewegung war mir genommen, die Brücke, die auf der »Elisabeth« mein liebster Aufenthalt gewesen, zu betreten, wäre ein Verbrechen gewesen. Die englische Disziplin an Bord grenzte an Beschränkung der persönlichen Freiheit und an Hochmut. Das Essen war schlecht, die Musik entsetzlich. Mein Wiener Ohr sollte sich jetzt an Negergestampfe, an anglisierte Indianerweisen gewöhnen. Und diese Musik hörte Tag und Nacht nicht auf, die Leute waren entzückt von ihr. Wohin war ich geraten? Das war der Vorgeschmack der amerikanischen Kunst, wie ich sie dann in den Hafenschenken und Varietés in voller Blüte gefunden habe."

Digitized by Google

So plauderte der Erzherzog lange. Ich habe nicht alles behalten. Leider hustete er einigemale sehr bedenklich dazwischen und als ich am nächsten Tag wieder heimfuhr, nahm ich den Eindruck mit mir, daß er nicht gesund sei.

Im Herbst sah ich ihn wieder. Der erste Band seines Tagebuches war erschienen und hatte die größte Aufmerksamkeit erregt, jetzt gab er auch den zweiten her. Und er sah im Herbst besser aus als im Frühsommer, das literarische Unternehmen hatte ihn angeregt und aufgefrischt und auch die vielen Ausflüge nach Konopischt taten ihm wohl. Als Gutsherr dort zu leben, sagte er mir, das dünke ihm manchmal das Schönste auf Erden. Dazu würde aber eine gute Frau gehören und ein Haus voll Kinder. Das stieß er lachend hervor. „Wo nimmt man die gleich her?" Dann sprang er auf einen anderen Gegenstand über.

Ich aber sagte ihm bei dieser Gelegenheit ohne Umschweife, daß man allgemein erwarte, er würde an eine Ehe denken. Für einen Thronfolger wäre es die höchste Zeit.

„Bitte, bitte!" rief er. „Ich bin erst einunddreißig."

„Wenn man seine Kinder selbst noch erziehen will, ist das die höchste Zeit, Kaiserliche Hoheit."

„O, Sie stolzer Vater! Wieviel haben Sie denn?" fragte er.

„Drei Buben."

„Sapperlot! Die werde ich mir einmal ansehen, wenn ich nach Wien komme. Ihrer Frau Gemahlin meine Verehrung!"

Digitized by Google

Er war wieder ganz mein Gönner und Freund wie einſt, voll Güte und Vertrauen. Nur von Politik durfte man nicht mit ihm reden.

*

Nach Monaten begegnete ich vor der Auguſtinerkirche einer Hofdame aus der Favoritenſtraße. Sie kam von dem Hochamt zu Ehren eines verſtorbenen Mitglieds des Hochadels, und ich war im Begriffe an ihr vorüber in das Kupferſtichkabinett der Hofbibliothek zu eilen.

„Herr Profeſſor!“ flüſterte ſie neben mir, und ich blieb, mich vielmals entſchuldigend, ſtehen.

Sie hatte mir damals den hübſchen Brief aus Trieſt geſchrieben über die Abreiſe Franz Ferdinands und ich hatte ſchon oft bedauert, nicht mit ihr im brieflichen Verkehr geblieben zu ſein, denn ſie wußte immer eine Menge Hofklatſch und war ſehr ſchreibſelig.

Auch heute war ſie geladen mit Neuigkeiten. „Ach, wiſſen Sie ſchon, daß Erzherzog Franz von Budweis fort iſt?“ fragte ſie. Ich wußte nichts und war nicht wenig überraſcht. „Und warum iſt er fort?“ „Er iſt krank. Ernſtlich krank. Es gab ein großes Konzilium, und er mußte augenblicklich nach dem Süden.“

Ich bemerkte, daß ich das vorausgeſehen hätte. Er habe mir ſchon vor einem Jahr den Eindruck eines nicht Geſunden gemacht.

„Ein Lungenſpitzenkatarrh! Wie ſchrecklich für einen Thronfolger! Was kann daraus nicht alles werden! Die

Digitized by Google

Ärzte meinen, es könne ein bis zwei Jahre dauern, bis er wiederhergestellt sei. Er ging einstweilen nach Meran, aber er wird weiter gehen müssen; nur Ägypten kann noch helfen." Und sie dämpfte ihre Stimme zu einem leisen Geflüster: „Es ist ein wahres Glück, daß Otto schon zwei Söhne hat."

Das erschreckte mich. „So ernst nimmt man diesen Katarrh?" sagte ich.

Sie zog die Augenbrauen hoch. „Einen Lungenspitzenkatarrh? Wissen Sie nicht, was das heißt?" Und wieder flüsterte sie. „Seine Majestät hat sich berichten lassen. Ich fürchte, ich fürchte, er kommt nicht mehr in Frage ... Man ist ganz bestürzt bei uns ... Es ist schrecklich, schrecklich, schrecklich. . ."

Damit war sie in ihren Wagen gestiegen, dessen feurige Pferde schon ungeduldig wurden. Offenbar war ihr jetzt leichter, da sie so eine schwerwiegende Neuigkeit losgeworden war an einen, der sie voll Ergriffenheit angehört hatte.

Sie reichte mir durch das Wagenfenster die Hand und flüsterte: „Diskretion!"

Mich dahin zu ermahnen, war sehr überflüssig. Wenn sie nur selber es nicht in der ganzen Stadt in Umlauf brachte!

Mir tat der Prinz unsäglich leid. Aber gar so ernst mochte ich die Sache doch nicht ansehen.

Der zweite Band seines „Tagebuches" war erschienen, er gefiel fast noch besser wie der erste und ich veranlaßte, daß dem Verfasser jede freundliche Zeile, die darüber in

Digitized by Google

den Blättern stand, zugeschickt wurde. Und es erschien viel darüber, man druckte so manches Kapitel nach, der Erzherzog wurde populär durch dieses Reisetagebuch. Das mußte ihn doch recht erfreuen.

Aber es zeigte sich gar bald, daß die Baronin X. . . recht hatte mit ihren Befürchtungen. Der Erzherzog ging von Meran nach der Insel Lussin in der Adria und von dort nach Ägypten. Und als er schon ein Jahr fort war, hieß es in den vertrauten Kreisen, daß es ihm besser gehe, daß man wieder Hoffnung hegen dürfe. Und ich konnte das bestätigen, denn er hatte mir einen munteren Brief geschrieben, und mich gebeten, ihm eine kleine Bücherei zusammenzustellen und durch seinen Buchhändler schicken zu lassen. Er habe in seiner großen Einsamkeit das Bedürfnis nach geistiger Nahrung, schrieb er. Alle Krankheitserscheinungen seien zurückgegangen, er bleibe nur aus Vorsicht dem launischen Klima der Heimat fern. Ich möchte ihm doch einen recht langen Brief schreiben, er habe über so Vieles, das ich ihm einst sagte, jetzt gründlich nachgedacht. Warum werde nicht Friede in Österreich? Aus der Ferne gesehen, erscheine ihm alles so unsäglich betrübend.

Ich hütete mich, ihm einen Bericht über das polnische Ministerium Badeni, das einen noch schlimmeren Feldzug gegen die Deutschen eröffnet hatte als Taaffe, nach Ägypten zu senden. Die Katastrophe mußte ja von selber kommen und die würde ihn umso sicherer aufklären, je weniger er auf sie vorbereitet wurde. Ich schrieb diesmal vom Wie-

Digitized by Google

ner Wind und Wetter, die den Patienten seiner Art gefährlich wären, wies ihn auf manches ernste Buch hin und erzählte ihm nur, wie stürmisch der Aufstieg des Doktor Lueger sich vollziehe. Der auf ihn gesetzte flotte Marsch wäre jetzt das populärste Lied in Wien. Das Volk sei hinter ihm her, wie hinter dem Rattenfänger von Hameln. Er wolle Bürgermeister werden und er werde es gewiß erreichen, obwohl das Ministerium ihn dem Kaiser nicht zur Bestätigung empfehle.

Auf dieses Schreiben erhielt ich keine Antwort, denn es war etwas geschehen, was den Erzherzog seelisch ganz und gar in Anspruch nahm. Seine Eltern, Erzherzog Karl Ludwig und dessen Gemahlin, Maria Theresia, waren nach Ägypten gereist, um den Sohn zu besuchen und sich von dessen Gesundheitszustand zu überzeugen. Ein Hofarzt war in ihrer Gesellschaft. Er hatte wohl den Auftrag, neuerlich an seine Majestät zu berichten ... Erzherzog Karl Ludwig war ein frommer Mann. Er unternahm von Ägypten die Pilgerfahrt nach Palästina, um für das Heil seines Erstgeborenen zu beten. So nahe ging ihm dessen Los. Aus dem Heiligen Lande aber kam er todkrank heim. Erzherzog Franz, der von Ägypten nach Territet gegangen war, wurde verständigt und er eilte unbedenklich in Nacht- und Tagfahrten herbei.

Er wollte seinen Vater noch einmal sehen, aber er fand nur noch den Toten, er war zu spät gekommen.

Beim Leichenbegängnis sah Wien den Prinzen wieder. Jetzt stand er als erster hinter dem Kaiser, es konnte kein

Digitized by Google

Zweifel mehr sein über den Rang, den er in diesen Staaten einnahm.

*

Die Berichte einzelner Zeitungen über Ereignisse, wie das Leichenbegängnis eines Mitglieds des Kaiserhauses eines ist, bestehen nur noch aus Namen. In der Liste ohne Ende fiel mir seltsamerweise ein weiblicher Name auf, er stand unter denen der Hofdamen. „Gräfin Sophie von Chotek" las ich und es blickte mich auf einmal das Bild der schneidigen Komtesse von dem einstigen Prager Statthalterball an.

Also war die Voraussagung des Rektors doch eingetroffen! Stiftsfräulein oder Hofdame hatte er gesagt.

Digitized by Google

7.

Der Erzherzog nach Jahren schwankender Gesundheit. — Innerpolitische Wandlungen. — Des Erzherzogs Sehnsucht nach einem Heim. — Andeutungen über besondere Ehe-Absichten. — Gespräch über das Ministerium des Grafen Badeni. — Dr. Lueger. — Ein Zukunftsprogramm. — Der Erzherzog interessiert sich für Luegers Bürgermeisterschaft. — Gespräche im Wiener Rathaus. — Der Erzherzog fährt etwas oft nach Preßburg.

War der Erzherzog genesen? So wohl er auch aussah, man glaubte es ihm nicht. Er erhielt kein Kommando, man überließ ihn sich selbst und er lebte nur der Sorge um seine Gesundung. Auf seinen Landgütern, namentlich in Konopischt, verbrachte er den Sommer, die erste rauhe Herbstnacht aber fand ihn schon wieder auf dem Wege nach Meran.

In diesen ernsten Jahren seiner schwankenden Gesundheit wuchs er innerlich über sich selbst hinaus. Ich habe da manch herbes Wort von ihm gehört, er wurde ein scharfer Beobachter und Kritiker. Eine Zeitlang fürchtete ich, er würde einer völligen Verbitterung anheimfallen. Aber er raffte sich wieder zusammen; er wollte gesund werden und er wurde es. Das ist das Wunderbare

Digitized by Google

der moralischen Kräfte in uns, sie sind das stärkste unter den Elementen, die wir kennen.

Der Erzherzog stellte sich zur Verfügung für besondere Missionen und er erbat sich seine Wiederverwendung in der Armee. Er wurde als Stellvertreter des Kaisers zum Regierungsjubiläum der Königin Viktoria nach London entsendet, er befehligte bei einem Manöver eine Division, beim nächsten ein Armeekorps und er war so über alle Rangstufen emporgestiegen bis zum Heerführer. In einem feierlichen Handschreiben stellte ihn der Kaiser endlich „zur Disposition des a. h. Oberbefehls".

Es war von seiner Erkrankung nicht mehr die Rede und er rückte langsam in den Mittelpunkt des europäischen Interesses. In seinem tiefsten Inneren war der Erzherzog geneigt, diese Wendung in seinem Leben der Gnade Gottes zuzuschreiben. Ich merkte, daß sein anerzogener Hang zur Frömmigkeit in diesen Jahren wuchs. Er sagte mir einmal, er empfinde es wie eine Sünde, an irgend einem Gotteshause vorüberzugehen, ohne ein Gebet darin verrichtet zu haben.

In dieser Zeit waren auch politisch die mannigfaltigsten Dinge geschehen. Das Ministerium Taaffe, das von dem Kapital an Vertrauen lebte, das die Völker der Monarchie ihrem Kaiser zur Verfügung gestellt haben, war wohl gefallen, aber sein slavisch-klerikaler „Ring", den man den eisernen nannte, fiel noch nicht auseinander. Er suchte weiter zu herrschen und es stürzten die zwei nächsten Ministerien über die Versprechungen, die diesem Ring vom

Digitized by Google

Grafen Taaffe gemacht worden waren. Ihre Erfüllung wurde rücksichtslos gefordert und durchgesetzt.

Ich hatte der von Ägypten ausgegangenen Verlockung widerstanden, dem Erzherzog meine Meinung über das dritte Ministerium zu sagen, das nach Taaffe gekommen war. Seine Gunst war mir zu wertvoll, als daß ich sie neuerdings hätte gefährden wollen, der Graf Kasimir Badeni sollte mich nicht um sie bringen. . . .

Eines Nachmittags erschien der Erzherzog unangesagt bei uns. Er liebte solche Überraschungen. Meine Frau war entsetzt in das Schlafzimmer abgefahren, ich aber mußte standhalten, so wie ich war.

„Habe ich Ihnen nicht schon in Budweis diesen Besuch angekündigt?" sprach er lachend. „Da bin ich jetzt. Und wo sind Ihre drei Buben, mit denen Sie damals geprotzt haben?"

Ich ließ die Kinder kommen. An der tiefen Verbeugung, die der Älteste dem Gast machte, merkte ich, daß die Mutter ihm schon gesagt haben mußte, wer das wäre und was er zu tun habe. Alle drei küßten ihm die Hand und er nahm den Jüngsten auf das Knie und ließ ihn reiten. „Willst du Soldat werden?" fragte er ihn. Das kleine Putzi sah ihn dumm an, aber der Älteste, der Stefan, sagte: „Ich werde Soldat!" „Du?" fragte der Erzherzog. „Ja, kannst du denn reiten und schießen?" „O ja," sagte der Kecke. Mein Zweiter aber rief: „Ich auch!" holte rasch sein kleines Stoppelgewehr und schoß nach meiner Schreibtischlampe. Er traf den Glasschirm und der sang wie eine Glocke.

Digitized by Google

„Bravo!“ rief der Erzherzog, „du mußt Artilleriſt werden.“

Die Augen des Schützen glänzten vor Freude. Der Älteſte ſtand glühend da, er hätte auch gern irgend eine Kunſt gezeigt, aber er war ſchon zu geſcheit und ſchämte ſich.

Während der Erzherzog ſich mit allen dreien in ſolch herzlicher Weiſe unterhielt, war auch meine Frau herbeigekommen. Sie hatte ſich ſchön gemacht, aber das ſchönſte an ihr waren ihre geröteten Wangen und ihre weibliche Verlegenheit. Sie hatte den kaiſerlichen Prinzen ja ſchon zweimal geſehen und geſprochen, aber er blieb ihr doch eine ferne, hohe Erſcheinung. Es wollte ſich kein normales Geſpräch zwiſchen ihr und ihm ergeben, man kam über Höflichkeitswendungen nicht hinaus. Ich war erſtaunt, daß ſie es wagte, zu fragen, ob ſie ihm eine Jauſe anbieten dürfte.

„Jawohl, Frau Profeſſor, das nehme ich mit Dank an!“ ſagte er. „Ich habe mit Ihrem Mann ohnehin noch allerlei zu beſprechen und gehe vor zwei Stunden nicht fort.“

Als ſie ſich mit den Kindern zurückgezogen hatte, ſtreckte er ſich in dem Armſtuhl und ſagte ſeufzend: „Ach, Sie haben es gut! Sie wiſſen gar nicht, wie gut . . .“

„Kaiſerliche Hoheit —“

„Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen! Nun — das wird ſich auch bald ergeben. Ich fühle mich oft recht einſam . . . Ich ſehne mich nach einem Heim. Nach einer Frau.“

Digitized by Google

„Das wird eine große Freude werden im Haus Österreich," sagte ich.

„Meinen Sie? Ich glaube nicht. Denn es wird ein Kampf werden und eine große Überraschung . . . Aber ich hoffe, daß die Kaiserin mir hilft. Sie hat mir den Gedanken einst suggeriert, mich nach anderem Blut umzutun."

„Wie, Kaiserliche Hoheit? Sie denken doch nicht als Thronfolger an — ich will das Wort gar nicht aussprechen."

„An eine Mesalliance? Nicht so ganz, aber doch an etwas ähnliches. Ich kann heute noch nicht darüber sprechen."

Ich war nicht wenig betroffen und schwieg.

„Sie sind dagegen, was?" scherzte er.

„Sie scherzen, Kaiserliche Hoheit, aber es würde mich betrüben, wenn Sie die unendlichen Schwierigkeiten dieses Staates durch eine neue vermehren wollten."

„Ja, das will ich," sagte er einfach und fest. „Aber reden wir von etwas anderem. Sagen Sie mir, lieber Professor, was ist denn eigentlich los im Hause Österreich? Das Parlament benimmt sich ja manchmal wie ein Tollhaus. Was wollen denn diese radikalen Deutschen eigentlich, die jede Arbeit unmöglich machen? Diese Los-von-Rom-Narren?"

„O Kaiserliche Hoheit, ich werde mich hüten, Ihnen das zu erklären."

„Sie haben den Zwischenfall von anno dreiundneunzig noch immer nicht vergessen?" lachte er. „Ich bin nicht

Digitized by Google

mehr so empfindlich. Und ist es denn wieder so schlimm wie damals?"

„Es ist noch schlimmer, Kaiserliche Hoheit. Und solange die sogenannten Deutschklerikalen mit den Slaven gehen, kann es nicht besser werden. Die Los-von-Rom-Bewegung ist die Antwort der Deutschen darauf. Die jetzige Obstruktion aber gilt nur dem Ministerpräsidenten Badeni. Er ging noch weiter als Taaffe, er erließ eine Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren, die das deutsche Volk in diesen Kronländern einfach entrechtet."

„Sie übertreiben!"

„Gott behüte, Kaiserliche Hoheit! Wenn der Minister von heute fordern kann, daß die Egerländer, die seit tausend Jahren ein rein deutsches Sprachgebiet haben, auch tschechisch amtieren sollen, dann kann der Minister von morgen dasselbe mit viel höherem Recht von Wien fordern. Mir blutet das Herz, wenn ich als Wiener an so etwas denke. Die Deutschen kämpfen um den Fortbestand der deutschen Kultur in Österreich."

„Sie billigen diese Obstruktion?"

„Als Notwehr. Sonst nicht."

„Und was wird das Ende sein?"

„Der Sturz des Grafen Badeni."

„Und dann?"

„Ja, Kaiserliche Hoheit, wenn ich das wüßte! Ich glaube, es würden noch zehn Badeni fallen müssen, wenn sie nach ihm kämen. Der furor teutonicus ist nun einmal geweckt worden. An ein Ablassen von der Forderung

Digitized by Google

nach Aufhebung der Sprachenverordnung ist nicht zu denken."

„Sooo ... Und sagen Sie mir, halten Sie noch immer so viel vom Doktor Lueger? Er hat sich ja seit damals mächtig emporgerungen."

„Kaiserliche Hoheit, ich möchte nicht alles gutheißen und verantworten, was Lueger redet und tut, aber er ist die stärkste Persönlichkeit, die Österreich heute besitzt."

„Das könnte sein. Und welche Aufgabe hat er nach Ihrer Meinung zu erfüllen? Was will er? Mir ist das nicht ganz klar. Es wird mir zu viel geschimpft und gelärmt."

„Ich weiß nicht, Kaiserliche Hoheit, ob es ihm selber klar ist, was er alles will. Sein Kampf gegen das Judentum, gegen den Liberalismus, gegen die Sozialdemokratie, gegen die Los-von-Rom-Leute, gegen Ungarn und gegen den Grafen Badeni ist im Grunde ein und dasselbe. Zunächst will er freilich Bürgermeister von Wien werden. Graf Badeni, der aus Galizien kam und die Seele von Wien gar nicht kennt, hat die alten Liberalen hier für die Stärkeren gehalten, weil sie heute noch mehr Stimmen im Reichsrat haben, er hat sich ihnen genähert, und die junge, strebende Partei verkannt. Und den Liberalen zuliebe will er nicht dulden, daß der Antisemit Lueger Bürgermeister von Wien wird. Das Volk hat ihn schon viermal gewählt und es wurde ihm viermal auf Antrag des Ministeriums die kaiserliche Bestätigung verweigert. Was tut's? Seine Partei wird ihn morgen zum fünftenmal wählen. Ein

Digitized by Google

Mann, der dieſen Trotz aufbringt und eine ſolche Partei hinter ſich hat, der kann viel. Seine Gegner werden ihn größer machen als er vielleicht von Haus aus iſt."

„Und wenn er jetzt vom Kaiſer beſtätigt würde, was dann?"

„Er würde natürlich keinem Juden ein Haar krümmen, denn die Verletzung der Staatsgrundgeſetze könnte er nicht wagen. Aber eine Reinigung der Luft durch ihn wäre ſehr wünſchenswert. So viel ich weiß, will er von der Gemeinde aus den Landtag von Niederöſterreich erobern und von dort den Reichsrat."

„Wie, das wäre möglich?"

„In ſeiner chriſtlich-ſozialen Partei iſt viel Jugend, ihr Programm iſt volkstümlich, es bringt jedem etwas, wer weiß . . . Wenn es zur vollen Entwicklung kommt, kann Lueger den Sozialismus, der zum Beiſpiel in Berlin ſchon ſehr obenauf iſt, hier noch jahrelang aufhalten. Und ſeine Partei könnte eines Tages die größte deutſche Gruppe des Reichsrats werden."

Der Erzherzog hatte ſich raſch erhoben und ging auf und nieder.

„Wie," fragte er jetzt, „ſoll das möglich ſein? Erklären Sie mir das. Es iſt mir ein Rätſel. Wo ſoll Lueger denn dieſe Macht hernehmen?"

„Kaiſerliche Hoheit, es handelt ſich um die inneren Triebkräfte. Die chriſtlich-ſoziale Partei kann, wenn ſie gut geführt wird, zu einer hiſtoriſchen werden in dieſem Staat. Sie kann die deutſchen Klerikalen in ſich aufneh-

Digitized by Google

men und sie behutsam in das Lager führen, in dem sie schon lange stehen sollten."

„Wohin?" fragte der Erzherzog gespannt. „Zu den Liberalen?"

„In das Lager des deutschen Volkes. Man kann in hundert Fragen anderer Meinung sein, in nationalen Angelegenheiten darf man es heutzutage nicht mehr sein."

„Und dann gäbe es keine Majorisierung der Deutschen mehr?"

„Niemand könnte eine solche zustande bringen. Und die Los-von-Rom-Bewegung würde in sich selbst zusammenbrechen."

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Wenn ich nur Ihren Glauben hätte an diesen Mann! Möchten Sie ihn nicht einmal ausholen? Ja? Und mir berichten? Ich würde mich ein wenig für die Idee, die Sie da entwickelt haben, interessieren . . . Natürlich muß er endlich als Bürgermeister bestätigt werden."

Meine Frau hatte schon zweimal leise geklopft an der Türe, der Erzherzog überhörte es. Jetzt wagte sie, sich zu zeigen.

„Dürfte ich Kaiserliche Hoheit um die Gnade bitten?" lispelte sie.

„Ach, die Jause! Gnädige Frau, ich bitte um Ihren Arm."

Er geleitete meine Frau in das Speisezimmer und ich folgte.

Meine Anna war selig, den hohen Gast bedienen zu

Digitized by Google

dürfen. Ob er Tee oder Kaffee befehle? Er nahm Kaffee, und das war ihr recht. Sie verstand es, das wußte unser ganzer Bekanntenkreis, einen guten Kaffee zu bereiten. Und den heutigen hatte sie sicher selber gemacht.

Als der Erzherzog, der meine Frau nach der Jause noch zum Klavier genötigt hatte, nach einem zweistündigen Besuch unser Haus verließ, da seufzte er wieder und lächelte: „Ach, Sie haben es gut!"

Er sagte mir mit den Blicken, daß er es bald auch so gut haben würde.

Ich aber quälte mich noch nachts mit der Frage, wer die Glückliche wohl sein mochte, die er im Herzen trug. Er hatte auch nicht die leiseste Andeutung darüber gemacht und ich war nicht ohne Sorge.

*

Und er war am 8. April 1897 zum fünftenmal von seiner Partei, der er in zehnjährigen Kämpfen die Mehrheit im Gemeinderat errungen hatte, einstimmig zum ersten Bürgermeister der Stadt Wien gewählt worden, der Doktor Karl Lueger. Trotz gegen Trotz! Wer wird der Stärkere sein? Auf allen Gassen spielten die Drehorgeln den Luegermarsch und das Volk hatte sich einen derben Text dazu gemacht, den es mitsang. Der „Demagog" war der Herr der Wiener Volksseele und es schien höchste Zeit, diesem „Aufruhr" ein Ende zu machen. Der Lueger mußte geköpft oder gerädert werden, wenn es wieder Frieden in Wien geben sollte. So orakelten die Gegner in ihrer

Digitized by Google

Presse. Jawohl, es wäre höchste Zeit. Das Ansehen des Kaisers begann zu leiden unter diesem unverständlichen Verfahren. Und es war vor allem ganz unösterreichisch, den Wienern so hartnäckig entgegenzuwirken.

In seiner Kanzlei, im Rathause, als erster Vizebürgermeister, empfing mich Dr. Karl Lueger. Im Salon nebenan saß sein Strohmann. Er hatte ihn sich selbst ausgewählt, den behäbigen Getreuen, den er an dem Tage, da er doch endlich bestätigt würde, auf den Platz rücken konnte, den er jetzt selber einnahm. Natürlich regierte er die Stadt vom Vizebürgermeistersitz aus und der andere war nur sein Platzhalter. Aber die Weisheit des Ministeriums hatte beschlossen, den wilden Antisemiten dem Kaiser nicht zur Bestätigung zu empfehlen. Vor diesem „Schandfleck" müsse Wien, diese alte Kulturstadt, bewahrt werden, deklamierten gewisse Zeitungen. Und an diesen Zeitungen lag dem Grafen Badeni viel. Sie teilten ihr Herz zwischen seiner antideutschen Politik im Reiche und seiner anti-antisemitischen in Wien. Sie konnten die eine nicht aufrichtig bekämpfen, weil die andre die ihrige war.

Lueger war eine mächtige Erscheinung. Über mittelgroß, wuchtig, mit dem Kopf eines Löwen auf den breiten Schultern, sein reiches, dunkles Haar ein wenig gewellt, sein Vollbart rund, ein wenig angegraut. Sein braunes, großes Auge hatte einen Blick, den man in höflichem Hochdeutsch unzuverlässig hätte nennen können. Im Volksmund hieß das „ein falsches G'schau". Aber das gab ihm etwas Besonderes, man sah sogleich, daß er kein bie-

Digitized by Google

derer Normalbürger war, so liebenswürdig wieneriſch er ſich auch im perſönlichen Verkehr gab.

„Sagen Sie mir, Herr Profeſſor, warum fragen S' mich das alles?" ſagte er mißtrauiſch, als ich ihm näher an den Leib rückte mit meiner Neugierde über die letzten Ziele ſeiner Partei. „Wollen S' ein Mandat hab'n?"

„Nein, Herr Bürgermeiſter —"

„Vize! Vize!" rief er gutgelaunt dazwiſchen.

„Ich will nicht ſelbſt in die Arena, aber ich habe Freunde, die ſich für Sie und Ihre Partei intereſſieren, hochgeſtellte Freunde. Es wäre nicht unwichtig, daß Sie ſich mir eröffnen."

Er ſah mich von der Seite an und ſein Blick hatte etwas Lauerndes, Sprungbereites.

„Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon," ſagte er. „Mir ſind Ihre Verbindungen nicht ganz unbekannt. Es iſt nur merkwürdig, daß man mich in jenen Kreiſen noch immer nicht kennt. So ſchwer, wie in Öſterreich, wird einem der Patriotismus nirgends gemacht. Man glaubt ihn nur den Lakaien und Dummköpfen. Wer einen ſelbſtändigen Gedanken und einen eigenen Willen hat, der iſt verdächtig. Jeder polniſche Schwihack kann dieſes arme Land durcheinander bringen wie er will, ihm wird vertraut, ihm überläßt man die Gewalt. Von unſereinem erwartet man nichts als Gehorſam. Wenn die Wiener einmal das Maul aufmachen, dann muß die Sauwirtſchaft ſchon arg ſein, denn die ſein gut erzogen. Und ſie werden's ordentlich aufmachen, wenn das ſo weiter geht, das können Sie mir glauben."

Digitized by Google

Oberbürgermeister Dr. Lueger

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie ein Berserker hatte er das hervorgesprudelt. Aber er mochte mir angesehen haben, daß ich innerlich unzufrieden war mit diesem Deklamationsstück.

„Was ich will?" fragte er. „Ich bin ein alter Demokrat und ich komm' von unten herauf. Ich will, was das Volk will. Und schwarzgelb bin ich bis in die Knochen. Und deutsch bin ich und katholisch. Und für ein großes ungeteiltes, einiges Österreich bin ich immer eingetreten. Die madjarische Betyarenpolitik betrachte ich als ein Unglück. Der liberale Schwindel ist mir verhaßt, der sozialistische Volksbetrug noch mehr. Und die Rolle, die das Judentum da und dort spielt, werde ich ans Licht ziehen, wo ich nur kann. Daß diese Sippschaft so mächtig ist, mir den Weg zu versperren zum Bürgermeisterstuhl, das sollte gewissen Herrschaften doch zu denken geben."

„Bitte, Herr Doktor, und wie denken Sie über die Rolle, die die Deutschklerikalen in Österreich spielen?"

Ein rascher Blick traf mich wie ein Blitz. Dann erwiderte er: „Ich will Ihnen etwas sagen, das ich nicht jedem sage. Die Herren sind in einer Sackgasse und sie suchen einen, der ihnen heraushilft. Die Bischöfe meinen, daß ich der sein könnte. Und ich meine es eigentlich auch. Sie haben mir in Wien ihre Kapläne zur Verfügung gestellt und ihre Gesellenvereine, aber sie werden in den Alpenländern noch mehr tun müssen. Wien ist nicht Österreich. Bei der nächsten Reichsratswahl könnte den Herren etwas passieren . . . Na, sie werden im rechten Augen-

Digitized by Google

blick schon ihr deutsches Herz entdecken. Da ist mir nicht bang'. Man muß halt ein bisserl nachhelfen."

„Meinen Sie nicht, Herr Doktor, daß die sogenannte klerikale Partei verschwinden müßte, da sie politisch stark kompromittiert ist?"

„Haha! Sagen S' das den Herrn Bischöfen! Ich sag' es ihnen schon seit drei Jahren. Wir müssen eine christlich-soziale Reichspartei gründen, die Schwarzen sollen bei uns untertauchen und eine gute deutsch-österreichische Politik machen. Das ist der vorgezeichnete Weg. Wenn ich nur mit dem Herrn Thronfolger einmal darüber reden könnte. Er müßte doch ein Herz haben für solch ein Zukunftsprogramm, sollte man meinen."

„Das Herz dafür dürfte er haben," sagte ich vorsichtig, „aber eine politische Parteinahme muß er sich wohl versagen."

„Was, Partei! Man möchte nur erraten können, wo seine Sympathien sind."

„Herr Doktor, ganz vertraulich: wenn ich mich nicht sehr täusche, neigen sich diese Sympathien Ihrem Lager zu. Es wird an Ihnen sein, sie gelegentlich ganz zu gewinnen."

„Das ist ein Wort! Sie haben uns damit ein großes Geschenk gemacht, Herr Professor."

„Ich habe nichts gesagt . . ."

„Ich weiß schon, ich weiß schon . . . Aber ich kann doch einmal mit dem Herrn Propst darüber reden? Nicht?"

„Ja, Herr Doktor, das ist der richtige Mann."

Digitized by Google

Als ich beim Herrn Erzherzog anfragen ließ, ob ich ihm einen mündlichen Bericht erstatten dürfe über meinen von ihm erhaltenen Auftrag, hieß es, er sei in Preßburg, ich möchte doch lieber schriftlich berichten.

Als ich den etwas heiklen Bericht fertig hatte und ihn nach zwei Tagen selber im Palais Modena abgab, hieß es, Seine Hoheit sei schon wieder in Preßburg.

Meine vertrauliche Anfrage nach den Gründen dieser Fahrten wurde mit einem vieldeutigen Lächeln beantwortet. Dort wohne doch die Erzherzogin X. mit ihren vielen Töchtern. Und Seine Hoheit fahre jede Woche zweimal hin . . .

Eine Erzherzogin also? Seltsam, daß er mich zum Besten gehabt haben sollte . . . Warum das?

Digitized by Google

8.

Vorbereitungen im Belvedere. — Dr. Lueger Bürgermeister von Wien. — Eine friedliche Revolution. — Badenis Sturz. — Der Hof auf dem Balle der Stadt Wien. — Auffälliges Gespräch des Thronfolgers mit einer unbekannten Hofdame. — Der Ball ein Triumph Luegers. — Auf wessen Wohl trank der Kaiser?

Ich bekam den Erzherzog Franz in den jetzt folgenden Zeiten wenig zu Gesicht, er war öfter in Preßburg als in Wien und eines Tages sagte man mir, er habe Künstler und Werkleute aufgeboten und es werde an der Wohnlichmachung des oberen Belvederes für ihn gearbeitet. Der herrliche Sommerpalast des Prinzen Eugen galt schon lang als das künftige Heim des Thronfolgers und er wurde jetzt dafür eingerichtet. Ich begriff vollkommen, daß der Prinz jetzt tausend Geschäfte hatte, bei denen ich ganz überflüssig war, aber es wunderte mich, daß nichts von seiner Verlobung verlautbart wurde und daß überhaupt niemand von dem augenscheinlich nahe bevorstehenden großen Ereignis sprach. Denn die Vermählung eines Thronfolgers war doch wohl ein solches.

Überraschendes hatte sich im öffentlichen Leben er-

Digitized by Google

eignet. Dr. Lueger war Bürgermeister von Wien geworden, das Ministerium Badeni hatte nach seiner fünften Wahl nicht mehr den Mut, ihn zu verwerfen und der Kaiser bestätigte den Demagogen von gestern in seiner Würde. Feuerspeiende Krater öffneten sich in der Presse, aber die Welt ging nicht unter. Mit Fahnen und Standarten zogen die Bürger von Wien nach dem Rathaus, der Statthalter des Kaisers, Graf Erich von Kielmansegg, nahm dem neuen Stadtoberhaupt in der denkbar feierlichsten Form den Eid ab und hielt eine Rede, in der er ein großes Wirtschaftsprogramm aufstellte für die Gemeindeverwaltung. Auf dieses sollte die Partei verwiesen werden. Der hohe Beamte langweilte die tausendköpfige Versammlung tödlich mit seiner langen Rede, denn die wollte ihren Lueger hören und ihm endlich huldigen. Es war ein großer Tag. Man fühlte, daß eine neue Epoche beginne.

Und nach einiger Zeit entwickelte sich auch die Reichsratstragödie zu ihrem Gipfel, die Obstruktion der Deutschen nahm in der Herbsttagung immer wildere Formen an und die Gasse wirkte schon mit. Die übelberatenen slavischen Präsidenten riefen endlich, im Einvernehmen mit der Regierung, die Polizei in das hohe Haus, diese verhaftete einige Abgeordnete und schleppte die Widerspenstigen, als sie nicht wichen, auf ihren Armen hinaus, wo eine tausendköpfige Menge sie bejubelte. Der Sturm schüttelte das Parlament wie ein Erdbeben. Und am nächsten Tage, es war ein schöner Novembersonntag, ging ganz Wien auf die Straße. Man begriff nicht, weshalb. Hunderttausende

Digitized by Google

stauten sich vor dem geschlossenen Reichsratsgebäude und rings um das Rathaus und die Hofburg, aller Verkehr stockte auf der Ringstraße und es war, als sollte Großes geschehen. Der Kaiser weilte nicht in Wien, er war zu einem mehrtägigen Besuch bei seiner Tochter Valerie auf Schloß Wallsee. Und aus Graz wurden große Demonstrationen gemeldet, Militär rückte aus, dort wurde geschossen, es gab Todesopfer; in Prag aber prügelten die Tschechen die deutschen Studenten.

Ein Funke, und auch Wien loderte auf. Aber der Mann, der ihn hätte in das Pulverfaß schleudern können, war jetzt Bürgermeister von Wien. . . .

Als der Abend dämmerte, raste ein Hofwagen, auf dessen Bock ein Leibjäger mit flatterndem Federbusch saß, durch menschenleere Seitengassen und auf weitem Umwege von der Westbahn herein nach der Hofburg.

Es war dunkel geworden und die Menschen wichen noch immer nicht, es wurden ihrer immer mehr und die Polizei war machtlos. Das deutsche Lied erbrauste vor der Hofburg und die damals verpönte „Wacht am Rhein" erscholl von der Universität her in tausendstimmigem Chor.

Auf einmal ging ein Brausen durch die Menge, ferne Hoch- und Heilrufe ertönten und es hieß, der Erzherzog Franz Ferdinand sei aus der Burg herausgefahren, der Thronfolger. . . .

Bei der Universität aber erstieg alsbald ein Herr die Rampe, schwenkte den Zylinder und gebot Ruhe. Als die eintrat, rief er: „Wiener! Freunde, hört! Seine Maje-

Digitized by Google

stät, unser geliebter Kaiser, hat den Ministerpräsidenten Grafen Badeni entlassen. Es lebe der Kaiser!"

Es war der Bürgermeister Dr. Lueger, der die Kunde brachte, und man kann sich wohl denken, mit welchem Vergnügen er den Sturz seines Widersachers den Wienern mitteilte. Ein Jubelsturm ohne gleichen brach los, alles redete, alles schrie, man umarmte sich, als wäre allen ein Heil widerfahren.

Und eine Stunde später waren die Wiener Straßen leer. Das erwartete große Ereignis war eingetreten, die Spannung hatte sich gelöst. Man strömte in die Gast- und Kaffeehäuser und ließ den Kaiser hochleben.

Von drei Seiten war dieser telegraphisch unterrichtet worden über die Erregung in Wien, die Depesche des Thronfolgers aber wog am schwersten. Der Bürgermeister sei bei ihm gewesen, telegraphierte der Erzherzog, und lasse Seine Majestät dringend bitten, zurückzukehren, das würde die Residenz am sichersten beruhigen. Er garantiere für nichts, wenn vielleicht Militär ausrücke . . .

Und der Kaiser kehrte zurück und entließ Badeni.

*

Im Fasching erst, auf dem Ball der Stadt Wien, sah ich den Erzherzog wieder. Er war mit dem Kaiser gekommen, denn es war Luegers erster Ball und ich hatte gehört, daß der Bürgermeister schon zweimal im Palais Modena gewesen wäre. Er habe rasch das volle Vertrauen des Thronfolgers gewonnen, hieß es. Auch mich hatte

Digitized by Google

Dr. Lueger nicht mehr ausgelassen, ich mußte seinem Ballkomitee beitreten, meine Frau wurde eine der Lady Patroneſſen. Wir geleiteten unter den Klängen des Tannhäusermarsches die zwanzig Patroneſſen am Arm in den festlichen Saal und auf die erhöhte Estrade, ein Vizebürgermeister führte meine Frau, ich die Gemahlin eines Miniſters. Und die Gemahlin des Statthalters, die schwarzäugige, temperamentvolle Gräfin Anaſtaſia Kielmansegg, hatte die schwierige Aufgabe, dem Kaiſer die zwanzig Patroneſſen vorzuſtellen. Da ſpielte die Liſte mit Anmerkungen dieſelbe Rolle wie bei den Audienzen. Was ſollte der Kaiſer mit all dieſen ſchönen Frauen reden? Nur die Berufsangabe des Mannes konnte der Rettungsanker ſein, ſie allein bot einen Anknüpfungspunkt. Und die Gräfin ordnete ihr Heer ſtreng alphabetiſch, es durfte keine der Damen ihren Platz wechſeln, ſollte nicht der größte Wirrwarr entſtehen. Und hinter ihnen ſtanden die Kavaliere, die das zu überwachen hatten.

Schlag neun Uhr erſchien der Kaiſer im Rathaus, Erzherzog Franz Ferdinand an ſeiner Seite. Und ihnen folgten die Brüder des Thronfolgers, der ſchöne Erzherzog Otto und Ferdinand Karl, zwei Erzherzoginnen mit je einer Hofdame, die Fürſtin Liechtenſtein, die Miniſter, die Botſchafter und alles, was Rang und Namen hatte und ſich zur höheren Geſellſchaft zählte. Die Bürgermeiſter gingen weit voraus und bahnten den Weg zur Eſtrade durch das tauſendköpfige Publikum, an beiden Enden des Rieſenſaales ſpielten die Muſikkapellen die Volkshymne.

Digitized by Google

Die Frau Statthalter begrüßte den Kaiser mit einem Hofknix und die Vorstellung der Patroneſſen vollzog ſich ohne Zwiſchenfall. Flink wie eine Souffleuſe ſagte die Gräfin bei jeder Dame ihr Sprüchlein: Frau Amayer, Gemahlin des Seifen- und Kerzenfabrikanten Amayer, der fünfhundert Arbeiter beſchäftigt in ſeinen Betrieben. Frau Bemayer, Gemahlin des Stadtrates Bemayer. Frau Cemayer, Gemahlin des Direktors des X.-Theaters. Voll väterlicher Güte und Freundlichkeit, aber bedächtig und überlegt, knüpfte der Kaiser jedesmal an das Loſungswort an, es kam aber herzlich wenig Abwechslung und Farbe in die ihm aufgedrungenen Geſpräche. Wie die Geſchäfte gehen, ob der Mann viel zu tun habe, das war der Kern der Fragen. Und er mußte ſich immer ſehr freuen, das und jenes zu hören. Ein klein wenig nervös machte ihn die eintönige Sache aber doch, man merkte es an der großen Zehe ſeines ſchlanken rechten Fußes, die immerzu arbeitete, ſich hob und ſenkte und zuckte, wenn eine Stockung des Geſpräches drohte. Meiner Frau ſagte er die freundlichſten Worte über mich und mit meiner Patroneſſe tauſchte er Jugenderinnerungen aus. Über ſie hinweg aber ſprach er auch mich an, fragte mich nach unſerem neuen Muſeum und nach meinen perſönlichen Arbeiten. Bei uns beiden bedurfte er keiner Souffleuſe und das ſchien ihn wirklich zu freuen. Er verweilte länger bei uns, als er ſollte.

All dieſe Vorgänge verfolgte das Publikum im Saale mit Spannung und während ſich der Kaiser jetzt von der Eſtrade in dieſen hinab begab, um ſich dort vom Bürger-

Digitized by Google

meister die Herren des Komitees und andere Persönlichkeiten vorstellen zu lassen, begann bei uns oben ein allgemeines Gespräch und ein Austausch der liebenswürdigen Kaiserworte, die man gehört hatte. Während Erzherzog Otto sich im Mittelpunkt von tausend Augen anschmachten ließ, stand Erzherzog Franz Ferdinand, der nach dem Einzug lebhafte Worte mit Dr. Lueger gewechselt hatte, am äußersten Ende der Estrade und unterhielt sich dort mit einer gar stattlichen Dame, die mit dem Hofe gekommen war. Ihre sieghafte Erscheinung intriguierte die Patronessen, niemand kannte sie. Meine Dame aber wußte Bescheid: Es war die Hofdame Gräfin Chotek. Das war — —? Ja, sie war es. Um acht Jahre älter, stärker, aber nicht sehr verändert. Wer diese gescheiten Augen einmal gesehen, der hätte sie eigentlich gleich wieder erkennen sollen.

„Ist es nicht seltsam, daß der Thronfolger sich ausschließlich mit dieser Hofdame hier unterhält?" fragte eine blonde, schöne, mit Diamanten übersäte junge Frau, die Gemahlin des Fabrikanten v. Demayer, der doppelt so viel Arbeiter beschäftigte als der Seifen- und Kerzenfabrikant Amayer. Sie schien etwas verwöhnt zu sein, die schöne Frau v. Demayer. Sie hatte wohl selbst auf Beachtung gehofft . . . Aber auch meine Lady Patronesse fand es seltsam. Und ich erst recht. Aber ich änderte meine Ansicht, als ich jetzt erfuhr, bei welcher Erzherzogin die Gräfin Hofdame war. Dort stand die Glückliche, die ihrem Gemahl acht Töchter gebären durfte. Und bei dieser verkörperten Fruchtbarkeit war die Gräfin die Stütze des Hau-

Digitized by Google

ſes. Ach ſo! Nun ahnte ich freilich, wovon die beiden ſo eifrig ſprechen mochten . . . Daß das aber noch immer niemand anderer wußte als ich? Es war ſeltſam.

Der Kaiſer kehrte zurück auf die Eſtrade und der Tanz begann. Ein Menuett, von dreißig ausgewählten jungen Paaren in Altwiener Koſtüm, wurde ausgeführt und der zierliche Tanz gefiel ſo ſehr, daß der Kaiſer ſich den populären Wiener Tanzmeiſter Rabenſteiner kommen ließ und ihm ſeine Anerkennung ausſprach. Ein Walzer folgte. Dann unternahm der Kaiſer unter Führung des Bürgermeiſters einen Rundgang durch den Saal, die Erzherzoge folgten ihm und das Bild auf der Eſtrade löſte ſich allmählich auf, denn der Hof kehrte nicht mehr hieher zurück.

Jetzt bemerkte ich erſt den Herrn Propſt, der eingekeilt zwiſchen Miniſtern und Botſchaftern ſtand. Der mehr als behäbige päpſtliche Nuntius zeichnete ihn durch eine Anſprache aus und ſein gewaltiger Bauch ſchwappelte unter der Wirkung der Anekdoten, die der heilige Mann ſelber erzählte. Der Propſt lächelte vornehm. Als der etwas irdiſch geratene Vertreter des Papſtes, dem Hofe folgend, aus dem Saal entſchwunden war, kam der Bürgermeiſter ſtrahlenden Geſichtes zurück zur Eſtrade, er ſchüttelte dem Propſt die Hand, er drückte die meine und ließ ſich von allen beglückwünſchen zu ſeinem erſten Ball. Die Vertreter der Zeitungen ſtürmten nun auf die Eſtrade und holten den Bürgermeiſter und alle Patroneſſen aus, ſie notierten jedes Kaiſerwort für die Morgenblätter.

Auf einmal ſummte eines dieſer Worte rings um uns: der

Digitized by Google

Kaiser habe im Büfett ein Gläschen Gumpoldskirchner Heurigen, den man ihm reichte, angenommen und es auf das Wohl des Bürgermeisters geleert.

Das flog von Mund zu Mund und der politische Stadtball der Christlichsozialen erhielt einen Schwung, den niemand voraussehen konnte. Wie ein Triumphator stand Dr. Lueger da und Wien tanzte zu seinen Füßen.

„Wenn ihm das nur nicht zu Kopf steigt," sagte der Propst zu mir, als er den Saal verließ. „So viele schöne Frauen wie heute hab' ich übrigens schon lange nicht gesehen. Es lohnt sich doch, manchmal wohin zu gehen. Nicht?"

Es gefiel mir, daß dieser stattliche Priester die Augen nicht niederschlug vor all den entblößten Schultern. Er war ein Weltmann in der Sutane, aber er verließ den Ball doch früher als wir, und das entsprach wohl seiner Würde. Nie wird dieser künftige Bischof von einer Kanzel gegen die sündige Weltlust donnern.

*

Oh, das tat weh!

Leitartikel sind erschienen, überschüttet wurde das intellektuelle Wien mit Wehklagen über die Tatsache, daß der Kaiser auf das Wohl des Bürgermeisters getrunken hätte, auf das Wohl des — Dr. Karl Lueger, der fünfmal gewählt werden mußte, ehe er die kaiserliche Bestätigung erhielt. Nun sei dieser Mann der unumschränkte Herr von Wien und man dürfe auf alles gefaßt sein.

Dieses Grollen und Rollen ging ein paar Tage fort in der Presse. Plötzlich meldete sich Graf Hans Wilczek junior,

Digitized by Google

dessen Beziehungen zum Hofe jeder kannte, zum Wort in einer Zuschrift an ein Blatt. Er gab der Verwunderung Ausdruck, daß vom Rathaus her keine Berichtigung erfolge, denn nach seinen genauesten Informationen habe der Kaiser auf das Wohl der Stadt Wien getrunken auf jenem Ball.

Oh, das tat wohl! Es gab neue Leitartikel . . . Also getäuscht sei man worden? Das sehe den „Herren von Wien" ähnlich . . .

Ein christlich-soziales Parteiblatt aber stellte jetzt fest, daß der Kaiser allerdings auf das Wohl der Stadt, der Thronfolger aber auf das des Bürgermeisters Dr. Lueger getrunken habe. Man möge aus dem Irrtum eines Berichterstatters kein solches Wesen machen.

Der Thronfolger? Von da an war er gewissen Kreisen verdächtig.

Digitized by Google

9.

Was geht vor bei Hofe? — Der Kaiser interessiert sich plötzlich für die Kinder Ottos. — Klitsch-Klatsch. — Der Thronfolger richtet das Belvedere ein für sich und eine unbekannte Gemahlin. — Geständnisse. — Ein Jahr Bedenkzeit. — Verzicht auf die Thronfolge? — Jubeljahr des Kaisers. — Kinderfestzug. — Die Kaiserin fehlt. — Der Mord in Genf. — „Bleibt mir denn nichts auf dieser Welt erspart?" — Das Jubeljahr ein Trauerjahr. — Das einigende Band der Monarchie.

Es mußte etwas geschehen sein bei Hofe, ich merkte es an vielen Anzeichen, konnte aber nicht dahinter kommen. Und es mußte etwas sein, das mit dem Thronfolger zusammenhing. Wohl hatte der Erzherzog zum erstenmal die Manöver leiten dürfen, wohl hatte er den Kaiser in Pest offiziell vertreten und war auf solche Art auch in Ungarn zum erstenmal als Thronerbe und Nachfolger des Kaisers hervorgetreten. Und auch nach Berlin wurde er entsendet, damit er in ein näheres Verhältnis zu dem uns treu verbündeten Kaiser Wilhelm käme. Aber es trat ganz plötzlich eine Stockung ein in dieser huldvollen Pflege seines Ansehens und seiner Einführung in die Pflichten der großen Repräsentation. Die Kenner der Hofetikette behaupteten,

Digitized by Google

es wäre das und jenes vorgefallen, das auf eine Verſtimmung zwiſchen der Hofburg und dem Palais Modena ſchließen laſſe. Auch ſei Erzherzog Otto in einer höchſt auffälligen, langen Audienz beim Kaiſer geweſen. Er ſei berufen worden. Die Eingeweihten behaupten, das ſei ihm freilich ſchon öfter begegnet, und nie zu ſeiner Freude, denn er wurde immer wieder ſtrenge ermahnt, keine tollen Streiche zu machen und mehr auf ſeine Würde zu achten. Diesmal aber dürften ganz andere, viel ernſtere Gründe die Veranlaſſung zu ſeiner Berufung gegeben haben. Und der Kaiſer habe dieſen Beſuch ſeines Neffen alsbald im Augartenpalais erwidert, er habe ſich die Kinder Ottos einmal angeſehen und eine lange Unterredung mit der Erzherzogin Joſepha, der Gemahlin Ottos, gehabt. Die Hofdamen hätten erzählt, der Kaiſer habe den elfjährigen Sohn Ottos, den kleinen Erzherzog Karl, ganz beſonders liebevoll behandelt. Es ſei geradezu rührend geweſen, wie er mit ihm redete, wie er ihn ausforſchte, um den Grad ſeiner Intelligenz und ſeiner Reife zu erkennen. Und als ſeine Mutter ſagte, ſie dächte daran, ihn das Schottengymnaſium beſuchen zu laſſen, da hätte der Kaiſer lebhaft zugeſtimmt und geſagt, das wäre ein ganz moderner Gedanke.

Was geht vor?

Der Hofklatſch iſt ja berüchtigt. Die Sucht, hinter jeglichem Vorgang einen tieferen Sinn, einen geheimen Plan zu wittern, ſteht nirgends in ſolcher Blüte wie bei Hofe. Was ſollte denn dabei ſo beſonderes ſein, wenn der Kaiſer die Neigung gehabt haben ſollte, einmal die Kinder

Digitized by Google

jenes seiner Neffen zu sehen, der dem noch immer unvermählten Thronfolger zunächst stand? Es erschien mir als eine höchst einfache und vollkommen erklärliche Handlung. Aber das Gesumme in den Hofämtern hörte nicht auf und eines Tages kam ein neues Element in den Gärungsstoff: es hieß, der Erzherzog Franz Ferdinand fahre schon seit einiger Zeit nicht mehr nach Preßburg, es müsse dort etwas gegeben haben.

Ach so! Wahrscheinlich keine Verlobung, sondern das Gegenteil.

Das erklärte manches. Ein Thronfolger, der sich so schwer zur Ehe entschließt, ist freilich eine Sorge für eine Dynastie.

Schade! sagte ich mir und kümmerte mich nicht weiter um den intimen Klatsch über einen nicht zustande gekommenen Eheplan.

Eines Tages, ich wohnte schon in der Sommerfrische und fuhr fast täglich nach Wien hinein, erhielt ich auf Umwegen eine Einladung des Erzherzogs, ich möchte zu einer bestimmten Stunde im Belvedere erscheinen.

Ich trat beim Tore des unteren Palastes ein, wo Prinz Eugen seine ebenerdige fürstliche Behausung nach dem Park hin hatte und schlenderte durch diesen hinauf zu dem entzückenden Sommerschloß. Die Sonne brannte heiß auf das gestufte Riesenparterre dieses schattenlosen französischen Parkes, der nur eine andere Ausgabe von Schönbrunn sein wollte und doch so viele persönliche Reize hat, die ihn von jenem kaiserlichen Sommersitz unterschei-

Digitized by Google

den. Der Erzherzog empfing mich im großen Saal, wo er noch mit Werkleuten verhandelte und seine Befehle erteilte. Und er zeigte mir als Hausherr, was er alles habe ändern und machen lassen, um sozusagen eine Wohnung in den Palast hineinzudichten. Das sei ein festliches Haus, aber kein Heim, sagte der Erzherzog. Der rheumatische Prinz Eugen habe ganz gut gewußt, warum er nie hier eingezogen sei. Er blieb drunten hinter festen Mauern und in niederen, heizbaren Räumen. Hier war es ihm entschieden zu luftig. „Na, dem habe ich jetzt abgeholfen."

Er zeigte mir den einzigschönen Blick auf Wien. „Was? Das ist — Belvedere!" sagte er. Dann führte er mich in die neue, eingebaute Hauskapelle. Und endlich zeigte er mir neben seinem Arbeitszimmer einen herrlichen, leeren Raum. „Was ist das?" fragte er scherzend und ich wußte keine Antwort. Man konnte aus dem Raum machen, was man wollte.

„Das ist meine Bibliothek!" sagte er. „Es ist nicht ein Buch in diesem Hause. Alles verschleppt und verschleudert. Und ich möchte Sie bitten, aus meinen jahrelang wahllos zusammengetragenen Büchern aller erdenklichen Wissensgebiete, etwas Einheitliches für diesen Raum zusammenzustellen. Keinen Ballast! Der Hauptbestand kann ja drunten in der Beatrixgasse bleiben. Hier will ich eine große Handbibliothek für mich haben und auch all das aus der heutigen deutschen Literatur, was eine christliche Frau lesen kann. Aber auch Französisches und Englisches. Meine künftige Frau ist eine starke Leserin."

Digitized by Google

„Kaiserliche Hoheit, das ist eine heikle Aufgabe, aber mit Hilfe eines Beamten der Hofbibliothek läßt sie sich wohl lösen. Wie lange habe ich Zeit?"

Wir waren während dieser meiner Antwort wieder in sein Arbeitszimmer gekommen und da sagte er, indem er mir einen Platz anwies und sich selbst vor seinen Ministerschreibtisch setzte:

„Zeit? Ein Jahr! Leider ein ganzes Jahr. Und vielleicht noch länger," knirschte er vor sich hin. Dabei ballte er die Faust, die er auf seinem Schreibtisch liegen hatte und blickte tiefernst vor sich nieder. „Na, es muß getragen werden. Sie wissen, wer etwas Eigenes durchsetzen will ‚in Haus Österreich', dem wird das nicht leicht gemacht."

„Es steht mir nicht zu, Kaiserliche Hoheit, eine Frage zu stellen. Aber ich habe seit einem Jahre fest angenommen, daß Sie uns eines Tages durch Ihre Verlobung mit einer Erzherzogin erfreuen werden."

„Da waren Sie auf falscher Fährte, wie alle Welt. Ich habe gerade Ihnen einmal angedeutet, daß ich etwas anderes vorhabe. Etwas ganz anderes."

„Ja, Kaiserliche Hoheit. Ich fühlte mich damals sehr geehrt durch Ihr Vertrauen. Aber dann — diese beständigen Fahrten nach Preßburg . . ."

„Das ist es eben! Man kann in Preßburg auch etwas anderes suchen als eine Kusine. Nicht? Aber man will mir das Recht der freien Wahl dazu bestreiten. Will mich unter unser Hausgesetz beugen. Und gibt mir ein Jahr Bedenkzeit . . . Weil man glaubt, dieses Feuer verrauche

Digitized by Google

vielleicht in einem Jahr. Es wird aber nicht verrauchen, denn es brennt schon sieben Jahre."

Mit verhaltener Kraft und einer Entschlossenheit, die unbeugsam zu sein schien, hatte er das vor sich hin gesprochen, so als ob ich gar nicht anwesend wäre. Dann blickte er mich voll an: „Ich kann Ihnen keinen Namen nennen, da ich dem Kaiser versprechen mußte, ein Jahr zu schweigen und mich zu prüfen. Aber gehen Sie nur an die Arbeit für mich und nehmen Sie an, daß hier vom nächsten Herbst ab ein neues Leben beginnt."

„Kaiserliche Hoheit, mir ist ein wenig bange um die große Zukunft, die Sie uns bereiten sollen. Aber Ihre Entschlossenheit erfüllt mich mit Bewunderung. Mögen Sie Ihr Ziel erreichen. Ich lege Ihnen schon heute meine ergebensten Glückwünsche zu Füßen."

„Ich danke Ihnen, lieber Professor. Ich werde sicher in den Besitz meiner Frau kommen, alles andere steht noch bei Gott . . . Ich kann auf Manches verzichten, wenn es sein muß."

*

Wie betäubt habe ich das Belvedere verlassen nach dieser Unterredung. Und noch wochenlang summte mir der Ton im Ohr, in welchem der Erzherzog die Worte sprach: „Ich kann auf Manches verzichten, wenn es sein muß." Auf Manches? Auf den Thron? Das war keine Pose. Hinter diesem Wort stand ein Mann.

Was wird das werden? Steht uns da in anderer Art vielleicht eine neue Thronfolgerkatastrophe bevor? Und

Digitized by Google

iſt da nicht ein höheres, oder, wenn man will, ein tieferes Geſetz am Werke? Warum all dieſe Entgleiſungen kaiſerlicher Prinzen? Iſt es der Aufſchrei der Natur, die ſich vergewaltigt fühlt durch Jahrhunderte lang geübte Inzucht? Ein Dämon treibt ſie heraus aus ihrem engen Kreis, einen nach dem anderen. Aber es wäre ein Unglück, wenn ſich kein Weg fände, dieſen ſtarken Charakter der Aufgabe zu erhalten, die ihm die Vorſehung zuwies.

*

Wir waren in ein bedeutſames Jahr eingetreten, in das fünfzigſte der Regierung des Kaiſers Franz Joſeph. Und dieſes Jahr ſollte durch fortgeſetzte Huldigungen und Feſte zu einem wahrhaftigen Jubeljahr werden. Da ſich der Kaiſer zehn Jahre vorher jede offizielle Feier verbeten hatte, konnte er diesmal nicht wieder dasſelbe tun, aber er gab dem Wunſche Ausdruck, es mögen alle ihm zugedachten Ehren ſich in wohltätigen Stiftungen und Werken der Barmherzigkeit äußern.

Der edle Wetteifer, der damit entfeſſelt wurde, trug reiche Früchte, aber ganz und gar ließ Wien ſich nicht zurückhalten, es wollte ſeine Feſte haben und ſeinen Jubel. Und bevor der Hof nach Iſchl ging, wußte der Bürgermeiſter Dr. Lueger doch noch eine der geplanten Huldigungen durchzuſetzen, einen Feſtzug der Schuljugend. Der Gedanke war neu, er gefiel dem Kaiſer, der ein großer Kinderfreund, ein zärtlicher Großvater iſt, und er nahm dieſe Huldigung an. Wochenlang wurde die Wiener Jugend einexerziert

Digitized by Google

für den großen Augenblick, denn es war ja nichts Geringes, etwa siebzigtausend Buben und Mädel vor dem Kaiser defilieren zu lassen und sie alle wohlbehalten wieder heimzubringen in ihre nahen und fernen Bezirke. Aber das Schauspiel gelang über alle Erwartung. Vor dem Kaiserzelt, das beim äußeren Burgtor war errichtet worden, zog, in zwanzig Treffen geteilt, die nächste Generation des Wiener Volkes vor ihrem Kaiser vorbei und grüßte ihn durch Fahnenschwenken und jubelnde Zurufe, mit Musik und mit Gesang aus begeisterten jungen Herzen. Es war ein Tag des Triumphes für Dr. Lueger, dem der Kaiser voll Rührung dankte. Und nie vergaß er ihm diese Stunde eines mächtigen, nie empfundenen Eindrucks.

Die ruhelose Kaiserin fehlte auch bei diesem Feste der Jugend. Sie war für diese schon beinahe verschollen und niemand vermißte sie, da sie sich allem entzog. Sie hatte das fünfzigste Lebensjahr überschritten, aber die Krisen wollten sich nicht mildern, die Ruhe des Gemütes nicht eintreten bei ihr.

Auch in Ischl, wo sie durch viele Jahre ihre Reitkunst so gerne gezeigt und so bezaubernd zu danken wußte für jeden Gruß, erschien sie seit den kritischen Jahren nicht mehr öffentlich.

Sie verließ im Hochsommer des Jubeljahres in Begleitung ihrer Hofdame Gräfin Staray Ischl, wo viele Gäste angemeldet waren, und begab sich nach Nauheim zu einer Kur; von dort reiste sie nach der Schweiz und suchte Höhenluft. Und ehe der Kaiser, der seinen Geburts-

Digitized by Google

tag in Ischl allein gefeiert hatte, wieder nach Wien zurückkehrte — er erzählte es seiner Umgebung voll Genugtuung — erhielt er einen munteren Brief aus Genf, die Kaiserin fühlte sich so wohl, daß sie hoffte, an allen offiziellen Jubiläumsfesten des Winters teilnehmen zu können.

Am 10. September (1898), in der abendlichen Dämmerstunde, es war ein Samstag und die ganze Bevölkerung in Bewegung, geschah etwas, das wie ein Wirbelwind in die Menge fuhr und sie in Aufruhr versetzte. Extrablätter flatterten durch die Straßen, es begann ein Schreien, ein Rufen, ein Lärmen: Die Kaiserin! Die Kaiserin!

Was war denn mit der Kaiserin?

Sie war in Genf ermordet worden! Auf dem Wege von ihrem Hotel zum Landungsplatze des Dampfschiffes, mit dem sie nach Mont de Caux zu fahren gedachte, trat ihr ein junger Bursche in den Weg und versetzte ihr einen Stoß gegen die Brust, so daß sie zu Boden stürzte. Sie war ein wenig betäubt, erhob sich aber mit Hilfe ihrer Hofdame und fragte: „Was ist denn geschehen?" Und sie beeilte sich noch, den Dampfer zu erreichen. Aber auf dem Verdeck verlor sie das Bewußtsein und erwachte nicht wieder. Es war kein Stoß, es war ein Stich, den sie erhalten hatte und sie starb an innerer Verblutung.

Dieses Tier von einem Menschen, ein italienischer Anarchist, kam nach Genf, um den Herzog von Orleans zu ermorden und da dieser schon abgereist war, stieß er seinen Stahl einer harmlosen Frau in die Brust. Sie trug eine heimliche Krone in ihrem schönen braunen Haar,

Digitized by Google

Kaiſerin Eliſabeth

Digitized by Google

Digitized by Google

in dem sich die ersten Silberfäden zeigten, und das genügte ihm.

„Wie wird das der arme Kaiser tragen?" war der erste Gedanke jedes Wieners. Die Stadt befand sich in einer ungeheueren Aufregung und es zeigte sich in dem allgemeinen Schmerz, wie teuer dem Volke diese einsame, weltscheue Kaiserin doch gewesen war. Das unerhörte Ereignis konnte nur mit der Katastrophe von Mayerling verglichen werden.

„Bleibt mir denn nichts auf dieser Welt erspart?" hatte der Kaiser voll Schmerz ausgerufen, als er die Untat erfuhr. Und dann fügte er hinzu: „Es ist unfaßbar, wie ein Mensch an diese Frau Hand anlegen konnte, die in ihrem Leben niemandem ein Leid zugefügt hat, die allen nur Gutes tat."

Fünf Tage später kam der Sarg der ermordeten Kaiserin auf dem Westbahnhofe an und ganz Wien hat ihrer düsteren Fahrt nach der Burg in stiller Ehrfurcht beigewohnt.

*

Das Jubeljahr hatte in Tränen geendet und es wurden nunmehr alle für den zweiten Dezember geplanten offiziellen Kundgebungen endgültig abgesagt. Aber das traurige Los dieser hohen Frau beschäftigte fortgesetzt die Gemüter, und der Gedanke, ihr Andenken zu ehren, ließ an vielen Orten rasche Denkmalpläne reifen. Dieser Kaiserin wird, auf was sie niemals rechnen durfte . . . Kaiserin Maria Theresia verdiente sich die Unsterblichkeit durch

Digitized by Google

ein ruhmreiches Leben, Kaiserin Elisabeth erwarb sie durch einen tragischen Tod.

*

Als die kaiserliche Familie nach der erfolgten Beisetzung aus der Kapuzinergruft wieder in die Kirche emporstieg, sah ich voll Ergriffenheit das verweinte Gesicht Franz Ferdinands. Sie war ihm viel. Und er hätte ihrer noch oft bedurft in seiner schwierigen Stellung. So manches heimliche Ziel, das er sich gesteckt, war vielleicht nur mit ihrer Hilfe zu erreichen.

*

Ganz ungefeiert blieb der 50. Gedenktag des 2. Dezember 1848 dennoch nicht. „Das Weh im Herzen verbietet uns rauschende Feste". So schloß der Bürgermeister von Wien seine Gedenkrede auf die fünfzigjährige Regierungszeit des Kaisers, in der er dessen Verhältnis zur Hauptstadt beleuchtete und hervorhob, was diese ihm alles zu danken habe.

Wie klug! Kein Wort über die politischen Ergebnisse dieser fünfzig Jahre kam über seine Lippen, es redete nur der Wiener, der kaisertreue, der schwarzgelbe Wiener. Mich berührt es so seltsam, daß bei diesen Gedenkfesten mit keiner Silbe der bedeutsamen Zeit gedacht ward, durch die Kaiser Franz Joseph so früh zum Thron kam, daß in all diesen Patrioten auch nicht die geringste Anteilnahme mehr lebendig ist für die Ideale des Jahres 1848 und deren

Digitized by Google

Anwälte. Man hat all die Männer, die für die Ideen des Märzen gekämpft und geblutet haben, in uns zu Tode regiert; wir sind im Besitze ihrer Errungenschaften, aber sie selber sind versunken und vergessen. Die Dynastie allein ist das Bleibende in diesem Staat, es geht eine beinahe mystische Wirkung von ihrem Hause aus. Und der alte Kaiser ist das einigende Band, das die widerstrebenden Teile zusammenhält. —

Digitized by Google

10.

Der Propst wird Bischof. — Es wird ihm die Aufgabe übertragen, eine Mesalliance des Thronfolgers zu verhüten. — Die heimlichen Beziehungen. — Franz Ferdinand muß dem Thron erhalten werden. — Dr. Lueger's christlich-soziale Organisationsarbeit. — Er nähert sich den Deutschnationalen. — Starke geistliche Einwirkung auf das Liebespaar. — Sie schwankt, erbittet Bedenkzeit. — Wie, wenn es nicht gelingt?

Der Propst ist Bischof geworden, Weihbischof bei St. Stefan. . . .

Endlich war der Weg frei geworden für diesen modernen Geist, diesen Weltmann in der Sutane, und das Volk wird ihn einst mit Jubel als Fürsterzbischof von Wien und als Kardinal begrüßen. Er wird unser deutscher Kardinal werden, er wird vereint mit dem Thronfolger und dem Volksmann Lueger das Werk der Einigung aller Deutschen in einem wieder einheitlich und kraftvoll regierten Österreich vollenden helfen. Und ich habe ein klein wenig Anteil daran, ich habe sie in engere Verbindung gebracht und das Feuer beständig geschürt. Trotz entgegenwirkender Kräfte.

Ich eilte als Gratulant zu ihm: die Wünsche, die ich

Digitized by Google

für ihn empfand, mußten mündlich ausgedrückt werden. Als ich gegen Mittag vor seiner Propstei erschien, staute sich dort eine vornehme Wagenburg mit livrierten Kutschern und Lakaien. Die Erzherzoginnen und die Damen des Hochadels wollten ihm wohl sämtlich an diesem Tage die Hand küssen und seinen ersten bischöflichen Segen empfangen. Es muß ja nicht heute sein, sagte ich mir, drückte mich bescheiden beiseite und verschwand. Der vor Freude strahlende Beamte in der Pfarrkanzlei vertraute mir an, daß Seine Bischöfliche Gnaden für morgen zur Audienz beim Kaiser befohlen sei. Dann gehe es zum Nuntius, zum Fürsterzbischof und zum Ministerpräsidenten.

Also übermorgen, nach der Jause, so wie sonst.

Und da fand ich ihn allein und war schon angemeldet. Die aufrechte, gewaltige Priestergestalt, jeder Zoll ein Prälat und Kirchenfürst, kam mir mit raschen Schritten entgegen. Der Bischof erfaßte meine Rechte mit beiden Händen und schüttelte sie. Er glaubte an meine guten Wünsche, er wußte, wie sehr ich ihm ergeben und dankbar war.

Als wir uns gesetzt hatten und in ein geordnetes Gespräch zu kommen suchten, fiel mir sein ungewöhnlicher Ernst auf. Er redete von diesem und jenem, von seinem bevorstehenden Auszug aus diesem Pfarrhause und seinem schweren Abschied von der herrlichen Kirche, deren erster Pfleger er gewesen. Ihm war dieses neue Gotteshaus anvertraut worden, das zum ewigen Gedächtnis an den Mordanschlag gegen das Leben des jungen Kaisers Franz

Digitized by Google

Joseph errichtet wurde*), wie seinen Augapfel habe er diese Kirche gehütet und für deren Ausschmückung allein einige Jahre seines Lebens geopfert. Der Gedanke, sein Werk jetzt anderen Händen zu überlassen, bereitete ihm einen persönlichen Schmerz. Am liebsten wäre er hier sitzen geblieben bis an sein Lebensende. Aber er dürfe die größere Aufgabe seines Lebens nicht von sich weisen; er wäre ja kaum fünfzig und es gäbe noch so viel zu schaffen in der Welt.

Diese Gefühle verstand ich vollkommen. Auch ich hing an manchem selbstgeschaffenen Werke und mußte mich immer wieder loslösen, weil ein anderes auf mich wartete. Jetzt schien mir auch der Ernst seines sonst so sonnigen Antlitzes klar zu sein. Aber dieser Ernst wich nicht, er vertiefte sich zusehends und das Gespräch stockte. War ich ihm unbequem? Ich fragte ihn, ob ich nicht doch vielleicht zu unrechter Stunde gekommen wäre, er scheine mir gar nicht in der Stimmung zu sein für einen so unwichtigen Besuch wie den meinen. Und ich bat, mir das offen zu sagen und erhob mich.

„Was fällt Ihnen ein, lieber Professor. Niemand könnte mir willkommener sein in dieser Stunde als Sie. Mich drückt eine Sorge, lieber Freund. Es wird mir eine Erlösung sein, mich auszusprechen."

*) Der Anschlag des madjarischen Schneidergesellen Libényi fand im Jahre 1853 statt; die zum Andenken an jenes Ereignis gestiftete Votivkirche wurde aus Spenden des Volkes erbaut und im Jahre 1883 geweiht.

Digitized by Google

Er sagte das schwer, herzlich, seine Rechte lag auf meiner Schulter und der warme Blick seiner hellen Augen suchte den meinen. „Darf ich Ihnen ganz vertrauen?"

„Sie dürfen es, verehrter Freund."

Er machte einen raschen Gang zur Eingangstür, öffnete sie und sah hinaus. „Mir war, als hätte ich einen Schritt gehört," sagte er und drückte die Türe hinter sich fest ins Schloß.

Als er mir wieder gegenüber saß, begann er: „Ich war in Audienz beim Kaiser. Mich zu bedanken war ich gekommen für meine Ernennung. Ich glaubte in fünf Minuten wieder frei zu sein, er aber hielt mich eine halbe Stunde fest und belastete mich mit der schwersten Aufgabe, die mir je geworden . . . Nie habe ich Seine Majestät in solcher Bewegung gesehen, nie so sorgenvoll. Denken Sie, was er mir anvertraute und was er von mir forderte! Erzherzog Franz will eine Dame heiraten, die nicht ebenbürtig ist, die niemals Kaiserin werden könnte. Er müßte von rechtswegen selber aus dem Kaiserhause ausgeschlossen oder doch vom Hofe verwiesen werden, so wie mancher vor ihm. Der Thronfolger! Der Prinz, den wir uns erzogen haben für das Erbe des Kronprinzen Rudolf! Der Kaiser hatte eine Träne im Auge, als er es mir sagte. Niemand wisse Rat, was zu geschehen habe, denn der Erzherzog sei unnachgiebig und beharre auf seinem Entschluß. Und der Kaiser bat mich, meinen ganzen geistlichen Einfluß geltend zu machen bei dem Prinzen und bei der Dame seiner Wahl. Er wisse niemanden, dem er diese Aufgabe

Digitized by Google

übertragen könne, nur ich sei dazu berufen. Was sagen Sie! Was sagen Sie!" Er schlug die Hände zusammen und rang sie vor sich hin.

„Vertrauen gegen Vertrauen, verehrter Freund: ich weiß schon lange um diese Absicht des Erzherzogs und ich glaube nicht, daß er irgendwelchen Vernunftgründen zugänglich sein wird."

„Liebster, warum haben Sie mir das nicht längst anvertraut? Vielleicht hätte sich vorbeugen lassen. Man würde einen Weg gefunden haben, auf die Gräfin einzuwirken und ihr die Hölle heiß zu machen! Aber jetzt? Wo Trotz gegen Trotz steht? Es wird zu spät sein! Es wird zu spät sein!" rief er.

„Ich dachte wohl daran, Sie einzuweihen," entgegnete ich, „denn der Erzherzog hatte mir irgend ein Gelöbnis zur Verschwiegenheit nicht abgenommen. Aber ich wurde irre an seinen Andeutungen, als er beständig nach Preßburg fuhr. Ich dachte, er hätte sich zuletzt doch für eine der jungen Erzherzoginnen entschieden."

„Ach, Liebster, das ist ja das Schlimmste an der Geschichte. Man täuschte sich im erzherzoglichen Hause über den Zweck seiner Besuche. Sieben Töchter hofften, er aber kam wegen einer Hofdame! Und man merkte es lange nicht. Erst nach dem Ball der Stadt Wien wurde der Verdacht ruchbar im Hause. Er selbst habe gewünscht, daß Ihre Kaiserliche Hoheit die Gräfin Chotek einmal mitnehme nach Wien, um ihr solch ein Fest zu zeigen. Und da fiel die Maske der Verliebten."

Digitized by Google

„Die Gräfin Chotek ist es?"

„Ja, das wußten Sie nicht?"

„Er nannte mir den Namen der Dame nicht. Aber ich weiß, daß sie schon vor Jahren nach ihm auslugte, als er in Prag stand. Und als er nach seiner Weltreise in Böhmen lebte, müssen sie sich wieder begegnet sein."

„Ja, so ist es. Schon ehe er seine Weltreise antrat, kam sie zu Hofe. . . . Jetzt ist natürlich Feuer im Dach, die Gräfin mußte augenblicklich das erzherzogliche Haus verlassen, in dem sie Aufnahme gefunden hatte. Die ganze kaiserliche Familie ist aufgewühlt gegen sie, alles bestürmt den Kaiser, das Hausgesetz in seiner vollen Strenge zur Anwendung zu bringen."

„Da haben Sie allerdings eine schwere Aufgabe vor sich."

„Eine unmögliche!" rief der Bischof. „Ich kenne diesen Eisenkopf. Was er will, das will er. Meine letzte Hoffnung ist sie. Sie soll eine der frömmsten Hofdamen gewesen sein, die es jemals gab. Das ganze Haus soll sie tyrannisiert haben mit ihrem kirchlichen Eifer, erzählt man mir. Nun, ich werde meine Pflicht erfüllen für das Kaiserhaus. Freilich — es ist mehr Segen dabei, zwei Liebende zu vereinigen als sie zu trennen," sagte er weich.

Ich fühlte, seine Aufgabe fiel ihm schwer.

Als wir schieden, bat er mich, doch recht bald zu ihm zu kommen, wenn er in seinem neuen Heim sei. Ihm wäre schon jetzt leichter, da er einen Menschen gefunden habe, mit dem er reden konnte, wie ihm ums Herz gewesen sei.

Digitized by Google

Es ist so eigen, um etwas zu wissen, das die Millionen angeht und das doch so lange als möglich geheim gehalten werden muß. Was sollten sie auch anfangen mit solch einer Nachricht? Sie wäre nicht geeignet, irgend einen Menschen mit Befriedigung zu erfüllen. Ich habe meiner Frau nur eine leise Andeutung gemacht, so, als würde sich der Erzherzog für die Erscheinung vom Wiener Stadtball, die auch ihr nicht entgangen war, ein bißchen interessieren. „Für die alte Jungfer?" platzte sie heraus. Und ich schwieg. Die Komtesse war schon damals nicht die Jüngste auf dem Prager Statthalterball, und sie mußte jetzt wohl Zweiunddreißig zählen. Nun, er stand im Siebenunddreißigsten. Es ging gerade noch an.

Eine gefährliche Frau! Gab es mir nicht einen elektrischen Schlag, als ich sie zum erstenmal sah und sie ihre lockenden slavischen Augen nach dem Erzherzog spielen ließ? Nach keinem der fünfzig Komtesserln fragte ich, nach ihr aber erkundigte ich mich bei meinem Nachbar, dem Rektor.

Wie seltsam, daß in jener Minute vielleicht der kühne Entschluß in ihr reifte, diesen kaiserlichen Prinzen zu erobern.

Ich war auch nicht sonderlich überrascht, als der Bischof ihren Namen aussprach. Wie aber mag das zugegangen sein, daß sie sich seit so vielen Jahren liebten und niemand es entdeckte? Wir werden nie erfahren, was sich auf seinen böhmischen Schlössern ereignet haben mag. Er war ein bißchen oft in Konopischt und Reichstadt, manchmal nur

Digitized by Google

von einem Leibjäger begleitet. Und von dort reiste er öfter als man weiß inkognito nach Dresden. Was tat er dort?

Und wo mochte die Gräfin jetzt weilen, da sie das erzherzogliche Haus verlassen mußte?

Müßige Fragen! Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, die Romantik dieser Prinzenliebe zu erforschen, es konnte sich nur noch darum handeln, über die Grundlagen der Zukunft nachzudenken und die Formel zu finden, die uns den Thronfolger zu erhalten vermochte. Wir haben mit dem Kronprinzen Rudolf einen hochbegabten modernen Geist und einen durchaus deutsch gesinnten Fürsten verloren. Wir verloren in Johann Orth vielleicht einen großen Feldherrn, einen Tatmenschen, der seinen Kraftüberschuß hier nicht loswerden konnte und in die weite Welt ging. Diesen Dritten im Bunde durften wir nie und nimmer verlieren, ihn mußten wir halten, und geschah was wollte. Ich hatte nicht den Eindruck, daß der Bischof sich dessen so voll bewußt gewesen wäre wie ich. Und ich schrieb es ihm, ich legte ihm all meine Gedanken darüber ans Herz und enthob ihn jeder Antwort. Er sollte nur wissen, wie wichtig mir seine Sendung erschien.

Aber er zögerte nicht, mir eine Antwort zu geben. Sie war kurz und inhaltreich. „Lieber und Verehrter, ich bin am Werke ... Bei welchem K. werde ich in Ungnade fallen, wenn es nicht gelingt? Beim jetzigen oder beim künftigen? Oder bei beiden? Helfen Sie mir! Ihr getreuer Bf. M."

Helfen Sie mir! Wie konnte ich, wie durfte ich?

Digitized by Google

So nahe stand ich dem Prinzen nicht. Er hatte manchmal das Bedürfnis, sich auszusprechen, er sah mich gern und sagte mir manches, was er seiner näheren Umgebung nicht anvertraute. Aber wie sollte ich einen Eingriff wagen in sein intimstes Leben? Meine Besorgnisse und Bedenken habe ich ihm nie verhehlt.

Nein, Euer Bischöfliche Gnaden, von mir ist keine Hilfe zu erwarten gegen die Wünsche und Hoffnungen des Erzherzogs, mir kann Gott bestenfalls einen Einfall schenken, der die Erreichung aller seiner Ziele ermöglicht, falls die geistliche Einwirkung versagt. Er muß dem Thron gerettet werden, alles übrige ist nebensächlich.

*

Eine Dame war bei uns, die behauptete, sie käme im Auftrag des Bürgermeisters. Man habe einen „Christlichen Frauenbund" ins Leben gerufen, der die Aufgabe hätte, den Männern im Kampfe beizustehen und die Agitationsarbeit von Haus zu Haus zu übernehmen, für die die Männer ja keine Zeit fänden. Meine Frau möchte dem Ausschusse beitreten. Es wäre ungeheuer wichtig, für die christliche Presse zu wirken und jedem Bekannten zu raten, die Judenblätter nicht zu lesen, es würden auch christliche Unterhaltungsabende stattfinden und Vortragsabende zur Belehrung der Frauen aus dem Volke über die öffentlichen Angelegenheiten . . . Meine Frau lehnte ab. Soviel sie wisse, sei ihr Mann damit nicht einverstanden. Und sie selber habe so viel mit ihren drei Kindern zu schaffen,

Digitized by Google

daß sie noch um zehn Jahre Schonzeit bitten müsse. Wenn sie einmal älter wäre, werde sie sich vielleicht auch auf irgend eine Art in Vereinen betätigen, jetzt noch nicht. Der Besuch war verletzt. Sie sei ja auch noch nicht gerade die Älteste, sagte die Dame, habe auch Kinder zuhause und eine Wirtschaft, aber deshalb dürfe man doch sein christliches Volk nicht vergessen. Man möchte wenigstens den Namen meiner Frau auf die Ausschußliste setzen dürfen, von der Mitarbeit spreche man sie los. Der Erzherzog Franz Ferdinand sei ein Gönner des Christlichen Frauenbundes, alle Erzherzoginnen unterstützen ihn. Da sagte meine Anna: „Nun also, was brauchen Sie da mich? Ich will aber doch meinen Mann fragen, wenn er heimkommt. Sagt er ja, dann schreibe ich Ihnen."

„Der sagt gewiß Ja, Frau Professor," erwiderte der Besuch, „denn der Herr Bürgermeister hat mir aufgetragen, ihn schön zu grüßen. Er muß gut bekannt sein mit ihm."

Dieser Bericht meiner Frau verdarb mir beinahe den Appetit als ich heimkam. Aber ihre Haltung gefiel mir, ich mußte sie loben. Wir gehörten dem Deutschen Schulverein an und ich hatte es wiederholt abgelehnt, auch dem Katholischen Schulverein beizutreten. Dem ausgesprochen agitatorischen Christlichen Frauenbund gegenüber mußten wir uns also ebenfalls ablehnend verhalten.

„Aber der Erzherzog? Und der Doktor Lueger? Wird es dir nicht schaden?" fragte meine Frau.

„Warten wir das ab. Du schreibst ihr jedenfalls nicht," sagte ich.

Digitized by Google

Zwei Tage ſpäter traf ich den Dr. Lueger in der großen Halle des Parlaments, wo ich einen Abgeordneten aufgeſucht hatte.

„Sie, Herr Profeſſor, ich hab' Ihrer Gnädigen eine von unſeren Vorſtadtamazonen g'ſchickt, die mich um gute Adreſſen ang'angen is für den Frauenbund. 's muß nicht ſein! Ich kann manchmal nicht anders," ſagte er.

Dann faßte er mich unter dem Arm und ſchob mich weiter. „Sagen S' mir, was iſt denn das mit dem Erzherzog? Er iſt in übler Laune, zeigt ſich nirgends, empfängt niemand. Jetzt will man ihn bitten, das Protektorat des Katholiſchen Schulvereins zu übernehmen, ich aber hab' geraten, zu warten, bis ich mich überzeugt hätt', daß er's auch annimmt. Glauben S', daß er's tut?"

„Lieber Herr Bürgermeiſter, ich meine, man ſollte ihn nicht ſo auffällig in Parteiangelegenheiten hineinzuziehen ſuchen. Das ſchadet ſeinem Anſehen."

„Dieſer Meinung bin ich nicht. Wir brauchen ſeinen Namen. Das Volk denkt ſich allerlei dabei, wenn es ſich mit ihm einig weiß. Aber was iſt's denn mit ihm? Mir können Sie's ja ſagen."

„Nun, ich glaube, er iſt verliebt und hat Schwierigkeiten, ſeine Wahl durchzuſetzen."

„Ach ſo! Ja, das iſt eine Erklärung!"

„Reden Sie nicht darüber, Herr Bürgermeiſter. Gewähren Sie ihm Schonzeit."

„Keine Silb'n! Nicht ein Wort! Aber man will doch wiſſen, woran man iſt," ſagte er und war befriedigt.

Digitized by Google

„Wozu brauchen Sie den Christlichen Frauenbund eigentlich?" fragte ich, nur um auf ein anderes Gesprächsthema zu kommen.

„Zum Schnallendrucken!" lachte er. „Die Judenblattln sein uns todfeind, die unsrigen taugen nit viel, na so arbeit' ich halt ohne Presse, mit den Kaplänen und den Weibern. Sie werden schon sehen, was das wird. Zur Zeit einer Wahl setz' ich hunderttausend Türschnall'n in Wien in Bewegung, die Frauen und Jungfrauen werden überall sein, jeder faule Wähler wird zehnmal besucht. Wenn er Ruh' hab'n will, muß er zur Urne gehn."

Es klingelte scharf und dringend in allen Vorräumen des Parlaments. „Hören S', das ist ein Hilferuf. Eine Abstimmung! Adjes, lieber Professor. Und — hm — es wird doch gut ausgehn? Nicht? Ist es eine bayrische, eine sächsische oder eine bourbonische Liebe? Eine andere ist doch nicht erlaubt?"

„Ich weiß es nicht."

„Adjes! Adjes!"

Und der ahnungslose Engel ging. Aber die Christlichsozialen stimmten an jenem Tage mit den Deutschen und es war wieder einmal ein tschechenfreundliches Ministerium gefallen. Graf Thun hieß sein Träger.

*

Unser Bischof war längst in seinem neuen Wirkungskreis bei St. Stefan eingeführt und ich hatte ihn noch immer nicht heimgesucht. In der Universität war ich ihm

Digitized by Google

wohl begegnet, aber mein akademisches Viertel war schon überschritten und ich konnte ihm nur flüchtig die Hand drücken. „Auf baldiges Wiedersehen" hatte er nachdrücklich gesagt und das war eine Mahnung, der ich nicht ungern folgte. Ich hatte viel nachgedacht über das schwierige Problem und es reizte mich, zu erfahren, was der Bischof erreichte.

Er empfing mich in seinem neuen, stilvollen Heim, wie er mich im alten empfangen hatte, voll Herzlichkeit und weltmännischer Vornehmheit. Er sprach von seiner Stellung, seinem geänderten Leben, seinen neuen Sorgen, denn er sei jetzt auch Inhaber eines Landgutes, das er zu verwalten habe. Dessen Erträgnisse bildeten sein eigentliches Einkommen. Die Pächter bedächten das nicht. Und er dürfe gar nicht viel sagen, sonst schädige er sein Ansehen beim Landvolke. Man müsse als Bischof nobel sein, sehr nobel, sonst sei man gleich ein Pfaffe. Sie wissen alle, daß sich's unterm Krummstab gut hausen lasse. Wehe dem, der sie enttäuscht.

Nach dieser Einleitung, die im jovialsten Ton gehalten war und die zur Instandsetzung des Rauchapparates diente, sagte der Bischof plötzlich sehr ernst: „Ich bin am Werke . . . Und ich habe die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben. Er zwar ist unzugänglich. Drei Unterredungen mit ihm hatten immer das gleiche Ergebnis. Er könne auf den Thron verzichten, auf sein Lebensglück nicht. Ihr aber habe ich nicht ohne tiefen Eindruck ins Gewissen geredet. Sie hat Zuflucht im Kloster der Schwestern vom

Digitized by Google

heiligen Herzen Jesu gefunden, hat sogar deren Tracht angelegt und will dort in Demut Kranke pflegen und harren, bis sie durch Gottes höheren Ratschluß von ihrem Bräutigam geholt werde. Gegen einen solchen Schild sind wir natürlich machtlos. Sie hat ihr Schicksal dem Himmel anheimgegeben und dem Prinzen ihrer Wahl. Was dieser will, das will dann auch der Himmel. Ich aber habe sie zur Zerstörerin seiner erhabenen Lebensaufgabe gestempelt. Gerade weil sie ihn so sehr liebe, müsse sie ihn freigeben. Was hätte sie davon, ihn um die Krone zu bringen und ein Leben der Verbannung mit ihm zu führen. Er würde seine Tat gar bald bereuen, es gäbe aber dann keinen Rückweg für ihn. Und sie trüge dann alle Schuld an seinem Unglück. Wie würden sie diese Hölle auf Erden dann gemeinsam tragen? Hingegen den anderen Weg: Er ein großer Kaiser, der seine Völker aus den jetzigen Wirrnissen herausführt. Sie aber, in diesem oder einem anderen Orden mit der fürstlichen Würde einer Äbtissin bekleidet, dürfte sich des Opfers, das sie dem Reiche gebracht, zeitlebens freuen. Es gäbe kein drittes. Die Befriedigung ihrer Leidenschaft werde ein kurzer Rausch sein, aus dem das Erwachen einen Sturz in die Tiefe bedeute. Der Verzicht aber sei groß und erhaben und sichere ihr den Himmel ... Der Kaiser warte auf ihren Entschluß. Der Papst würde sie segnen dafür. Anstatt Kaiser und Papst zu beglücken, wolle sie beide erzürnen und betrüben?

Das sagte ich ihr gestern alles zum zweitenmal und

Digitized by Google

sie brach in die Knie. Sie wolle ihm schreiben und ihn bitten, ihr ihr Wort zurückzugeben, stammelte sie.

Ich riet ab von diesem Verfahren. Sie möge ihr Noviziat abkürzen und den Schleier nehmen, sobald als möglich. Da traf mich ein Blick, der ein Dolchstoß dieser frommen Seele war.

Sie bat um eine achttägige Bedenkzeit. Aber ich traue ihr nicht. Ich gebe meine Sache halb und halb auf trotz des sichtlichen Eindruckes, den ich erzielte. Nach acht Tagen erst werden wir mehr wissen.

Doch, was haben Sie, Herr Professor, in der Sache getan?"

„Ich hatte keine Gelegenheit hiezu."

„Die muß man suchen! Wer kann, soll helfen. Ich habe zuerst seine Mutter, dann seine Schwester Margareta auf ihn einwirken lassen und diese hat den meisten Eindruck erzielt. Ach, wenn die Kaiserin noch lebte! . . . Ich nehme meine Aufgabe sehr ernst und will seiner Majestät berichten können, daß ich kein Mittel unversucht gelassen habe."

„Das verstehe ich vollkommen," erwiderte ich dem Bischof. „Ich aber habe keinen Auftrag, es wäre von mir eine direkte Einmischung in des Prinzen intimstes Leben. Ich kann nichts tun, ehe Ihre Sendung nicht erfüllt oder gescheitert ist. Dann will ich raten, wenn man mich hören will, wie der Thron zu retten wäre für den Erzherzog. Wenn man die Minister und die Kronjuristen in Cis- und Transleithanien einmal aufscheucht, werden die buntesten Vorschläge laut werden. Ihnen soll dann der Erzherzog

Digitized by Google

mit einer klaren Formel entgegentreten können. Er muß selbst wissen, wie es gemacht werden kann und welches Opfer er zu bringen bereit sein müsse. Ich zweifle, daß er das heute schon weiß."

Der Bischof hörte mich kopfschüttelnd an. „Bester Freund, Sie untergraben mir den Boden. Sie rauben mir das Vertrauen in meine Sache. Wenn die Staatsrechtler schon wissen, wie sich die Wünsche dieses ehrsüchtigen Weibes (‚mir wäre sie nicht jung genug', warf er etwas zynisch dazwischen), dennoch verwirklichen lassen, warum inkommodiert man den Seelenhirten?"

„Verzeihen Sie, Hochwürdigster, ich tue nichts und rede nichts bis Sie mir sagen, daß alles vergeblich war. Wenn dies eintreten sollte, was mir sehr peinlich wäre, dann müßte man eben doch versuchen, durch ein Kompromiß ihn für den Thron zu retten. Aber nicht sie, und nicht ihre etwaigen Kinder."

„Ob so oder so, es wäre ein Unglück für das Reich!" rief der Bischof. „Sie ist eine von den allzu Frommen und er steht in ihrem Bann. Gerade er hätte eine freie Seele an seiner Seite nötig."

Es blieb ein kleiner Mißklang zurück in uns beiden, als wir diese Unterredung beendigten. Wir wollten nicht ganz dasselbe. Er hatte sich nach meinen Gefühlen zu tief in seine Aufgabe verbohrt. Tiefer als ich es ihm zugetraut.

Digitized by Google

11.

Ein bewegter Winter. — Wirrungen in Cis- und Transleithanien. — Franz Ferdinand und Dr. Lueger, die Zukunftshoffnungen. — Der Bischof gibt seine Mission als gescheitert auf. — Standhaftigkeit des Erzherzogs. — Ablauf der einjährigen Bedenkzeit. — Entscheidungen und Opfer. — Ministerverbrauch.

Ein bewegter Winter. Auch politisch bewegt in Cis- und in Transleithanien. Hier stürzte ein Ministerium nach dem anderen über nichtige slavische Fragen, die man nach wie vor bitter ernst nahm. Die Sprachenverordnungen, die das Deutschtum zum Äußersten reizten, waren wohl aufgehoben worden, aber die slavische Beamtenschaft kümmerte sich wenig darum, sie widersetzte sich stillschweigend. Und ein Grundirrtum der Deutschen trat in seinen Wirkungen in die Erscheinung. Sie gaben unter Taaffe die Losung aus: wir lernen keine zweite Landessprache und unsere Söhne sollen keine Staatsbeamten werden, sondern freie Männer. Das rächt sich schon jetzt. Die Slaven lernen zur Not Deutsch, sie sind zweisprachig, und sie stürzten sich auf die Beamtenlaufbahn. Jetzt sind sie drin und die Deutschen draußen. Und ihre Verwendbarkeit ist eine bessere als die

Digitized by Google

der neuen deutschen Geschlechter, die einsprachig sind. Spät lenkt man ein, bekennt sich zu dem begangenen Irrtum, hat aber uneinbringliche Jahre verloren. Wie durften sich die Deutschen die Verwaltung dieses Staates selber aus den Händen gleiten lassen?

Und in Ungarn? Da gärt und brodelt es wie in einem Hexenkessel, die kossuthistische Opposition wird immer kühner, sie verweigert alle militärischen Forderungen, will die Einheit der Armee zerstören und los von Österreich. In seiner grenzenlosen Milde und Nachgiebigkeit gab Franz Joseph ihnen alles, was er zu geben hatte, aber sie fordern mehr, immer mehr. Bald wird es ein halbes Hundert Kossuthdenkmäler in Ungarn geben und die Gebeine Rakozys wollen sie jetzt auch heimholen aus ihrem türkischen Exil. Den einheitlichen madjarischen Nationalstaat wollen sie und ungestraft pfeifen sie das „Gott erhalte" aus und beleidigen die schwarz-gelbe Reichsfahne, wo immer sie ihr begegnen.

Lueger ist der einzige Mann in Österreich, der das alles sieht und beklagt und bekämpft, der das Losungswort auszugeben wagte, Ungarn müsse noch einmal erobert werden. Und er reichte den Rumänen die Hand und suchte einen Bundesgenossen gegen das Madjarentum. Er allein gedenkt auch der zwei Millionen Deutschen in Ungarn, die vom liberalen Deutschtum Österreichs hingeopfert, die selbst im nationalen Linzer Programm vergessen wurden.

Die ganze Monarchie gärt manchmal wie ein Sauerteig, aber der Bäcker fehlt uns, das Brot daraus zu berei-

Digitized by Google

ten. Österreich will durchaus ein Staat sein für seine Nationalitäten und darüber läßt sich reden; aber daß Ungarn unter demselben Herrscher ein Staat gegen seine Nationalitäten sein darf, darüber läßt sich nicht reden.

Franz Ferdinand hat mehr Gefühl für diese Probleme als die Welt weiß. Er muß erhalten werden! Selbst um den Preis dieser allzu frommen slavischen Frau muß er erhalten werden.

*

Nie habe ich die Gelegenheit gesucht, diesmal suchte ich sie. Immer ließ ich mich rufen, nie drängte ich mich an ein Mitglied des Kaiserhauses heran und darin lag vielleicht das Geheimnis meiner Vertrauensstellung, ich nützte sie nicht aus und nützte mich nicht ab.

Ich hatte fest gearbeitet mit einem Amanuensis der Hofbibliothek, und der Entwurf eines Katalogs lag nun vor. Die militärische Literatur, die der künftige oberste Befehlshaber des Heeres um sich haben mußte, war uns aber beiden nicht recht geläufig. Und so ließ ich mich denn anmelden und um eine Audienz bitten. Es kam ein Telegramm des neuen Adjutanten: „Neun Uhr Vormittag, Gehrock". Nun, daß ich den Frack nie anzulegen brauchte, das wußte ich schon seit elf Jahren.

Warum aber suchte ich diese Gelegenheit? Weil der Bischof mir mitteilte, seine „Patientin" habe ihr Asyl verlassen und sich zu ihren Angehörigen in Pflege begeben, die schwere Operation sei nicht geglückt. Mit dem herben Satze: „Jetzt mögen die politischen Kurpfuscher ihr Werk

Digitized by Google

beginnen", ſchloß er ſeine nur mir verſtändlichen und nur mit ſeinem Siegel gezeichneten Zeilen.

Richtete ſich die ſcharfe Spitze des letzten Satzes auch gegen mich? Ich empfand es ſo. Jedenfalls war er gereizt und er mochte ſich in ſeiner bisherigen Stellung als Seelenhirt und Beichtvater erſchüttert fühlen.

Der Erzherzog empfing mich mit einem freundlichen, müden Lächeln. Seine Wangen waren fahl, ſeine Augen lagen tief, er ſah übel aus. Schweigend hörte er meinen kurzen Bericht an und nahm die Handſchrift in Empfang. Ohne einen Blick darauf zu werfen, legte er ſie auf ſeinen Schreibtiſch. „Das hat jetzt Zeit," ſagte er. „Ich danke Ihnen für die Vorarbeit, lieber Profeſſor, und werde Sie wieder zu mir bitten laſſen, wenn ich die Sache gelegentlich durchgeſehen habe."

Er hob die Bruſt und reckte ſich auf in ſeiner ganzen Geſtalt. „Jetzt gehen wichtigere Dinge vor. Sie kommen gerade recht . . . Mein Jahr iſt um und ich gehe heute Mittag in die Burg."

„Kaiſerliche Hoheit ſind Ihrem Vorſatze treu geblieben wie ich ſehe."

„Ob ich es bin! Meine Braut hat die Zeit der Buße — ſo muß ich dieſe Monate nennen — in einem Kloſter verbracht und jetzt habe ich ſie erlöſt. Sie gehört wieder der Welt und ſie wird mir gehören. Wir laſſen nicht von einander. Es iſt die Gräfin Chotek von Chotkova und Wognin. Sie gehört einem Geſchlecht an, das ſo alt iſt wie das unſere. Aber ſie iſt nicht ebenbürtig, die Familie

Digitized by Google

wurde erſt vor zweihundert Jahren in den Grafenſtand und viel ſpäter in den Reichsgrafenſtand erhoben. Sie iſt nicht allianceſähig mit den regierenden Häuſern. Nur hochgeboren iſt ihr Geſchlecht, nicht Erlaucht, wie die Harrach, nicht Durchlaucht wie die Kinsky. Aber ihre Mutter iſt eine Kinsky. Tut nichts, ſagt man uns, es iſt unmöglich. Das Hausgeſetz verbietet es. Nun, ſo werden wir dieſes Hausgeſetz beugen . . ."

Er ging einmal auf und nieder. Ich ſchwieg und er begann heftiger als vorher: „Oh, wie hat man uns gequält! Wie hat man meine Braut gefoltert! Zu ihrer Frömmigkeit nahm man die letzte Zuflucht. Bei ihrem Glauben und ihrer chriſtlichen Demut packten ſie die Sache an. Und es wäre beinahe geglückt, ſchon hatte ich die Abſage in Händen, den mit Tränen geſchriebenen Verzicht auf mich. Da fuhr ich wie ein Donnerwetter drein und befreite ſie aus der Atmoſphäre, in der ſie lebte. Aber ich werde das nicht vergeſſen, ich hab' es mir zugeſchworen. Denn das war wider die Abrede gehandelt. Ich ſollte mich ein Jahr prüfen, ob ich nicht etwa aus Leidenſchaft etwas unternehmen wolle, was ich zeitlebens zu bereuen hätte. Ich prüfte mich. Aber man hat ſie zum Abfall von mir verleiten wollen, hat ihr Herz bedrängt und ihr Gewiſſen. Das war wider die Abrede!"

Er ging wieder auf und ab und ich ſagte jetzt: „Wollen Euer Kaiſerliche Hoheit mir die Frage geſtatten, wie Sie ſich die weitere Entwicklung denken?"

„Tja — darüber bin ich mir nicht ganz klar, lieber

Digitized by Google

Professor. Ich habe geschwiegen und mich mit niemandem beraten. Ich darf annehmen, daß dies auch von seite Seiner Majestät geschah. Seine Besuche bei meinem Bruder Otto, den er nicht schmecken kann, sind auffällig gewesen, aber über Gefühlsäußerungen für die Kinder ging er nicht hinaus, das weiß ich bestimmt. Die Josepha ist grundehrlich und sie sagte es mir. Wenn ich aber heute mein letztes Wort spreche, werden natürlich morgen die Minister alarmiert und der Tanz kann beginnen. Die Minister! Haben wir denn einen Mann in der ganzen Monarchie, der fest steht und von dem man mit Sicherheit sagen kann, er werde auch morgen noch auf seinem Posten sein? Ich werde die Herren in Eis und Trans natürlich brauchen, werde mich ein wenig um sie bemühen müssen, aber ob einer von ihnen das Ende erlebt, das ist nicht zu ermessen."

„Sollten Euer Kaiserliche Hoheit nicht ein bestimmtes Programm haben, wenn Sie heute vor Seine Majestät treten?"

„Das habe ich! Mein Entschluß, die Gräfin zu ehelichen, ist unabänderlich. Und ich bitte Seine Majestät, ihr einen Rang zu verleihen, der eine normale Ehe möglich macht. Auf den Titel einer Kaiserin erhebt meine Gemahlin nicht den Anspruch. Ich aber werde auf den Thron nur verzichten, wenn ich dazu gezwungen werden sollte. Das mit dem Verzicht habe ich mir gründlich überlegt. Und Hausgesetze sind ja keine Gebote Gottes. Die wird man wohl antasten dürfen."

Digitized by Google

„Kaiserliche Hoheit, ich bin glücklich über Ihre Festigkeit und ich werde zu Gott beten, daß er Ihnen beistehe in der Stunde der Entscheidung. Aber ich fürchte, Sie werden nicht nur Forderungen stellen dürfen, Sie werden auch ein großes Opfer auf sich nehmen müssen."

„Welches Opfer? Ach, Sie meinen — unsere Kinder? Ja, ja, das ist das Schwerste."

Er biß die Lippen zusammen und schwieg.

Langsam ging er bis zum Fenster und kehrte wieder zurück. „Ich besprach es schon vor zwei Jahren mit der Kaiserin, ich habe es ihr zu allererst gesagt. Sie war starr. Aber sie ließ sich gewinnen. Zwar habe sie sich meine Wahl anders gedacht, sagte sie, sie hätte eine Prinzessin aus einem protestantischen deutschen Fürstenhaus im Auge gehabt für mich, aber gegen meine Wahl sprechen werde sie nicht . . . Wenn der Kaiser allein stünde, dann wäre mein Fall wohl nicht so schwer. Er habe so viel erlebt in seinem Hause, daß er milde und duldsam geworden ist gegenüber Herzenssachen. Aber die Anderen? All die Anderen? Es wird unmöglich sein, etwas weiteres als eine morganatische Ehe zu erreichen, sagte sie mir schon damals. . . . „Sie sehen also," wandte er sich direkt an mich, „ich bin auch darauf gefaßt."

„Und auf alle Konsequenzen?"

„Das steht bei Gott. Meine Braut ist entschlossen, sie zu tragen, so schwer sie auch sein mögen. Und ich werde mich darin nicht beschämen lassen von ihr . . . Sie werden mir treu bleiben mit Ihrem Rat, wenn ich ihn brauche?"

Digitized by Google

„Kaiserliche Hoheit, ich bin Ihr ergebener Diener. Aber ich sehe, daß Sie keines Rates mehr bedürfen."

„Glauben Sie das nicht! Jetzt fängt doch die Sache erst an!"

*

Zuversichtlicher als ich gekommen war, verließ ich das Palais Modena in der Beatrixgasse. Er wird sein Ziel erreichen, wenn er so fest bleibt und zu dem großen Opfer bereit ist, seine Nachkommen von der Thronfolge auszuschließen. Der Kaiser hat keine Wahl; hinter diesem Prinzen steht niemand, der ihm gleichkäme, dem er einst das Steuer des Schiffes so beruhigt übergeben könnte wie ihm. Und der Wirrwarr wird immer größer und größer. Von Ungarn ist es am besten zu schweigen. Aber auch wir diesseits der Leitha können uns sehen lassen. Auf Badeni folgte Gautsch, auf Gautsch Thun, auf Thun Clary, auf Clary Wittek und auf Wittek jetzt Dr. v. Koerber als Ministerpräsident. In zwei Jahren! Es wird teils mit, teils ohne Parlament regiert, einmal mit den Polen, einmal mit den Tschechen und am liebsten mit dem Paragraph 14, dieser Tarnkappe des Absolutismus, diesem Nothelfer aller Staatspfuscher. *)

Wie lange noch?

*) Der § 14 der Österreichischen Verfassung ermöglicht es der Regierung, das Reich im Notfalle auch ohne Parlament zu regieren und im Verordnungswege alles das durchzuführen, wozu der Reichsrat unfähig sein sollte.

Digitized by Google

12.

Entscheidende Audienz. — Die Ehe wird eine morganatische sein. — Andere Auffassung der Ehe in Ungarn. — Giltigkeit? — Entspannung. — Familienrat der männlichen Mitglieder des Kaiserhauses. — Kundmachung der feierlichen Eidesablegung des Thronfolgers. — Sensation. — Eine Enttäuschung der Wienerinnen. — Der große Staatsakt der Verzichtleistung. — Eid des Erzherzogs für sich und seine etwaigen Kinder. — Echo aus Ungarn: Diese Ehe ist für uns eine giltige. — Stille Hochzeit in Böhmen. — Erhebung der Gräfin in den Fürstenstand.

Und so wird es denn geschehen! Der Thronfolger, der künftige Kaiser und König dieser Monarchie wird eine unebenbürtige Gemahlin haben. Er hat es durchgesetzt.

Rascher als das sonst seine Art war, handelte der Kaiser. Und förmlicher als je empfing er den Thronfolger. Schweigend nahm er die Erklärung entgegen, auf die er vorbereitet worden war durch den Bericht des Bischofs. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „Möge es Sie nie gereuen, mein Herr Neffe! Die Ehe wird eine morganatische sein und Ihre Gemahlin kann niemals — niemals! — Mitglied des Kaiserhauses werden. Sind Sie sich dessen bewußt?"

Digitized by Google

„Ich bin es."

„Ich kann Ihrer Gemahlin den Titel einer Fürstin geben, aber auch die Kinder dieser Fürstin könnten niemals zum Kaiserhause gehören. Haben Sie das bedacht?"

„Jawohl, Euer Majestät."

„Unter diesen Voraussetzungen werden Sie wohl auf keines Ihrer persönlichen Rechte zu verzichten brauchen. Ich will meine Minister sogleich beauftragen, den Staatsakt, der da zu vollziehen sein wird, vorzubereiten. Es dürfte wohl keine weitere Schwierigkeit mehr geben."

„Ich danke Euer Majestät für die große Gnade."

„Danken Sie mir nicht. Es geht das alles auf Kosten meiner Hoffnungen, die ich in Sie setzte ... Nun, da Sie es durchaus haben wollen, möchte ich alles noch erledigt sehen, ehe ich nach Ischl gehe."

Mit einer tiefen Verneigung nahm der Erzherzog diese Eröffnung entgegen. „Ich danke Eurer Majestät auch dafür."

Das war der beiläufige Inhalt der entscheidenden Audienz, der Erzherzog hat es mir nach Jahren einmal erzählt. Jedes Wort blieb haften in seinem Gedächtnis, denn er war gekommen, um sein gründlich durchdachtes Vorhaben gegen eine Welt von Gegengründen zu verteidigen und zu behaupten, und der Kaiser überraschte ihn durch eine resignierte, milde und doch unerbittlich strenge Behandlung, die ihm alle Waffen aus den Händen schlug. In zwei Minuten hatte er jenes Äußerste an Zugeständ-

Digitized by Google

nissen und Opfern, das ihm und seiner Braut denkbar schien, geleistet und es gab kein Feilschen mehr.

Schon in den nächsten Tagen hatte der Erzherzog Unterredungen mit dem Minister des kaiserlichen Hauses und des Äußeren, dem Grafen Agenor Goluchowski, mit dem zufälligen Ministerpräsidenten in Österreich Dr. Ernst von Koerber und dem ungarischen Ministerpräsidenten Koloman Szell, dem wortreichsten und salbungsvollsten aller madjarischen Politiker, der es zur Zeit vergeblich versuchte, die Obstruktion gegen die militärischen Forderungen in seinen Reden zu ertränken. Er quälte und langweilte auch den Erzherzog durch seine besondere Auffassung dieser Eheschließung, die vom ungarischen staatsrechtlichen Standpunkt ganz etwas anderes wäre als vom österreichischen. Und er nötigte den Erzherzog, ihm immer wieder zu entgegnen und ihn immer wieder zu ersuchen, er möge ablassen davon, den Gegenstand zu verwirren und die Angelegenheit zu verschleppen. Da kam er aber an den Unrechten. Er müsse dem König vortragen, daß diese Ehe nach dem ungarischen Gesetz keine morganatische sei, der ungarische Staat kenne diese Einrichtung nicht und es könnte der Reichsrat kommen und sagen, die Gemahlin des Herrn Thronfolgers werde künftig unsere Königin sein. Was dann?

„Lassen Sie doch das!" bat der Erzherzog. „Wir stehen auf dem Boden unseres Hausgesetzes und was die Dynastie tut, das hat zu gelten. Ungarn nahm mit der Pragmatischen Sanktion auch dieses Hausgesetz in all seinen Konsequenzen an."

Digitized by Google

„Mag sein, Kaiserliche Hoheit, mag sein, aber unsere Kossuthleute werden am allerersten schreien und in dieser Ehe den Keil sehen, den sie in die Monarchie treiben können. Ich muß es dem König vortragen und mich salvieren. Bitte untertänigst! Belieben Eure Kaiserliche Hoheit darin keine Opposition meiner Wenigkeit zu erblicken. Seine Majestät muß das wissen."

Der Erzherzog befürchtete, daß da ein neues Hindernis auftauchen werde, ein Schreckgespenst gegen die Folgen seiner Eheschließung. Er irrte sich. Es gab einen gemeinsamen Rat der drei Minister unter dem Vorsitz des Kaisers und als dieser alle angehört hatte, nahm er das Schlußwort und sagte: „Der Thronfolger wird einen Eid leisten müssen in die Hand des Fürsterzbischofs von Wien. Damit binden wir ihn an sein Wort und die durchzuführende Renunziation für ewige Zeiten."

Damit wollte der Kaiser schließen, aber Koloman Szell erhob sich. „Bitte untertänigst, Euer Majestät, alle Ehrfurcht vor dem Herrn Kardinal Fürsterzbischof von Wien, aber soll der Eid in Ungarn gelten, wäre es gut, wenn unser Kardinal Fürstprimas auch dabei assistieren dürfte."

„Das kann geschehen," erwiderte der Kaiser und neigte den Kopf. Ein ganz leises Lächeln umspielte seine Lippen.

*

Es war wieder erhöhtes Leben in meinen Erzherzog gekommen, er sah besser aus als in den letzten zwei Jahren, die Entspannung tat ihm sichtlich wohl. Mit Eifer und

Digitized by Google

Behagen führte er seine Übersiedlung in das Palais des Prinzen Eugen durch und ich hatte einigemal Gelegenheit, ihm zu begegnen. Er redete nicht mehr über die Sache selbst und deutete mir nur an, daß es glatt ginge und all seine Wünsche sich erfüllen werden. Und nicht nur das Belvedere, auch Konopischt wurde vorbereitet, es schien, als ob dorthin die Hochzeitsreise gehen sollte.

Die Gräfin war und blieb unsichtbar. Man erzählte mir zwar, sie wäre einigemale in Begleitung einer älteren Dame im Belvedere erschienen und hätte dort die Anordnungen für die Einrichtung in ihren künftigen Wohnräumen in recht nachdrücklicher Weise getroffen, aber ich sah sie nie.

Es wurde Mai, es kam der Juni, wir zogen in die Sommerfrische und das große Ereignis, das sich vorbereitete, wurde noch immer nicht öffentlich besprochen. Ganz plötzlich, um die Mitte des Monats, erhielten die Zeitungen Witterung. Und sie begannen den Triumph des Herzens über die Vorurteile des Standes in schwungvollen Leitartikeln zu besingen.

Eines Tages gab es ein großes Aufsehen im Burghof, es fuhren zur Mittagsstunde sämtliche Erzherzöge vor und begaben sich zum Kaiser. Auch der Thronfolger. Die zahlreichen weiblichen Mitglieder des Kaiserhauses waren nicht gebeten worden, sie haben offiziell keine Stimme im Familienrat.

Der Kaiser erschien als Chef seines Hauses in der seltenen Versammlung, in der sich alle Linien desselben von Maria Theresia her vereinigten.

Digitized by Google

Auch der Großherzog von Toskana war aus Salzburg gekommen und sein Sohn Leopold aus einer fernen galizischen Garnison.

Der Nestor des Hauses, Erzherzog Rainer und der einzige noch lebende Bruder des Kaisers, Erzherzog Ludwig Viktor standen voran.

Knapp, in wenigen Minuten, teilte der Kaiser den Erzherzögen den Fall, den sie wohl ohnehin schon sämtlich kannten, mit. Er betonte, daß es ein Herzenswunsch des Thronfolgers sei, auf dem er nach reiflicher Prüfung beharre. Da er gewillt sei, für seine Nachkommenschaft den Verzicht auszusprechen, wolle er ihm kein Hindernis bereiten und aus besonderer Gnade den Weg frei halten zum Thron. Er wünsche aber die Meinungen der gesamten Familienmitglieder, falls jemand anderer Ansicht wäre, zu kennen, denn es handle sich um ein Novum.

Es meldete keiner der Prinzen eine andere Meinung an. Es gab ein Gemurmel und ein Zunicken und der milde Erzherzog Rainer sprach als Senior im Namen aller Seiner Majestät den Dank aus für den weisen Beschluß, der gewiß nur zum Wohle der Dynastie sein werde.

Der Kaiser dankte den Prinzen für ihre Zustimmung und sagte mit einem Blick nach dem Erzherzog Otto, der schweigend dastand und an seinem hübschen braunen Schnurrbart zupfte, er werde dafür Sorge tragen, daß der nächste Agnat des Thrones für diesen auch erzogen werde — das sei der erstgeborene Sohn des Herrn Erzherzogs Otto.

Dieser wurde ein wenig rot und lächelte verlegen.

Digitized by Google

Er wußte ganz genau, wie sein kaiserlicher Oheim über ihn dachte und machte sich wenig daraus.

Zuletzt gab es eine allgemeine Beglückwünschung des Erzherzogs Franz und diesem schien es, als ob mancher erlauchte Vetter für sich selber irgend eine Hoffnung aus seinem interessanten Fall geschöpft hätte.

*

Schon in den Abendblättern dieses Tages erschien die Hofansage abgedruckt, die für Donnerstag den 28. Juni 1900, mittags 12 Uhr, die feierliche Eidesablegung des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand aus Anlaß seiner morganatischen Vermählung mit der Gräfin Sophie Chotek verlautbarte. Auch der Inhalt dieses Eides wurde schon verraten. Und gleichzeitig hängten die Buchhändler der inneren Stadt das Bildnis der Braut des Thronfolgers in ihre Schaufenster. Das Publikum drängte sich in hellen Scharen vor diesen Fenstern und namentlich die Wiener Frauenwelt konnte es nicht erwarten, die Glückliche zu sehen, der wieder einmal das Meisterstück gelungen war, einen kaiserlichen Prinzen zu erobern, einen Thronfolger! Das mußte ja eine Zauberin sein, ein Wundergebilde der Natur. Und da Vielen auch die romantisch ausgeschmückten Umstände schon bekannt waren, unter denen sich die beiden Liebenden im Hause eines Mitglieds des Kaiserhauses gefunden hatten, war die Stadt voll von dem großen Ereignis. Es gab wieder einmal einen Festschmaus für die lieben Wiener.

Digitized by Google

Ch. Scolik, k. u. k. Hof- und Kammerphotograph, Wien VIII

Gräfin Chotek als Braut

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber — welch eine Enttäuschung! Das Bildnis der Gräfin gefiel nicht. Die Frauen kritisierten es gnadenlos. Das ist sie? Das? Sie fanden sogleich den entscheidenden Punkt. Dieses Bild mit den bauschigen Ärmeln sei mindestens fünf Jahre alt. So weit lag diese Mode zurück. Und schon da sah die Gräfin durchaus nicht mädchenhaft aus. Ja, wie alt ist sie denn? war die allgemeine Frage. Und schön war sie doch auch nicht. Wo also lag der Zauber dieser Frau? Nicht ebenbürtig, nicht jung und nicht schön? Und der grausame Schluß war: uninteressant. Kalt lächelnd wendeten sie sich ab von dem Bildnis.

*

Für den 28. Juni also war der große Staatsakt angesetzt. Und in der Geheimen Ratsstube der Hofburg sollte er stattfinden, in jenem durch die Überlieferung geheiligten Raum, in dem sich noch heute der Thron Maria Theresias erhebt. Tausende kennen ihn, er wird allen Besuchern der Hofburg gezeigt, die jahraus jahrein durch die Zeremonienräume und die Fremdenappartements wandeln, in denen die fürstlichen Gäste des Kaisers wohnen, die bei besonderen Anlässen am Wiener Hofe erscheinen.

Das Publikum belagerte die Burg an allen Toren, da der Eintritt in den Burghof ob der zu erwartenden großen Auffahrt nicht gestattet wurde.

Schlag 12 Uhr mittags war alles in der Geheimen Ratsstube versammelt, sämtliche volljährigen männlichen Mitglieder des Kaiserhauses, die höchsten Hofchargen und

Digitized by Google

die Geheimen Räte, die gemeinsamen Minister der Monarchie, das gesamte Österreichische und Ungarische Ministerium in großer Gala. Und in ihrem Mittelpunkte die beiden Kardinäle, der Fürsterzbischof von Wien, Dr. Gruscha, und der Primas von Ungarn, Dr. Schlauch. Aber auch die Präsidenten der Abgeordneten- und Herrenhäuser beider Reichshälften fehlten nicht und die Ritter des Maria-Theresienordens waren durch Baron Fejérvary stattlich vertreten.

Der Thronfolger stand bei seinen Brüdern Otto und Ferdinand Karl und war ungewöhnlich ernst. Es herrschte tiefes Schweigen.

Der Kaiser in der Marschallsuniform kam unter Vorantritt des Oberstlhofmeisters Fürsten Montenuovo, dem Hüter des Zeremoniells, dem obersten Wächter über die strenge spanische Hofetikette, und begab sich zum Thron. Die Versammelten hatten sich tief verneigt bei seinem Eintritt. Stehend, in freier Rede, machte der Kaiser Mitteilung von dem Entschlusse Seiner Liebden, des Erzherzog-Thronfolgers, und dem Zwecke dieser Versammlung. Er bitte alle Anwesenden, sagte er, sich als berufene Zeugen des Staatsaktes zu betrachten, der zur Sicherung der geregelten Erbfolge im Hause Habsburg-Lothringen vorzunehmen sei.

Mit einer stummen, tiefen Verbeugung gab die Versammlung ihre Geneigtheit zu dieser Zeugenschaft zu erkennen.

Die Ansprache des Kaisers war voll Milde und Ge-

Digitized by Google

wogenheit für die erwählte Braut des Thronfolgers. Sie entstamme einem edlen Geschlecht, sagte er, das aber gleichwohl nicht als ebenbürtig gelten könne. Die zu schließende Ehe sei daher als eine morganatische zu betrachten.

Graf Goluchowski, als Minister des kaiserlichen Hauses, trat, nachdem der Kaiser geendigt, vor den Thron, verbeugte sich und entfaltete die Urkunde, die über diesen Entschluß des Erzherzogs Franz Ferdinand von den verantwortlichen Ratgebern der Krone in beiden Reichen der Monarchie war abgefaßt worden. Er verlas den deutschen Text derselben und verwies auf die gleichlautende madjarische Urkunde, die ebenfalls vorliege. Eintönig, ohne Hervorhebung irgend eines Wortes las der Minister, aber der sachliche Inhalt wirkte durch sich selbst, und alle Anwesenden standen unter dem Eindrucke des geschichtlichen Augenblicks. Und was die Rechtsurkunde in steifen Wendungen sagte, das wiederholte in gesteigerter Form der Eid des Erzherzogs.

Jetzt trat dieser vor, verbeugte sich vor dem Kaiser und ging zu den Kardinälen, die zu beiden Seiten eines Tischchens standen, auf welchem sich zwischen zwei Wachslichtern das berühmte Kruzifix Ferdinands II. erhob. Vor diesem Kreuz betete einst der von den protestantischen Ständen in seiner Burg bedrängte Kaiser. Sie wollten seine Unterschrift haben, er sollte die Duldung der Evangelischen aussprechen in seinen Landen und durch die Namensfertigung bekräftigen, aber er weigerte sich. „Gib dich, Nandl!“ riefen die Bedränger. Dieses Kruzifix aber

Digitized by Google

flüsterte ihm zu, er solle standhaft sein. Und er war es, denn ein Wunder rettete ihn. Ein kaiserliches Reiterregiment ritt zufällig, während der Kaiser in höchster Not war und verlassen zu sein schien, mit Trompetenschall in den Burghof ein. Die Abordnung der protestantischen Stände ergriff schleunigst die Flucht und Ferdinand II. triumphierte. Es war ihm ein Zeichen, daß der Himmel seine bewiesene Standhaftigkeit billige. Zum Hausschatz der Habsburger gehört dieses wundertätige Kruzifix und bei allen besonderen Anlässen tritt es hervor, jeden Eid, den die Habsburger seit dreihundert Jahren geleistet haben, hat es gehört. Und auch heute war es auf seinem Posten.

Erzherzog Franz Ferdinand zog den Handschuh von seiner Rechten und legte die Schwurfinger auf das Evangelienbuch, das der Kardinal Fürsterzbischof von Wien in Händen hielt. Mit der Linken aber nahm er die vom Kardinal Fürstprimas von Ungarn dargereichte Eidesformel und las sie mit lauter Stimme vor. „Wir, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este erklären es als Unseren festen und wohlerwogenen Entschluß, Uns mit der hochgeborenen Gräfin Sophie von Chotek von Chotkova und Wognin ehelich zu verbinden." In langen Perioden schleppte sich der Text dahin, aber er hatte seine Höhepunkte, und der Prinz las sie mit derselben Entschlußkraft wie den ersten Satz. „Diese meine Ehe ist eine morganatische und sie soll für jetzt und immerdar als eine solche anzusehen sein." Die Eidesformel schloß diese morganatische Gemahlin von allen Rechten einer ebenbürtigen Gattin und die etwaigen

Digitized by Google

Kinder aus dieser Ehe von der Thronfolge und von der Zugehörigkeit zum Kaiserlichen Hause aus und sie legte dem Erzherzog zuletzt das Gelöbnis in den Mund: „Daß Wir niemals versuchen werden, Unsere gegenwärtige Erklärung zu widerrufen oder etwas zu unternehmen, welches hinzielen sollte, die bindende Kraft derselben zu schwächen oder aufzuheben."

Ein Teilnehmer dieses feierlichen Staatsaktes gestand mir, es sei ihm ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen bei diesem Gelöbnis, das ein künftiger Kaiser abgab. Um eines Weibes willen abgab.

Tiefes Schweigen herrschte, und der Kaiser, der während des ganzen Aktes stehend vor dem Thronsitz verharrte, blickte ernst und sinnend vor sich nieder. Der Erzherzog verbeugte sich wieder vor ihm und ging zu einem zweiten Tischchen, wo der Staatsnotar ihm die Urkunde in beiden Sprachen zur Unterfertigung vorlegte und auch die Eidesformel. Er unterschrieb mit knirschender Feder und der Notar siegelte die Urkunden in Gegenwart der ganzen Versammlung. Der Erzherzog aber schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich ein drittesmal vor dem Kaiser, ehe er jetzt zu seinen Brüdern zurückkehrte.

Als die Siegelung vollendet war, verbeugte sich der Staatsnotar. Der Oberhofmeister schritt am Thron vorüber und ging voran. Der Kaiser verließ mit einer leichten Neigung des Hauptes die Geheime Ratsstube und zog sich in die inneren Gemächer zurück. Alle Erzherzöge folgten ihm.

Digitized by Google

Die beiden greisen Kardinäle reichten sich die Hände und Dr. Gruscha blies als sparsamer Kirchenfürst selber die Wachslichter aus, die neben dem wundertätigen Kruzifix nutzlos brannten.

Die Geheimen Räte und Minister entfernten sich schweigend. Jeder verarbeitete das Erlebnis dieser Stunde auf andere Weise in sich.

Um eines Weibes willen!

Dieses Gefühl hatte nicht nur der eine, der es aussprach.

*

Eine liebliche Begleitmusik zu dem Wiener Ereignis tönte von Ungarn herauf. Die dreist gewordenen Oppositionsblätter erklärten, daß alles, was in Wien geschehen sei, für den ungarischen Staat gar keine Gültigkeit habe, niemand werde dort fragen, ob die Gemahlin des künftigen Königs sechzehn oder vielleicht nur zwölf Ahnen habe. Die Einrichtung der morganatischen Ehe kenne das ungarische Gesetz nicht und der Thronfolger möge ohne Sorge sein: „Krönen wir ihn, krönen wir auch seine Gemahlin. Ungarn wird nicht ohne Königin bleiben," schrieb eines dieser Blätter.

Der wortreiche ungarische Ministerpräsident hat seine Leute also doch gekannt! Ohne Bedenken schleuderten sie die Brandfackel in das Haus Habsburg. Und Koloman Szell wurde schon am nächsten Tage wieder nach Wien berufen. Kaiser Franz Joseph hatte den Minister des Kaiser-

Digitized by Google

lichen Hauses beauftragt, die gesetzliche Einverleibung der vollzogenen Verzichtleistung des Erzherzogs und seines Eides in Ungarn schleunigst durchzuführen. Und Graf Goluchowski entledigte sich dieses Auftrages in der Unterredung mit dem ungarischen Ministerpräsidenten.

Der war ja gefaßt darauf. Aber so rasch? Bei all den anderen Schwierigkeiten?

Jawohl, hieß es, so rasch. Es müsse jeder weiteren Erörterung die Spitze abgebrochen werden. Das sei der unbedingte Wille des Kaisers, er dulde die Brandstiftung nicht und jede andere Angelegenheit habe zurückzutreten vor dieser.

Das war ein ungewohnter Ton gegenüber Ungarn, aber er verfehlte seinen Eindruck nicht.

*

Der Erzherzog enteilte dem Zwange der spanischen Hofetikette. Sollte er seine Braut hier demütigen lassen durch den Vollzug einer Ehe, der alle Ehren versagt werden mußten, mit denen man sonst so verschwenderisch zu verfahren weiß? Um dieses Schauspiel wollte er Wien bringen. Nach seinem Schlosse Reichstadt in Böhmen ging die Fahrt und nur sein engster Familienkreis folgte ihm, nur die Mitglieder des Hauses Karl Ludwig. Und wie der heimkehrende ländliche Gutsherr wurde er und seine Braut dort begrüßt, die in Begleitung ihrer Schwester zur Trauung erschien. Die Schützen waren ausgerückt, weißgekleidete Schulmädchen streuten Blumen und die Glocken

Digitized by Google

läuteten. Der Himmel aber schenkte dem hohen Paar einen seiner herrlichsten Sommertage.

Aus Wien hatten sich einige Vertreter der Zeitungen nach Reichstadt begeben und sie schilderten die Braut anders als sie auf den unglücklichen ersten Bildern aussah. Groß, schlank, geistvolle braune Augen, hieß es da. Mattweißer Teint, interessantes Gesicht. Die Haare lichtkastanienbraun. Und sie trug ein einfaches weißes Piquetkleid mit rosa Jabot, einen weißen Strohhut mit schwarzen Flügeln und weißen Gazetuffen. Eine ländliche, aristokratische Braut an der Seite eines beglückten vornehmen Mannes.

Die Trauung fand um halb elf Uhr vormittags in der Schloßkapelle statt.

Als Gräfin Chotek war die Braut zum Altar getreten, aber nach dem vollzogenen kirchlichen Akt überreichte man ihr das Glückwunschtelegramm des Kaisers und dieses war gerichtet an die Fürstin Sophie von Hohenberg.

Daß so etwas kommen würde, das wußte sie, aber den gewählten Namen enthielt ihr der Erzherzog vor. Es war sein Name, den er auf allen Reisen führte. Und es war der Name der Ahnfrau des Hauses Habsburg in Österreich. Ihr Schoß gab diesen Ländern einst ein neues Herrschergeschlecht . . .

Ein glückliches Paar fuhr in seine Flitterwochen nach Konopischt.

Digitized by Google

13.

Jahre gesammelter Kraft. — Die Hüter der spanischen Hofetikette. — Wunschloses, bescheidenes Leben im Belvedere. — Durchlaucht Fürstin Hohenberg. — Die neue Erscheinung bei den Hofbällen. — Die sichtbare Kluft zwischen ihr und dem Kaiserhause. — Alljährliche Flucht vor dem Wiener Karneval. — Der Amtskalender schweigt die Kinder des Thronfolgers tot. — Wirtschaftlicher Sinn der Fürstin.

Nun kamen die Jahre gesammelter Kraft und zielvoller Arbeit. Die Ruhe des Gemütes stellte sich ein, die lang entbehrte, eigentlich nie gekannte. Der Prinz hatte nun, wonach er sich schon lange sehnte, ein Heim, eine Familie, sein Dasein bekam endlich einen menschlichen Inhalt. Zum Ehemann wie geboren, trug er den Vorwurf der Ehescheu und kämpfte heimlich und offen sieben lange Jahre um das Glück, das er gefunden zu haben sich bewußt war. Diese Frau oder keine sollte es sein. Und er besaß den Mut und die Entschlossenheit, einer Welt von Hindernissen zu trotzen um dieses Weibes willen, das niemand als er selber kannte.

Und jetzt lebte er wie ein vornehmer Landedelmann in seinem selbstgeschaffenen Besitz, seine Kinderstube be-

Digitized by Google

völkerte sich binnen vier Jahren mit einem Töchterchen und zwei Söhnen, und alles, was er sonst anfaßte, glückte. Einen kurzen Winter nur verbrachte man immer im Belvedere zu Wien, ein halbes Jahr auf Konopischt und die heißeste Zeit auf Schloß Blühnbach, nahe dem Salzburger Hochgebirge. Der Erzherzog ging aber nicht ganz auf in der Pflege seines idyllischen Familienglückes, er nahm an allen öffentlichen Fragen Anteil, hielt seine dienstlichen Beziehungen zur Armee aufrecht und ließ sich auch zu offiziellen Sendungen verwenden. Er erwiderte einen Wiener Besuch des Zaren und der Zarewna in Sankt Petersburg, wozu der siebzigjährige Kaiser sich nicht mehr entschließen wollte; er reiste zur Krönung des Königs Eduard nach London, erwiderte den Wiener Besuch des Königs von Sachsen in Dresden und nahm Teil an der Hochzeit des Königs Alfons in Madrid. Überall, wo der Wiener Hof vertreten sein mußte, vertrat jetzt er ihn. Seine Stellung war nunmehr eine weithin sichtbare, unangefochtene. Ganz besonders aber oblag ihm die Pflege der Beziehungen zum deutschen Kaiser. Diese Beziehungen waren von jeher freundschaftlich, aber es brauchte Jahre, bis sie zur vollen Wärme und Vertraulichkeit gediehen.

Für die Hüter der höfischen Etikette hatten all diese offiziellen Fahrten des Thronfolgers einen bitteren Beigeschmack. Wo ist die Frau Thronfolgerin? So fragten sie. Wie kann ein Prinz einen so feierlichen Besuch des russischen Kaiserpaares vollgültig erwidern? Kaiser Franz Joseph war durch mancherlei Zwischenfälle und durch Alter

Digitized by Google

Schloß Belvedere in Wien

entschuldigt und die Kaiserin war tot. Das Thronfolgerpaar hatte dafür einzutreten. Aber es gab ja kein solches! Niemand hätte es wagen dürfen, in St. Petersburg anzufragen, ob der Erzherzog mit seiner morganatischen Gemahlin dort willkommen gewesen wäre. Das höfliche Nein würde nicht ausgeblieben sein. Und dem konnte man den Erzherzog-Thronfolger und den Wiener Hof doch nicht aussetzen. Auch bei Hochzeiten, namentlich bei so verwandtschaftlichen, wie die des Königs von Spanien eine war, hätte es den Gesetzen der Etikette entsprochen, wenn das Thronfolgerpaar erschienen wäre. Aber man hätte auch dort die unebenbürtige Gemahlin nicht angenommen. Und die Hofschranzen wackelten mit den Köpfen, sie sahen die Zukunft des Wiener Hofes schwarz und düster. Was sollte daraus werden, wenn die Fürstin eines Tages bei Hofe erschien? Es war nicht auszudenken, was daraus alles entstehen konnte.

Noch hatte sie das nicht versucht, noch hielt die Kinderstube sie fest, noch dauerten die Flitterjahre und sie markierte die Bescheidenheit der wunschlosen, glücklichen Mutter. Und das große Publikum merkte auch nichts von all den unvermeidlichen Verstößen gegen die überlieferten Formen. Aber das werde auch noch kommen, sagten sich die Weisen des Oberhofmeisteramtes, wir werden Affären haben, es wird unabsehbare Konflikte geben . . .

Einstweilen kümmerte man sich im Belvedere wenig um all diese Sorgen und genügte sich selbst. Der Erzherzog legte am liebsten Zivilkleidung an und machte mit seiner

Digitized by Google

Gemahlin unerkannt Ausflüge in die Wiener Umgebung; man konnte ihnen auf dem Kahlenberg, auf dem Hameau und in der Hinterbrühl beim Husarentempel begegnen, sie gingen im Prater manchmal von Bude zu Bude und ergötzten sich an all dem volkstümlichen Zauber, und sie besuchten auch die Theater unerkannt. Da die morganatische Gemahlin nicht in der Hofloge erscheinen durfte, verzichtete auch der Erzherzog auf diese Ehre und kaufte sich an der Kasse zwei schöne Galeriesitze. Denn im Parkett wären sie sicher erkannt worden. Und ein gemieteter Fiaker half das Inkognito zu wahren. Es ging freilich die Sage, »die Morganatische« dürfe gar nicht in einer erzherzoglichen Hofequipage mit goldenen Speichen fahren, denn sie sei kein Mitglied des Kaiserhauses . . . Auch im Gebirge begegnete man ihnen auf Ausflügen und da waren sie in Loden gekleidet und glichen den Allerweltstouristen auf ein Haar. Die Neigung zu solchen Inkognitofahrten hatte der Erzherzog immer gehabt und er pflegte sie jetzt als Ehemann mit Leidenschaft. Das alles bereicherte seine Welt- und Menschenkenntnis in ungeahnter Weise, er redete jeden Dialekt und fand den Ton für Gespräche mit dem Volke mit großer Sicherheit.

Nach dem fünften Jahre dieser glücklichen Ehe, als keine Kinder mehr hinzuwachsen zu wollen schienen, regte sich langsam der Ehrgeiz nach gesellschaftlicher Geltung in der Fürstin von Hohenberg. Der Erzherzog meldete, daß sie bei den Hofbällen erscheinen würde. Und der Kaiser verlieh ihr jetzt das Prädikat Durchlaucht.

Digitized by Google

Wer damals auch nur ein wenig Fühlung hatte mit den höchſten Kreiſen und ihrem Gefolge, der weiß, wie nervös man darüber war, daß die Fürſtin nunmehr aus ihrer Reſerve heraustreten wollte. Es gab ein Gewiſper und ein Geſurre wie in einem aufgeſcheuchten Bienenſchwarm. Die Hofzeremoniäre oblagen dem Studium ihrer Vorſchriften und Ranglisten und ſie wurden zu dieſer und jener hohen und höchſten Dame beſchieden, die ſich nicht klar waren über den Rang, der der neuen Erſcheinung zukam. Da der Hof ſeit dem Tode der Kaiſerin keine erſte Dame beſaß, wäre die Gemahlin des Thronfolgers von ſelbſt an dieſe Stelle getreten, wenn ſie eine andere geweſen ſein würde. War da am Ende ein Staatsſtreich geplant? Der kalte Schweiß lief dem Hofzeremoniär über den Rücken bei dem bloßen Gedanken. Und die Erzherzoginnen verhandelten mit ihm. Es mußte über die Perſon der erſten Dame Klarheit geſchaffen werden, ehe ein Unglück geſchah. Maria Joſepha, die Gemahlin des Erzherzogs Otto, des nächſten Anwärters auf den Thron, war dieſe Dame. Und dann? Die Schweſtern des Thronfolgers Franz Ferdinand. Und dann? Und dann? Als die Rangliſte bis zur jüngſten Erzherzogin durchgeſprochen und zweifellos feſtgeſtellt war, da ergab es ſich, daß, wenn dieſe und jene Fürſtin eines regierenden Hauſes bei Hofe erſchien, ſie noch immer den Vortritt hatte vor ihrer Durchlaucht, der Fürſtin Hohenberg. Und es war doch ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Hoheiten auf einem ſo intereſſanten Hofball erſcheinen würden. Das Debut der Fürſtin Hohen-

Digitized by Google

berg wollte sicher jede miterlebt haben. Und man flüsterte sich zu, es müsse eben dafür gesorgt werden, daß keine fehle. . . .

Es ist hier nicht etwa die Rede von Hofgeschichten des ancien régime, nein, wir schrieben 1906, als diese Frage der spanischen Hofetikette einer strengen Überprüfung unterzogen und gegenüber einem „Eindringling" am Wiener Hofe geltend gemacht wurde. Und dieser Eindringling war keine Pompadour und keine Madame Maintenon.

Ich war auf jenem Hofball und habe den Einzug des Hofes mit angesehen. Der Kaiser geleitete die stattliche Gemahlin des Erzherzogs Otto, die in ihrer blonden Schönheit diesem ersten Rang alle Ehre machte. Der Thronfolger geleitete seine Schwester Maria Annunziata, und Paar um Paar entwickelte sich, es kam nach den erzherzoglichen Backfischlein, die bei Hofe debütierten, die Fürstin Henriette Liechtenstein-Liechtenstein mit ihrem Kavalier und erst das dritte oder vierte Paar nach dieser bildete die Fürstin Hohenberg mit einem gräflichen Kämmerer. Eine unendliche Kluft lag vor aller Welt zwischen ihr und ihrem Gemahl, der eiserne Zwang der spanischen Etikette hielt sie dort fest, wo sie vor ihrer Ehe stand — knapp bei den Hofdamen der Erzherzoginnen. Aber sie trat mit vollendeter Sicherheit auf und ihre hohe Erscheinung lenkte aller Augen auf sich. Sie war kein Veilchen, das man unterdrücken und übersehen konnte. Auch zeichnete der Kaiser sie durch ein sehr lebhaft geführtes Gespräch aus, er fragte sie nach ihren Kindern und nahm sichtlich Anteil an

Digitized by Google

allem, was sie zu sagen wußte. Im übrigen stand sie fühlbar außerhalb des Kreises, den die Erzherzoginnen bildeten, sie war auf ihren Kavalier angewiesen, zu dem sich endlich auch ihr Gemahl gesellte. Als sie neben ihm stand, glücklich scheinend, voll lebendigen Feuers in den strahlenden Augen, da merkte das hoffähige Wien erst, welch ein fürstliches Paar das war.

Aber es blieb ein Stachel in den Herzen beider zurück von diesem Debut bei Hofe. Die Eheschließung war durchgetrotzt worden, das historische Hausgesetz ließ sich umgehen und zu Gunsten des Thronfolgers auslegen, aber die spanische Hofetikette — ah, das war ganz etwas anderes. An ihrer unerbittlichen Strenge war nicht zu rütteln, an ihrer Aufrechterhaltung waren zu viele Eitelkeiten interessiert. In ihrem Rahmen sah man erst, wer man war und was einen von den anderen Menschenkindern unterschied. Da war auch der Kaiser machtlos. Er konnte seine Gnade dem oder jenem zuwenden, aber über den angebornen Rang im Kreise seiner Familie zu bestimmen lag außerhalb seiner Befugnisse. Und es wäre einer Revolution gleichgekommen, wollte man die Hofetikette ändern. Nun, es dachte auch niemand daran.

Und das Schauspiel mit der Fürstin wiederholte sich von einem Hoffest zum andern. Und als der Kaiser sich nach seinem siebzigsten Jahr vom Besuche privater Ballfeste zurückzog und es dem Thronfolger überließ, ihn zu vertreten, da wurde diese Sendung dahin umschrieben, er möge dies allein tun, ohne Begleitung seiner Gemahlin.

Digitized by Google

Er konnte eine Erzherzogin bitten, mit ihm zu erscheinen, nicht aber seine Gemahlin. Wo er offiziell erschien, war es unstatthaft, daß er sie am Arm geleite.

Das bewirkte die Krise, die die ganz Intimen schon längst erwartet hatten: Der Erzherzog nahm jedes Jahr, sobald der Fasching begann, Reißaus und ging mit Frau und Kindern davon. In den Schweizer Bergen war es zu dieser Zeit ja viel schöner als in der Großstadt und auch der Süden taugte ihm immer besser als die Wiener Luft. Mochte dort repräsentieren wer Lust dazu hatte. Er nicht.

*

Ich war in den ersten Jahren nach der Vermählung des Erzherzogs weniger als früher mit ihm in Berührung gekommen, sein Leben hatte so viele andere Ablenkungen, seine Pflichten wurden so mannigfaltig, und ich drängte mich nie in seine Nähe, wartete immer, bis er mich rufen ließ. Das geschah zuweilen und ich wurde auch der Fürstin vorgestellt. Sie hatte keine Ahnung, wie lange ich sie schon kannte, als sie mir zum erstenmal im Belvedere die Hand zum Kusse reichte. Ich war für eine zeitige Stunde beschieden worden und kam gerade nach dem Frühstück. Die Fürstin nahm den Tee im Arbeitszimmer des Gemahls und trug ein luftiges, helles Morgenkleid. Sie gab sich schlicht und freundlich. Als das Gespräch begann und sie ein paar Bemerkungen dazu machte, änderte sich ihr verbindliches Gesicht und es trat ein scharfer Zug darin hervor. Das Thema war allerdings dazu angetan, sie zu reizen

Digitized by Google

und ich wunderte mich, daß der Erzherzog es vor ihr zur Sprache brachte. Er fragte mich, ob ich es bemerkt hätte, wie sich der Wiener Amtskalender und überhaupt die Amtskalender sämtlicher Provinzen ihnen gegenüber verhielten. Ich war so überrascht von dieser Frage, daß ich vor der Fürstin zu einer kleinen Notlüge griff und nein sagte. Ich hätte nichts bemerkt.

„Bitte, sehen Sie sich das aufgeschlagene Blatt dort an. Was fällt Ihnen auf bei meinem Namen und all meinen Titeln und Orden?"

Ich ging zum Schreibtisch, auf dem der dicke Prachtband des Amtskalenders aufgeschlagen lag und las: „Genealogie des regierenden Kaiserhauses Habsburg-Lothringen." Und da standen hinter dem Namen des Erzherzogs Franz Ferdinand wohl all seine Orden verzeichnet und es war auch vermerkt, daß er sich mit der Gräfin Sophie Chotek morganatisch verehelichte, daß seine Gemahlin zuerst zur Fürstin von Hohenberg mit dem Prädikat „fürstliche Gnaden", erhoben wurde, dann das Prädikat „Durchlaucht" erhielt, aber es fehlte etwas, das dem hohen Elternpaare begreiflicherweise sehr nahe ging . . .

„Haben wir keine Kinder?" fragte die Fürstin höhnisch. „Will man den Erzherzog-Thronfolger für alle Zeit amtlich kinderlos erscheinen lassen?" fügte sie nicht ohne Schärfe hinzu.

„Beruhige dich, Sophie," sprach der Erzherzog, „das ist nicht zu ändern. Und wenn wir hundert Jahr alt werden, erleben wir es nicht, daß an diesem Schematismus

Digitized by Google

ein Steinchen verrückt wird, denn sonst bricht er zusammen. Aber es muß irgend etwas geschehen und da weiß der Herr Professor am besten Rat. Wie steht es mit den tausend andern Kalendern?"

Ein alter Hoflakai erschien in der Tür und machte der Fürstin eine tiefe, ironische Verbeugung. War der Mensch von Sinnen?

Sie sah ihn an und sagte lebhaft: „Ich weiß schon! Ich komme!" Und sie reichte mir die Hand. „Ja, Herr Professor, all die anderen Kalender, die ins Volk dringen, muß man gewinnen!" sagte sie und ging. Ihrem Gemahl aber, der ihr lächelnd nachblickte, rief sie zu: „Ich gehe jetzt handeln! Ich mache Geschäfte, von denen du gar nichts weißt."

„Das ist schon recht," erwiderte er und wandte sich wieder mir zu.

„Das ist eine vortreffliche Idee, Kaiserliche Hoheit," sagte ich. „Die amtlichen Schematismen stehen auf der Grundlage Ihrer Verzichtleistung und werden nicht zu beeinflussen sein. („Sollen auch nicht!" rief er dazwischen.) Aber all die tausend anderen Kalender sind, soweit sie nicht schon selbst gehandelt haben, mit Leichtigkeit zu erobern."

„Ja? Ja?"

„Diese tausend Kalender werden von der Kaiserlichen Sternwarte gespeist. Einige unternehmende Astronomen haben diese wissenschaftliche Arbeit übernommen und ihr Verleger erweiterte den rein wissenschaftlichen Teil auch

Digitized by Google

auf andere kalendariſche Mitteilungen. Darin ſteht die Genealogie des Kaiſerhauſes an erſter Stelle, denn die einzelnen Redakteure in allen Provinzen ſind nicht in der Lage, alles in Vormerkung zu halten, was ſich da oft ändert. Wenn nun von dieſer ganz privaten Zentralſtelle aus der Familienſtand des Herrn Thronfolgers in die Genealogie aufgenommen wird, was ich für durchaus berechtigt halte, ſo geht das in ſämtliche Volkskalender des ganzen Landes über. Es bedarf nur eines guten Wortes."

„Das iſt famos. Ich wußte den Weg nicht und bin Ihnen ſehr verbunden, daß Sie ihn mir gezeigt haben. Meine Frau hat die Sache entdeckt. Und ſie will nicht, daß wir als unfruchtbares Ehepaar daſtehen. Ihr Mutterſtolz lehnt ſich auf dagegen . . . Aber wer beſorgt uns das?"

„Wenn Kaiſerliche Hoheit mir die Sache anvertrauen wollen —"

„Ich bitte Sie darum!" ſagte der Erzherzog und ging dann auf andere Fragen über, die er vertraulich zu beſprechen wünſchte. Einer ſeiner früheren Lehrer, den er ſehr ſchätzte, war Miniſterkandidat. Ein eigenes Miniſterium ſollte er bilden. Ich ſollte ihm meine Meinung ſagen.

Als ich an jenem Morgen das Belvedere verließ, ſteckte mir der alte Diener, den ich ſeit Jahren kannte und der mir den Überrock anlegen half, die Mitteilung, daß die Fürſtin ſoeben mit zwei Juden von der Straße gehandelt habe . . . Sie ſelber verkaufe des Herrn Thronfolgers alte Uniformen.

Digitized by Google

Er sagte das so seltsam, daß ich sogleich merkte, es müsse dahinter noch etwas Besonderes stecken. Er tat, als ob er entrüstet wäre, daß die Gemahlin eines Erzherzogs sich so weit vergaß, mit Handelsjuden zu feilschen und sie in diesen Palast überhaupt einzulassen. Seine Zugehörigkeit zum Kaiserhause schien sich aufzulehnen gegen das Vorkommnis. Ich verstand jetzt seine Verbeugung.

„Ja, sagen Sie mir, was ist denn früher mit diesen Uniformen geschehen?" fragte ich.

„Uns hat Seine Kaiserliche Hoheit sie g'schenkt," sagte er rasch. „Es war ja nur wegen dem Gold, das drauf is."

Ich begriff den Groll der edlen Seele. Aber ganz unrecht konnte ich dem Manne nicht geben. Es war doch ein bißchen seltsam, dieses persönliche Handelsgeschäft Ihrer Durchlaucht.

Digitized by Google

14.

Innerpolitische Wirren. — Armee-Konflikte mit Ungarn. — Der Stern Luegers steigt. — Schwierige Stellung des Thronfolgers. — Seine Kinder kommen in die Kalender. — Ein Zwischenfall auf dem Hofball. — Genugtuung für die Fürstin? — Der Oberstjägermeister verlangt seine Entlassung. — Schwere politische Entschlüsse. — Ungarn gegen die Armeeforderungen. — Der Thronfolger und die Nationalitäten in Ungarn. — Ein madjarischer Sprachlehrer im Belvedere. — Besuche fremder Fürsten und deren Erwiderung. — Die Fürstin von Hohenberg am rumänischen Hofe ebenbürtig. — Demonstratives Fernbleiben von allen Wiener Festen. — Schiefe Stellung.

Unleidlich war in diesen Jahren der Völkerstreit in Österreich und beschämend gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn. Auch das Ministerium des Herrn Dr. von Koerber, der anfangs viel staatsmännisches Talent zeigte, hatte gründlich abgewirtschaftet und es ließ eine verworrene Lage zurück. Zur Abwechslung war einmal in Tirol Blut geflossen anstatt in Böhmen und das Verhältnis zu den Italienern verschärfte sich. In Ungarn aber wurde die antiösterreichische Strömung immer kühner, es war dort keine

Digitized by Google

Rekrutenaushebung mehr durchzusetzen und die Wehrvorlagen wurden grundsätzlich hintertrieben. Diese staatsrechtlichen Stierkämpfer taten, als ob in Ungarn der ewige Friede verbürgt wäre und die Armee das unnützeste Instrument des Reiches sein würde. Der redselige Herr von Szell war längst gestürzt über die nicht zu erledigenden Wehrvorlagen und ein Zweiter setzte sie auch nicht durch. Man forderte nichts weniger von „Wien" als die madjarische Befehlssprache, madjarische Fahnen und Abzeichen für die ungarischen Regimenter und arbeitete offenkundig auf eine Trennung der Armee in eine österreichische und eine ungarische hin. Eine Schwächung der Monarchie zu Gunsten Ungarns. In diesen schweren Tagen reckte der Thronfolger sich in ganzer Höhe auf und erklärte jedem, der es hören wollte, daß dies nimmermehr geschehen würde. Und der Kaiser, um den sich alle aktiven Erzherzöge und die Korpsführer versammelt hatten, erließ nach den galizischen Manövern einen aus Clopy datierten Armeebefehl, der sich mit voller Schärfe gegen die madjarischen Forderungen wandte und die Gemeinsamkeit und Unteilbarkeit des Heeres für alle Zeit betonte. Der Konflikt mit Ungarn rückte immer näher. Auch ein Ministerium Tisza fiel rasch, es ließ sich durch oppositionelle Wahlen niederringen, und endlich wurde General v. Fejervary berufen, in Ungarn Ordnung zu machen.

Und Dr. Lueger führte in Wien und Niederösterreich die erbittertsten Kämpfe gegen die Sozialdemokratie. Er hielt sie ein paar Jahre im Zaum und baute seine Partei

Digitized by Google

zur Reichspartei aus. Alle Hoffnungen, die man in der konservativen Welt auf ihn setzte, schienen sich erfüllen zu wollen. Die Klerikalen waren in der Tat verschwunden und hatten in seiner christlich-sozialen Partei ein Obdach gefunden. Diese aber stand in nationalen Fragen an der Seite der deutschen Parteien. Lueger und sein Generalstab waren eine Großmacht geworden. Und sie spielten den Namen des Thronfolgers aus. Er hatte sich gewinnen lassen für dieses und jenes Vereinsprotektorat und all seine Zurückhaltung nützte ihm von da ab nichts mehr, er galt als der Schutzherr aller katholischen und luegerischen Unternehmungen. Auch in Ungarn wurde er als solcher angesehen. Die liberale Presse der Monarchie ließ ihn den christlich-sozialen Antisemitismus entgelten, die nationale seinen angeblichen Klerikalismus. Seine Stellung gegenüber dem Kaiser war schwierig, ein Thronfolger, den eine so große Kampfpartei für sich in Anspruch nahm, wurde als eine arge Unbequemlichkeit empfunden in Schönbrunn. Da und dort wurden Worte von ihm weiterverbreitet, die verstimmten. Und eines Tages fand eine christlich-soziale Straßenkundgebung vor dem Belvedere statt mit Hochrufen auf den Thronfolger, die eine Spitze gegen Schönbrunn hatte. In jener Zeit berief er mich einmal und nahm meine Vermittlung bei der Presse in Anspruch. Ich berichtigte für ihn und das nützte. Als er dann wieder Vertretungen für den Kaiser übernahm, veranlaßte ich, daß in seinem Namen der gesamten Presse die Mitteilung zuging, der Herr Erzherzog-Thronfolger wolle seine

Digitized by Google

Äußerungen und Gespräche, die er bei solchen Gelegenheiten führe, als Privatgespräche behandelt wissen. Er wünsche keinem seiner Worte in den Zeitungen zu begegnen.

Das schaffte ihm Ruhe. Aber es war beinahe die Ruhe des Kirchhofs, man nannte ihn in den Blättern nur noch, wenn man nicht anders konnte. Dieser Verzicht auf Volkstümlichkeit nützte dem Thronfolger allmählich in Schönbrunn, der Kaiser gewann wieder mehr Vertrauen zu ihm und räumte ihm namentlich in Armeefragen einen größeren Wirkungskreis ein. Es geschah bald nichts mehr ohne ihn. Und er war mir dankbar für den Rat, den ich ihm gegeben. Er redete gern, aber er lernte jetzt die Tiefe des alten Wahrwortes erkennen, daß Schweigen Gold sei.

In der Kalendersache hatte ich die Wünsche der Fürstin ebenfalls durchgesetzt, es war gar nicht schwierig und bedurfte nur eines guten Wortes. Ihre drei Kinder erschienen fortan in der Genealogie des Kaiserhauses und niemand merkte, daß dies eigentlich nicht korrekt war, denn es gab eine ganze Anzahl solcher Sprößlinge des Habsburger Stammes, die alle das gleiche Recht hätten, mitgezählt zu werden. Die Fürsten Montenuovo, die Grafen von Meran und andere. Sie stammten von Mitgliedern des Kaiserhauses ab, gehörten aber nicht zur Familie. Nun, der offizielle Amtskalender blieb ja unzugänglich, und so war unser Verfahren ein Privatscherz ohne Folgen. Ich war auch nach Ungarn gereist in dieser Angelegenheit, um das gleiche Verfahren durchzusetzen, denn dort hatte der Amtskalender trotz gegenteiliger Auffassung die Kinder

Digitized by Google

der Fürstin Hohenberg ebenfalls nicht verzeichnet. Sonst aber, das ließ sich leicht feststellen, anerkannten die ungarischen Politiker sie trotz aller Verzichtleistung des Gemahls, trotz der Aufnahme dieses Verzichtes in die Gesetze des Landes, als ihre künftige Königin. Die Gegnerschaft zu allem, was in Wien geschah, ging so tief, daß jede Handlung davon beeinflußt wurde. Als ich dies dem Erzherzog meldete, wurde er sehr ernst.

„Sagen Sie es nie meiner Frau . . . Es ist nicht nötig, daß sie das weiß," sagte er und redete von anderen Dingen. Später kam er auf die Sache zurück und bemerkte: „Sie begreifen, Herr Professor, daß wir unsere Kinder nicht aus der Welt geschwiegen haben wollen. Aber es ist besser, die Phantasie einer Frau und Mutter nicht allzu sehr auf diesen Punkt einzustellen. Ich bin vollkommen zufrieden mit dem, was erreicht wurde."

*

In der Zeit, da sich die Beziehungen des schweigsamen Thronfolgers zum Kaiser auffällig besserten und er nach allen Richtungen tätig sein durfte, glaubte auch die Fürstin ihr Verhalten ändern zu sollen und sie erschien wieder bei einem Hofball. Sie wollte dem Kaiser wieder begegnen und ihm zu erkennen geben, daß sie glücklich und mit ihrem bescheidenen Rang zufrieden sei. Wenn nur Franzi zur Entfaltung kam. So sagte sie.

Doch auf dem nächsten Hofball begegnete ihr etwas, worauf sie unmöglich gefaßt sein konnte: sie hatte, als der

Digitized by Google

Aufzug des Hofes beginnen sollte, keinen Kavalier zur Seite, sie stand allein.

Ihre Ankunft war „übersehen" worden, die Zeremoniäre hatten nicht auf ihr Erscheinen gerechnet.

Am nächsten Morgen reiste der Thronfolger mit seiner Gemahlin aus Wien ab. Die Entschuldigung des Oberstthofmeisters nahm er nicht an, aber er ließ ihm, dem Fürsten Montenuovo, sagen, er möge sich gefälligst der Abstammung seines Geschlechtes erinnern und sich nicht überheben. Er warne ihn.

Das Geschlecht der Fürsten Montenuovo? Nun, es hat eine sehr interessante Abstammung. Als Maria Louise, die Gemahlin Napoleons I., Witwe geworden war und Herzogin von Parma, legitimierte sie das Verhältnis zu ihrem vertrauten Oberstthofmeister, dem österreichischen Grafen Neipperg, durch eine Heirat. Als Tochter des Kaisers Franz und Erzherzogin von Österreich durfte sie diese Ehe aber nur morganatisch schließen. Und da man in Italien herrschte, romanisierte man den Namen Neipperg in Montenuovo für die Nachkommen. . . . Die Kinder des Erzherzogs und seiner Frau, die Fürstin von Hohenberg, werden also künftig jedenfalls ein Geschlecht sein, das dem der etwas spät legitimierten Neippergs mindestens ebenbürtig ist. Das wollte der Erzherzog-Thronfolger dem Herrn Oberstthofmeister gesagt haben.

Dieser bat um Enthebung von seinem Posten.

Als der Kaiser den Streitfall geprüft hatte und es festgestellt war, daß nur untergeordnete Organe und nicht

Digitized by Google

den Fürsten Montenuovo ein Verschulden traf, lehnte er das Enthebungsgesuch des Obersthofmeisters ab. Aber er verlangte Vorschläge, wie der Fürstin von Hohenberg eine Genugtuung zu geben wäre für die ihr widerfahrene Demütigung.

*

Die schwersten Entschlüsse waren wieder einmal zu fassen in Cis- und in Transleithanien. Wie sollte man den Übermut der Madjaren brechen und ihren Undank strafen? Franz Joseph hatte ihnen so viel gegeben, daß ihm zu geben nichts mehr übrig geblieben war. Kam er ihnen noch einen Schritt entgegen, war er nicht mehr ihr König, sondern ihr Gefangener.

Es gab nur ein Radikalmittel, man mußte die in Ungarn unterdrückten Nationalitäten rufen und teilnehmen lassen am Staate. Sie konnten, wenn man bis ans Ende ging, die Minderheit der Madjaren in Schach halten. Und der erzürnte König von Ungarn, der einen General als Ministerpräsidenten an die Spitze der Regierung gestellt hatte, ließ durch diesen General dem Lande verkünden, daß seine Volksvertretung auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes reformiert werden solle.

Mit diesem Versprechen, das wie eine Bombe einschlug, brachte man von Wien aus den ungarischen Sauerteig in stürmische Gärung und die politischen Primadonnen verloren ihr Publikum. Sie hatten diesem in Aussicht gestellten Geschenk des Königs nichts entgegenzusetzen.

Digitized by Google

Auch in Österreich begannen die Wahlrechtskämpfe immer leidenschaftlicher, und gerade Dr. Lueger, der die Sozialdemokratie so schonungslos bekämpfte, war der erste, der das allgemeine Wahlrecht annahm und es für seine Partei als ganz ungefährlich erklärte.

Der Thronfolger war dem Anscheine nach von diesen Fragen der inneren Politik ausgeschaltet. Aber ich weiß, daß er befragt wurde. Der Kaiser fühlte, daß er mit diesen weitgehenden Plänen seinen Nachfolger belaste und ihm manches vielleicht vorwegnahm. Das wollte er nicht tun, ohne ihn über seine Gründe unterrichtet zu haben.

Man war überrascht in Schönbrunn, wie gut Franz Ferdinand in den ungarischen Fragen Bescheid wußte. Und wie er immer noch weiter gehen wollte als die Räte des Kaisers.

Ich war in dem Vorzimmer des Thronfolgers öfter als einmal Vertretern der Nationalitäten aus Ungarn begegnet. Sie kamen regelmäßig, um ihn einzuweihen und von ihm sich Weisungen geben zu lassen. Er war ihre Hoffnung, auf ihn bauten sie die Zukunft auf. Der Vorstand seiner Militärkanzlei war immer zugleich auch ein Politiker. Der Kaiser und seine Wiener Räte konnten die Herren aus Ungarn nicht empfangen; der Thronfolger war frei, ihm blieb es unbenommen, Hoffnungen zu nähren auf sein künftiges Regiment. Ein deutscher, ein slovakischer und zwei rumänische Politiker aus Ungarn hatten im Belvedere Zutritt, so oft sie sich meldeten. Der großösterreichische Gedanke wurde dort gehegt und gepflegt,

Digitized by Google

und zwar ein Großösterreich unter deutscher Führung wollten diese Vertreter der ungarischen Nationalitäten vom Thronfolger einst hergestellt sehen.

Der madjarische Einfluß war beim Erzherzog nicht vollkommen ausgeschaltet worden, er hatte sich unter dem Titel eines Professors der madjarischen Sprache einen gar feinen geistlichen Berater ins Haus genommen, einen Seelsorger. Seine Frau Gemahlin mußte immer einen solchen in ihrer Nähe haben. Dieser madjarische Priester, Dr. v. Lányi, war durch Jahre der tägliche Tischgenosse des Erzherzogs, mit ihm übte er sich in der madjarischen Sprache, denn er wollte nicht unvorbereitet und nicht fremd in den Irrgarten der ungarischen Politik eintreten, wenn eines Tages der Ruf des Schicksals an ihn erging.

Und dieser feine madjarische Priester bewahrte den Erzherzog vor Einseitigkeit. Sein sanfter, unaufdringlicher Einfluß bei ihm und bei der Fürstin tötete das Gift wieder, das ihm von anderer Seite war eingeflößt worden, und der Thronfolger blieb über den Parteien, seine Seele wurde nicht eingenommen gegen das Ungartum; er war sich nie unklar darüber, daß er es bloß mit der Gegnerschaft einer ganz bestimmten Sippe, einer Oberschicht zu tun hatte, die im Staat eine Art Adelsrepublik verkörperte. Die „Herren" waren in Ungarn zu bekämpfen, ihren Händen war der Staat zu entwinden, das Volk bekannte sich freudig zur Dynastie. Und sobald diese sich über die Köpfe der Herren hinweg an das Volk wandte, begann dort eine neue Zeit. Und das war jetzt geschehen.

Digitized by Google

Voll Ingrimm fühlten es die zweitausend madjarischen Grafen und Barone. Ein einziger Schachzug hatte den König wieder mächtiger gemacht als sie alle. Sie wollten dem Volke nationale Fahnen und Kokarden bringen, sie wollten ihm die zweiundsiebzig Worte der deutschen Befehlssprache in der Armee als Siegestrophäe vor die Füße legen, der König aber ließ dem Volke sagen: Ihr seid beinahe zwanzig Millionen und politisch mündig. Doch nur 900 000 von euch haben das Wahlrecht. Von diesen aber kommt kaum die Hälfte zur Urne. Wie kann ich erfahren, was euch drückt, was ihr wünscht und hofft? Ich will euch allen das Wahlrecht geben und ihr sollt mir die Männer in den Reichstag schicken, denen die Mehrheit von euch vertraut. Ich will sie hören. Welche Sprache sie auch reden, wir werden uns schon verständigen.

Und der Erzherzog-Thronfolger hatte sich das zu eigen gemacht. Er vermied jede Berührung mit den offiziellen ungarischen Kreisen und ließ es geschehen, daß sich allmählich ein oppositioneller Kreis von Männern aus Ungarn um ihn selber bilde.

*

König Karol von Rumänien und Carmen Sylva, diese zwei deutschen Adelsmenschen, waren wieder einmal am Wiener Hofe zu Gast gewesen. Und sie waren auch die Gäste dieser Stadt und ihrer Umgebung, denn sie saugten alle Schönheit derselben mit freudigen Augen in sich auf und brachten manches davon heim. In ihrem Schlosse

Digitized by Google

Peleſch in Sinaia, das ſie ſich aus dem Nichts erſchaffen, ſind die Früchte ihrer Wanderungen durch die alten öſterreichiſchen Klöſter und Stifte gar deutlich feſtgehalten. Alle künſtleriſchen Motive, die ſie brauchen konnten, lebten dort wieder auf. Ich begegnete dem Königspaar im Stift Kloſterneuburg auf ſolch einer Ausfahrt in die Barockzeit. Sie waren glücklich wie ein Paar auf der Hochzeitsreiſe. Und ſie ließen in der dämmernden Kirche ganz für ſich allein die große Orgel ſpielen. „Katholiſch möchte man werden in ſolchen Stunden," ſagte die Königin und Dichterin zu mir und dem Chorherrn, der ſie geleitete.

Und jetzt ſollte dieſer Beſuch in Bukareſt oder Sinaia erwidert werden.

Es iſt mir unbekannt, welche Vorſchläge vom Oberſthofmeiſteramt dem Kaiſer waren unterbreitet worden für eine Genugtuung, wie ſie der Fürſtin Hohenberg gebührte. Auffällig war es, daß Franz Ferdinand jetzt zum erſtenmal mit ſeiner Gemahlin an einem Fürſtenhofe erſchien. Das Königspaar von Rumänien hatte die morganatiſche Gemahlin angenommen und ein paar Tage in Sinaia feſtgehalten. Sie war als vollwertig und ebenbürtig an einem fremden Hofe behandelt worden und die illuſtrierten Blätter konnten ſich nicht genug tun mit der Wiedergabe von Aufnahmen jener Begegnung. Es machte nicht geringes Aufſehen in jenen Kreiſen, die die Stellung der Fürſtin am Wiener Hofe genau kannten.

Aber konnte das genügen? Was der Fürſtin am Hofe

Digitized by Google

des Kaisers begegnet war, das war wohl hier zu sühnen und nicht in Bukarest.

Nun, es kam vorläufig nicht dazu, und der Thronfolger und seine Gemahlin blieben fortan allen Wiener Festen fern. Sie umgaben sich auf Konopischt mit Jagdgästen und lebten nach ihrer Weise. Die Fürstin vermied es, dort zu erscheinen, wo sie nicht neben ihrem Gemahl stehen durfte. Und er ließ sich um ihretwillen abhalten, so in den Vordergrund zu treten, wie man es erwarten konnte. Junge Erzherzöge, für die sich niemand interessierte, standen im Licht, sie repräsentierten, er, in dem sich die Zukunft verkörperte, trat freiwillig zurück. Freiwillig? Das glaubte er. Er stand eben im Banne eines Schicksals, das er sich um einer Frau willen bereitet hatte. Und sein Leben, das so großen Zielen gewidmet sein sollte, war nie frei von kleinlichen Sorgen und Widerwärtigkeiten. Waren daran bloß die anderen Schuld? Ich stellte mir die Frage wie oft, wenn mich der Ärger packte. Und ich habe sie nie befriedigend beantworten können. Denn auch das Volk hatte gar kein Verhältnis zu seiner Gemahlin, niemand mochte sie, sie war aller Welt gleichgültig. Eine Agnes Bernauer, eine Philippine Welser hätte Millionen Herzen entflammt, der Erzherzog würde das ganze Volk hinter sich gehabt haben durch die Vermählung mit einer lieblichen bürgerlichen Schönheit; eine solche Ehe aus Leidenschaft hätte ihn zum Helden gemacht, aber gegenüber dieser gräflichen Hofdame, die vorher im „Dienste" einer Erzherzogin stand, verschlossen sich alle Gemüter. Ich merkte es zu

Digitized by Google

meinem Verdruß im eigenen Hause. Niemand mochte sie, den Frauen war sie auf dem Posten, auf dem sie stand, eine unmögliche Figur, und der Gedanke, daß sie je Kaiserin werden könnte, wurde als etwas so Ungeheuerliches empfunden, daß man meinen sollte, es hätte daran eine siebenhundertjährige Dynastie zugrunde gehen können.

Man fühlte sich ganz machtlos gegenüber solchen elementaren Gefühlen und es wäre vergeblich, einer Frau beweisen zu wollen, daß diese Gefühle ja doch nur anerzogen sein können. Und die Männer sind nicht anders. Selbst meine Söhne, die einer ganz modernen Generation angehören, haben nichts übrig für unebenbürtige Ehen regierender Herren. Entweder — oder! sagen sie.

Freilich, mein Stefan, der das zuerst aussprach, ist Leutnant.

Digitized by Google

15.

Starkes Interesse des Erzherzogs für die Marine. — Kolonialpläne? — Das Leben in Konopischt. — Frömmigkeit der Fürstin. — Verfallserscheinungen im Hause Habsburg. — Ottos Tod. — Des Bischofs Erziehungsergebnisse. — Dr. Lueger auf dem Gipfel. — Der kranke Volkstribun. — Überraschende Wendung in Ungarn.

Es lebte in dem Erzherzog seit seiner Weltreise ein starkes Interesse für die Marine. Und dieses steigerte sich mit jedem Besuch im Süden. Er trieb theoretische Studien in Wien und Konopischt und wurde einer der hartnäckigsten und zähesten Inspizierenden der Flotte, denn dabei lernte er, da machte er sein Praktikum. Er frage alle Kommandanten zu Tode, sagte man. Und die häufigen Zusammenkünfte mit dem deutschen Kaiser entzündeten seinen Eifer noch mehr, er ließ sich fortgesetzt Flottenprogramme ausarbeiten und war hinter ihrer Verwirklichung her. Als der Kaiser ihn zum Admiral ernannte, war das ein stolzes Gefühl für ihn und die leitenden Männer der Marine beglückwünschten sich dazu, denn jetzt waren sie sicher, daß ihre unerläßlichen Forderungen, die von den beiden Parla-

Digitized by Google

menten seit Jahrzehnten regelmäßig abgelehnt wurden, doch endlich erfüllt werden dürften. Wenn es noch einen Mann gab, der der Flucht aus der Marine steuern konnte, so war er es. Die Stimmung hob sich augenblicklich im Offizierkorps, als der Thronfolger sich zum obersten Schutzgeist der Flotte entwickelte. Mit wahrem Ingrimm hatte man sich von der italienischen Flotte, die wir im Jahre 1866 in der Adria aufs Haupt schlugen, überflügeln lassen. Jetzt war sie gar nicht mehr einzuholen. Schon der Wille dazu mußte Mißtrauen erwecken, mußte uns als Feind erscheinen lassen, der böse Absichten hatte. Der Erzherzog empfand dieses Versäumnis bitter. Und er wagte es, den Groll des lieben Verbündeten zu reizen durch seinen Flotteneifer. Er hegte sogar stille Kolonialpläne. So oft er ein schwerbeladenes Auswandererschiff den Triester Hafen verlassen sah, fragte er sich, ob es nicht denkbar wäre, einst ein Stück der scheinbar schon verteilten Erde zu gewinnen. Er bekannte mir eines Abends in Konopischt, daß er fest davon überzeugt sei, es werde einmal eine große Auseinandersetzung mit dem überseeischen England geben und Deutschland werde dann einen gewaltigen Teil von Afrika an sich reißen. Da müßten wir ebenfalls bereit sein. Wie würden denn Belgien und das revolutionierte Portugal ihre großen Kolonien auf die Dauer behaupten können? Sie leben in Afrika von der Gnade Englands und Frankreichs. Die wollen uns dort freilich nicht haben. Aber man wird sie zwingen können. Deutschland muß sich bei Zeiten Luft machen, sonst er-

Digitized by Google

stickt es in zehn Jahren bei siebzig Millionen Einwohnern. Und wir werden auch daran denken müssen.

Ich glaubte in diesen Gedanken den Einfluß des genialen Kaisers Wilhelm zu erkennen, obgleich sich die Keime dazu schon in den Briefen des Erzherzogs von seiner Weltreise vorfinden. Seine Heimatgefühle auf der „Kaiserin Elisabeth" und sein Stolz auf jede gesellschaftliche österreichische „Insel" in der Fremde, kamen mir lebhaft in Erinnerung, als er über diese Fragen sprach und ich sagte es ihm. „Ja," erwiderte er, „ich habe in Ägypten und Syrien, in Palästina, in Indien und Japan immer solche Ideen gehabt. Nur in Amerika nicht. Dort fühlte ich mich nicht wohl. Wir müßten die Kraft haben, uns eine Ergänzung unserer Monarchie selber zu schaffen, aber ohne Amerikanismus."

Die Fürstin kam und fragte, wann morgen der Aufbruch zur Jagd erfolgen würde.

„Warum? Wir können uns das ja einteilen, wie wir wollen!" erwiderte der Erzherzog.

„O, du Siebenschläfer!" Und zu mir gewendet, sagte sie: „Er ist nämlich kein Frühaufsteher. Er arbeitet just am Abend mit Leidenschaft und vergißt das Schlafengehen." Dann wandte sie sich wieder zu ihm: „Der Herr Kaplan ließ fragen, ob er die Messe vielleicht früher lesen soll."

„Wann du willst, Liebe," sagte er.

„Jetzt weiß ich soviel wie zuvor. Sie sind doch auch gewohnt, jeden Morgen die Messe zu hören, Herr Professor?"

Digitized by Google

Schloß Konopiſcht

Digitized by Google

Digitized by Google

„Nein, Euer Durchlaucht, dazu kommt unsereiner nicht. Jeden Sonntag, das muß genügen."

Es entstand eine Pause und die beiden sahen einander an.

Dann sagte sie: „Das halte ich anders . . . Ich war einmal als Kind mit meinen Eltern (Papa war damals Gesandter in Stuttgart) in Tirol. Und als ich früh Morgens, wir wohnten der Kirche gegenüber, zum Fenster hinausblickte, merkte ich, daß links und rechts neben der Kirchentüre Sensen und Sicheln und Hauen und Beile und allerlei sonstiges Arbeitsgeräte stand, auch Gewehre. Ich fragte meinen Vater, was das zu bedeuten hätte, und er erklärte mir, daß in diesem Lande alle Menschen, ehe sie ihr Tagewerk beginnen, die Messe hörten und ein stilles Gebet verrichteten. Finden Sie das nicht herrlich?"

„Gewiß, Durchlaucht, ich finde es erhaben."

„Nun? Ich habe seit damals an dieser Übung festgehalten und an keinem Tag meines Lebens mehr die Messe versäumt. Und meinem Mann, der schon ein bißchen lockerer war, habe ich es auch wieder angewöhnt."

„Ich werde mich bessern, Euer Durchlaucht," scherzte ich. Aber dieser Ton verstimmte sie und sie schenkte mir bei der abendlichen Tafel keinen freundlichen Blick mehr. Früh um fünf war Messe . . .

*

„Skandal über Skandal!" schreit es über alle Dächer, „Skandal über Skandal!" hallt es aus allen Gazetten der Erde wieder . . . Eine Kronprinzessin, eine Toscana, die

Digitized by Google

einst eine österreichische Erzherzogin gewesen, ging ihrem Gemahl auf und davon. Und ihr Bruder Leopold ging auch gleich mit, auch er geriet aus dem Geleise hoher Überlieferungen.

Zwei müde Blätter eines uralten Baumes sind vor der Zeit abgefallen und wirbeln dahin im Sturmwind eines öffentlichen Ärgernisses ohnegleichen. Ich kenne die Kronprinzessin von Sachsen nicht, aber ich kenne ihren Bruder und kenne das Haus Toscana. Wie der Hirsch nach Wasser schreit, so schreit es in seinen Gliedern zuweilen nach anderem Blut. Und dann handeln sie, wie wir andern nicht zu handeln vermögen. Sie will nicht Königin werden, sondern nur Weib sein dürfen, er wirft all seine Titel und Würden von sich und opfert seine Zugehörigkeit zum ältesten Kaiserhaus Europas — um eines Mädels willen. Dem verschollenen Johann Orth, ihrem genialen Bruder, wollen sie's nachtun im Hause Toscana, aber sie treffen es nicht so wie er, es fehlt ihnen sein Schwung, seine Größe. Ja, es geistert ein bißchen stark zur Zeit in dem edlen, alten Haus Habsburg und seinen Zweigen. Mit seinen Sekundo- und Tertiogenituren namentlich hatte es kein Glück, sie sind schon sämtlich zusammengebrochen.

Und der Hauptstamm? Weit breitet sich das Geäste seiner Krone, reiche Früchte hängen in den Zweigen. Aber neue Säfte täten ihm not, der Kreislauf des Blutes ist viel zu eng für einen so stolzen Baum. Als die Dynastie unter Kaiser Leopold I. nur noch auf vier Augen stand, da berieten sich die Ärzte mit den Beichtvätern, und Ver-

Digitized by Google

trauenspersonen wurden ausgesandt, deutsches Blut, und wäre es auch evangelisches, aufzuspüren für das gefährdete Haus Habsburg. Und man holte es aus Braunschweig-Wolfenbüttel. Unterwegs, in Bamberg, wurde die blonde Prinzessin Elisabeth katholisch, damit es kein Ärgernis gab in Wien. . . . Ihr Sohn starb, aber sie gab uns dann die herrliche Maria Theresia und Maria Theresia gebar dem schönen Franz von Lothringen sechzehn Kinder. Das Haus war gerettet, aber man hätte es nicht bei der einen Auffrischung des Blutes sollen bewenden lassen. Und übrigens sind seit damals wieder hundertfünfzig Jahre verflossen.

Jetzt ist das Haus Franz Josephs ohne männlichen Erben, die Toscana sind krank, das Haus Karl Ludwigs mit seinen drei herrlichen Prinzen aber schmilzt vor unseren Augen zusammen. Franz Ferdinand hat seine Nachkommenschaft durch eine Mißehe ausgeschaltet vom Throne, Otto der Fröhliche, der Schöne, liegt auf den Tod krank darnieder und auch vom jüngsten, vom Ferdinand Karl, gehen Gerüchte um. . . . Wer löst all diese Rätsel? Wer mag die Elle bürgerlicher Grundsätze und bürgerlicher Moral an diese geheimnisvollen Erscheinungen legen?

Der schöne, der arme Erzherzog Otto! Wie ein übermütiger Renner raste er durch das Leben, von Genuß zu Genuß, von Freude zu Freude ging die lustige Jagd, und sie endete tragisch genug . . . In einer Villa des Währinger Cottageviertels, fern vom Augartenpalais der Seinen, in der Anton Frankgasse Nr. 20, haben sie ihm sein letztes Lager bereitet. Der Hof hat das Haus für

Digitized by Google

ihn erworben. Und man sagt, er werde nicht wieder aufstehen, das böse Siechtum, das in seinem Körper wüte, sei tödlich. Und so wie um sein tolles Prinzendasein, das sich wie die Verkörperung einer Ballade der Lebenslust ansah, die Legende ihre Schleier wob, so webt sie jetzt auch um sein geheimnisvolles Krankenlager und macht seine letzte Leidensstation zu einem Gedicht. Nur eine mutige Pflegerin harre bei ihm aus, heißt es allenthalben. Und wer ist sie? Ich kann es nicht beschwören, aber es klingt so schön und so tröstlich aus all dem Häßlichen dieses Zusammenbruches heraus: die „Schwester Martha", die bei ihm ausharrt, soll jene reizende Schauspielerin sein, die ich einst als Elevin in seinem Vorsaal traf. Sie ging wie ein Meteor an einer Wiener Vorstadtbühne auf, entzückte alle Welt, und plötzlich war sie verschwunden. Die Hofloge war fast täglich besetzt, so lange der neue Stern dem Theater angehörte, und sie verwaiste wieder als er plötzlich unterging und heimlich nur noch einem leuchtete . . . Jetzt wacht sie am Lager des Kranken, der auch ihr die Treue nicht hielt, und pflegt ihn. Sie allein, die „Schwester Martha" im klösterlichen Habit.

Wenn das ein Märchen sein sollte, dann ist es eines der schönsten und sinnigsten, die ich kenne.

*

Ich war wieder einmal beim Bischof Marschall. Wir begegneten uns wohl ab und zu an der Hochschule, aber zu einer Aussprache zwischen uns war es schon Jahre nicht

Digitized by Google

gekommen. Erſt nach dem Tode Ottos traf es ſich, daß wir wieder einmal eine Plauderſtunde miteinander hatten. Er war erſchüttert. Der Sterbende rief nach ihm und er war an ſein Lager geeilt. . . . „So ein Prachtmenſch! — Solch ein edles Gebilde Gottes! Und wie hat er geendet... Es iſt nicht zu ſchildern. . . ."

Aber man hatte die Form gewahrt. Als das Ende des Unglücklichen in Schönbrunn gemeldet wurde, fuhr der Kaiſer nach der Anton Frankgaſſe und machte dem toten Neffen ſeine Reverenz. Den Lebenden hatte er lange nicht mehr geſehen. Und Otto kehrte als Toter heim — er wurde in der Hofburg-Kapelle aufgebahrt und in der Kaiſergruft beſtattet.

Tief bekümmert fuhr der Biſchof fort: „Aber mit dieſer Tragödie iſt es nicht genug, denken Sie, auch Ferdinand Karl, der Sanfte, Beſcheidene, will aus dem Geleiſe. Meine drei Zöglinge! Wahrlich, ich verdiene die Ungnade, unter der ich leide."

Er war wie gebrochen. Und ich wollte tröſten mit dem Hinweis auf die Vorbilder und Beiſpiele, die Ferdinand Karl ja ſeit Jahren vor ſich habe.

„Nein, nein, ſeien wir ehrlich, das Kaiſerhaus hat keine Freude erlebt an meinen Erziehungsergebniſſen."

„Sollten dafür nicht tiefere Gründe beſtimmend ſein? Ich halte überhaupt nicht viel von der Erziehung, jeder erzieht ſich ſelbſt," entgegnete ich.

„Ich kenne Ihre Theorie," erwiderte er. „Gewiß, es iſt da eine Revolte des Blutes fühlbar, es kann gar nicht

Digitized by Google

anders ſein, denn die Fälle häufen ſich zu ſehr, aber ich muß es ſeit Jahren leiden, daß man mit dem Finger nach mir zeigt, daß ich von den Militärs, die nach mir als Erzieher antraten, beſchuldigt werde, einen mangelhaften Grund gelegt zu haben in den Gemütern der Prinzen. Und ich glaube es jetzt ſchon ſelber. Auch der dritte, der im Übrigen ſo ſolide und bieder geweſen iſt als möglich, will heraus aus dem habsburgiſchen Familienkreis. Er ſchwärmt für die ſchöne Tochter eines Profeſſors und will, daß man ſeine Angelegenheit ebenſo behandle wie die des Thronfolgers. Da wird er ſich aber irren! Und ich ſoll ihm beiſtehen? Fällt mir nicht ein! Wer bin ich überhaupt noch, nachdem es mir nicht gelang, dieſe Dame aus Konopiſcht fern zu halten vom Kaiſerhauſe?"

„Aber Hochwürdigſter, Sie nehmen die Sache zu ſchwer. Er iſt uns gerettet und das iſt doch die Hauptſache geweſen. Und Sie ſind nach wie vor unſer künftiger Fürſterzbiſchof!"

„Glauben Sie noch daran? . . . Möge der Kardinal hundert Jahre alt werden! Da bliebe mir vielleicht eine ſchwere Prüfung erſpart," ſagte er. „Man will dem Greis jetzt einen Stellvertreter, einen Vormund geben, und der werde nicht ich ſein. Ich fürchte, ich fürchte . . ." Plötzlich ſprang er auf ein anderes Thema über. „Was ſagen Sie zu Luegers Erfolgen? Hat der richtig die größte Partei im Reichsrat zuſammengebracht! Der Mann iſt heute Königsmacher, er kann in das Kabinett entſenden, wen er will. Wer hätte das vor ein paar Jahren noch ge-

Digitized by Google

glaubt? Eines Tages werden wir in der Kaiserlichen Wiener Zeitung ein Handschreiben lesen: ‚Mein lieber Doktor Lueger, ich beauftrage Sie mit der Bildung eines Ministeriums.‘ Wer hätte das geglaubt?"

„Ich habe das schon vor zehn Jahren gesagt, Hochwürdigster."

„Wirklich? Aber leider, leider — seine Gesundheit ist dahin, sein Riesenkörper gebrochen. Daß er selber noch in das gelobte Land kommen wird, glaube ich nicht," sagte der Bischof.

„So schlimm steht es mit ihm?"

„Jawohl. Seine Intimsten geben ihm noch ein paar Jahre, nicht mehr. Er hat sich buchstäblich aufgerieben im Dienst der Öffentlichkeit. Sein Grundsatz, zum Volke zu gehen, es überall aufzusuchen und ihm die Botschaft zu bringen, die es lange nicht hören wollte, und die ihm von der gesamten Presse vorenthalten wurde, er hat sich ja bewährt, aber es war für einen Mann zu viel, was er sich zumutete. Seine Schüler, die jetzt zum Teil für ihn eintreten, können ihm die verlorene Gesundheit nicht wieder geben. Nun, er hat für Franz Ferdinand eine neue Generation erzogen."

„Dieser fühlt es auch und dankt es ihm," sagte ich. „Es wäre schade, wenn er nicht selber einst dessen erster Ministerpräsident sein könnte."

„Wer kann das wissen! Unser alter Herr ist zäh. Ein sechzigjähriges Regierungsjubiläum ist ihm sicher. Wer auf einem Posten steht wie ich, der weiß, was es heißt, zusehen

Digitized by Google

zu müſſen, wie eine ganze Generation um ihre Entfaltung kommt, weil der liebe Gott die Vordermänner geſund erſchaffen hat."

*

Einen der kühnſten politiſchen Schachzüge, die je auf dem Boden der Monarchie unternommen wurden, hat der alte Kaiſer gemacht. Er zog ſeinen kecken Springer, den General Fejervary, den er den Madjaren als Miniſterpräſident auf den Hals geſetzt hatte, zurück, und berief den Sohn Koſſuths ſamt ſeinen oppoſitionellen Genoſſen an die Regierung. Die beiſpielloſe Agitation, die ſie im Lande gegen die Armee und gegen „Wien" entfaltet hatten, war damit im Nu zu Ende und die politiſch Unmündigen meinten, der Kaiſer habe wieder einmal nachgegeben, er ſei der Beſiegte. Aber es wird ſich ſehr bald das Gegenteil erweiſen. Alle madjariſchen Parteien vereinigten ſich jetzt zu einer Regierung, es gibt keine Oppoſition mehr im Lande. Aber ſie übernahmen die Bedingungen: die Rekruten zu bewilligen, eine Wahlreform auf Grund des allgemeinen Stimmrechts durchzuführen, und ſo lange die Armeefragen von der Debatte auszuſchalten, bis ein neu gewähltes Haus da ſei. . . . Radikale Parteien, die ſich bisher tödlich befehdeten, gingen eine politiſch unſittliche „Koalition" ein, nur um regieren zu können. Und jetzt würgen ſie an dem unverdaulichen Biſſen, den der König ihnen zugeworfen und richten ſich zugrunde bei ihren Anhängern. Alle Schätze Indiens hatten ſie dieſen einſt für den Fall verſprochen, daß ſie zur Herrſchaft kämen und jetzt,

Digitized by Google

da sie am Ruder sind, stehen sie mit leeren Händen da. Der diesen Schachzug getan, kann alle Wonne des glücklichen Spielers kosten. Der Kossuthismus kann nur mit einem Riesenbankerott aus dieser Lage hervorgehen. Schon hat ihm der Gegner alle Bauern genommen, die sein Spiel deckten. Und im Belvedere ist man in bester Stimmung.

*

Der madjarische Sprachlehrer und Schloßkaplan des Belvedere hat seine Karriere rasch gemacht. Seine Hochwürden, Herr v. Lányi, ist Bischof in Ungarn geworden. Er verdient es, ich habe ihn sehr schätzen gelernt, aber sein glücklicher Aufstieg beweist doch mehr die Macht des Belvedere als seine besonderen Verdienste um die Kirche. Diese zu erwerben wird er jetzt Gelegenheit haben, er braucht in Ungarn bloß die Wahrheit zu verbreiten über den Thronfolger.

*

Der Erzherzog war an der Adria bei der Marine und da erfuhr er durch irgend einen Zufall, daß ich den Frühling auch einmal zu einer Fahrt nach unserer dalmatinischen Küste benützt hätte, daß ich in Ragusa wäre. Er fragte durch seinen Adjutanten telegraphisch an, ob ich ein paar Tage frei hätte für Korfu. Ich bejahte mit Freuden und wurde daraufhin eingeladen, den am zweitnächsten Tage nach dem Süden gehenden Dampfer zu benützen.

Digitized by Google

16.

Ausflug nach Korfu. — Was soll mit dem Achilleion geschehen? — Inkognito = Besichtigung. — Ein Tag auf Korfu. — Der Traum einer Kaiserin. — Auf der Insel Pontikonisi. — Gespräche über Balkanpolitik. — Besitzergreifung von Bosnien. — Sturm gegen Österreich. — Krieg? — Fürst Bülows Wort von der Nibelungentreue rettet die Lage. — Der Thronfolger überbringt den Dank des Kaisers nach Berlin. — Die Fürstin auch am deutschen Kaiserhofe als ebenbürtig empfangen. — Eindruck in Wien. — Herzogin von Hohenberg! — Wer ist Franz Ferdinand? — Seine Ahnentafel. — Mehr evangelische als katholische Ahnen! — Das Achilleion Eigentum des Kaisers Wilhelm.

An Bord der „Bohemia" traf ich den Adjutanten in Zivil, der mich erwartete, und alsbald stand ich auch vor dem Grafen von Hohenberg. Er trug einen hellgrauen Anzug, darüber einen leichten Mantel und sein Haupt bedeckte eine graue Kappe mit Schirm. Scheinbar erkannte ihn niemand, aber ich merkte gleich, daß der Kapitän sehr wohl wußte, wen er an Bord hatte, er kreiste fortwährend um uns herum. Das Publikum war international, orientalisch, man sah keine fünf deutschen Gesichter.

Digitized by Google

Der Inkognito-Ausflug war keine Laune des Augenblicks, der Graf von Hohenberg schien einen bestimmten Zweck mit ihm zu verbinden, den er mir aber nicht sogleich verriet. Er habe gedacht, es würde mich interessieren, das „Achilleion" der Kaiserin Elisabeth auf Korfu zu sehen, wenn ich schon hier wäre, sagte der Prinz. Und da riet er trefflich. Wir speisten an der gemeinschaftlichen Tafel, an der der Kapitän den Vorsitz führte, und eine kleine Schiffskapelle machte vor der Türe draußen ein schauerliches Konzert. Es sei beinahe amerikanisch, lachte der Graf von Hohenberg. Und beim schwarzen Kaffee erfuhr ich endlich, daß man bei Hofe nicht wisse, was man mit dem griechischen Besitz der verstorbenen Kaiserin anfangen solle. Er sei herrenlos, der Kaiser möchte ihn aber nicht verfallen lassen und in guten Händen wissen. Ob der Erzherzog ihn übernehmen wolle, sei gefragt worden. Und da gedachte er, sich das Ganze einmal anzusehen.

Die Fahrt war schön, das Meer ruhig, wenn auch ab und zu einmal ein Schnee- oder Eisgestöber von der Ostküste her über die Wasserfläche strich. Der April ist auch in diesen Breitegraden nicht viel anders als im Donautal. Die „Bohemia" fährt normal fünfundzwanzig Kilometer, sie kann aber auch dreißig in der Stunde leisten. Der Erzherzog wünschte nicht, daß sie es tue, der Fahrplan des Österreichischen Lloyd sollte um keine Minute verschoben werden.

Die Nacht war ruhig, und als wir vor Korfu erwachten, lachte uns ein wahrhaft hellenischer Morgen in die Kajü-

Digitized by Google

ten. Die Sonne schien warm und wir ließen unser Handgepäck und die Überröcke, die uns abends auf dem Oberdeck treffliche Dienste geleistet hatten, in das Hotel schaffen, in dem der Adjutant schon seine Bestellung gemacht hatte. Der Frühling, der in Ragusa noch ein unzuverlässiger Gast gewesen war, schien auf der Insel des Odysseus und der Nausikaa bereits in vollem Glanze eingezogen zu sein.

Zu Füßen der stolzen Felsen von Korfu, auf denen eine Zitadelle thront, lagert eine Stadt italienischen Charakters. Die hellen, grünen Fensterläden geben ihr ein freundliches Ansehen. Die engen, schmutzigen Seitengassen, über die von Haus zu Haus die Leinen gespannt sind, auf denen über unseren Häuptern die Leibwäsche der Korfioten im Winde flattert, schädigen den ersten Eindruck, aber sie können ihn nicht aufheben.

Das Überraschende auf dieser griechischen Insel, die von den herrlichsten Mythen der griechischen Sagenwelt umsponnen ist und die Homer zum Schauplatze des lieblichsten Idylls seiner Odyssee erwählt hat, ist zunächst die Tatsache, daß uns alles Italienisch anspricht. Die Barcarolen, die die Landung ausführen, die Ansichtskartenhändler, die als die ersten auf dem Schiffe sind, die Kutscher, die Kellner, die Führer, alle sind sie Italiener. Nur die bettelnden Kinder rufen uns griechisch an: „Lepta, Afentis!" „Lepta, Afentis!", was so viel heißt als: „Kreuzer, Herr!" Das vorherrschende italienische Element in Handel und Wandel ist ein Überbleibsel der Herrschaft Venedigs über Korfu, die ein halbes Jahrtausend währte. Und der ge-

Digitized by Google

flügelte Löwe von San Marco grüßt uns noch da und dort an der Zitadelle. Selbst die Engländer haben ihn während ihrer sechzigjährigen Herrschaft über Korfu respektiert und auch die italienische Amtssprache auf der Insel geduldet. Heute ist die Tünche wieder griechisch: Kerkyra heißt die Stadt und die Insel, alle Aufschriften, Gassennamen und Firmentafeln sind neugriechisch. Seit die Insel wieder heimgefallen ist an den hellenischen Staat wird hier nationale Kulturarbeit geleistet. Und der König von Griechenland wohnt in jedem Jahre einige Monate hier, in der Villa Reale, um in Korfu das Gefühl der Zugehörigkeit zum griechischen Staate zu kräftigen.

Wir gingen durch die Stadt, hielten uns aber gar nicht auf. Als wir vor einem Hause vorbeikamen, wo eine alte Hexe vor der Türe saß, ihrem Enkelchen das struppige Haar striegelte und die Läuse mit dem Nagel des Daumens knickte, machte der Erzherzog einen Seitensprung, der uns nicht wenig belustigte. Der Adjutant winkte einen Wagen, den der Erzherzog früher ablehnte, der uns aber wie ein Spürhund hartnäckig gefolgt war, herbei. Und wir fuhren rasch hindurch. Es ging auf einer staubigen Landstraße dahin, die aber alsbald in eine Olivenlandschaft führte. Die knorrigen, gespenstischen Bäume, von denen manche Stämme ein unheimliches Aussehen hatten, trugen reiche Früchte, sie standen vor der Ernte. Scharen bettelnder Kinder stürmten dem Wagen nach, so lange ihr Atem reichte, andere kamen uns entgegen und warfen sich in ihrem Eifer beinahe unter die Pferde, es mußten fort-

Digitized by Google

während kleine Münzen ausgestreut werden, um sie zu beruhigen. Als das Portemonnaie des Erzherzogs erschöpft war, halfen wir aus. Diese unerfreuliche Erscheinung wurde gemildert durch die Gaben, die die Kinder uns boten. Sie warfen uns Olivenzweige mit Früchten, Veilchen, Rosen und Wiesenblumen, mit rascher Hand vor unseren Augen gepflückt, in den Wagen und wir dankten gern für solche Grüße — so lange unser Nickel- und Silbervorrat reichte. Als wir fertig waren und dies andeuteten, blieben die erhitzten Bengel zurück.

Unser Ziel war der Vorort Gasturi, das Achilleion. Wie in eine Bucht fuhren wir in das Tal hinein, in dem sich die Straße leise hob. Orangenbäume, überreich mit goldigen Früchten behangen, lachten uns entgegen. Sie standen rings um eine Gastwirtschaft, und die Straße wendet sich dort nach links gegen den Bergrücken, der dunkel bewaldet ist. Wir sind zur Stelle und gehen zu Fuß die schön gebahnte Straße hinauf bis zur äußeren Anlage des Schlosses.

Ein italienisch sprechender Pförtner, der soeben Fremde herausläßt, begrüßt uns und wir treten durch ein Seitenpförtchen ein in den griechischen Besitz der Kaiserin Elisabeth. Dem Erzherzog, der voranging und auf den der Italiener sogleich lebhaft einzureden begann, stellte er sich als Verwalter und Gärtner in einer Person vor, und es zeigte sich, daß er auch Deutsch konnte. Sobald er auf seine zudringlichen Fragen erfahren hatte, daß wir aus Wien seien, redete er Deutsch. Der Erzherzog überließ ihn uns

Digitized by Google

und hielt kritische Umschau bei jedem Schritt. „Unechtes Material," sagte er leise zu mir. „Der Bau hat doch Millionen gekostet." Er schien ein wenig enttäuscht von dem Renaissancepalast, der da in gelber Schönbrunnertünche vor uns lag. Aber die Gesamtanlage auf dem höchsten Punkt des Bergrückens, der sanft zum Meere abfällt, entbehrte nicht der Großartigkeit. Unten die Bucht, in der die Jacht der Kaiserin ihren eigenen Hafen finden sollte, in der Ferne die schneebedeckten Gipfel der albanischen Berge — herrlich, herrlich dieser Blick über das griechische Meer. Der gewaltige Park fließt in edlen Linien dahin und der südliche Charakter der Vegetation hat etwas Berauschendes. Man wandelt in dem Augenblick, da man den Park betritt, unter Palmen und Cypressen und der Blick auf das Landschaftsbild zu unseren Füßen sucht seinesgleichen auf der Erde. Wer ihn genossen, begreift, daß eine Kaiserin in einer schwärmerischen Stunde den Wunsch empfand, hier zuweilen zu leben und daß sie ihn auch zu verwirklichen suchte. Dieser Sitz der hohen Frau erzählt uns Österreichern mehr von der Kaiserin Elisabeth als wir je von ihr erfahren haben. Das Schloß, der Park und alles drum und dran galt immer als ihr persönliches Werk. Leider war das Schloß leer, die pompejanisch ausgeschmückten Wände zum großen Teil kahl. Die nächsten Erben der Kaiserin haben es ausräumen lassen, unser Cicerone behauptete, es sei alles nach München geschafft worden. Viele der Wandgemälde, die den Sagenkreis von Korfu behandeln, konnten nicht fortgeschafft werden, manches plastische

Digitized by Google

Bildwerk blieb auch hier zurück, darunter eine große Anzahl von Marmorbüsten griechischer Dichter und Denker. Unter ihnen Shakespeare. Er ist der Flügelmann der ganzen Reihe, neben ihm Sophokles, Euripides, Platon. Hatte die Kaiserin ein Verhältnis zu diesen Geistern? Der Erzherzog meinte, da Shakespeare der einzige Nichtgrieche in der Gesellschaft wäre, dürfte die Auswahl eine persönliche sein. Und es war sicherlich kein Zufall, daß Lord Byron und Heinrich Heine ihre besonderen Denkmale im Park hatten. Warum gerade sie? Ja, das alles hatte ein persönliches Gepräge.

Unser Führer erzählte uns in der offenen Halle gegen den Park hin von der Kaiserin, und der Erzherzog hörte ihm aufmerksam zu. Sie sei nur drei- oder viermal auf Korfu hier gewesen, einmal mit dem Kronprinzen, dann immer allein. Und als der Bau endlich fertig war, da war der Kronprinz tot und das Ganze habe sie nicht mehr interessiert. Sie wäre ja eines Tages ganz plötzlich gekommen, ihr fertiges Werk zu sehen, aber sie habe mit ihrer Hofdame bei ihm drüben gewohnt, in dem Verwalterhäuschen, sie wollte nicht allein schlafen in dem großen, leeren Palast. Und nach drei Tagen fuhr sie fort, um nie wieder zu kommen.

„Und was hat hier Millionen gekostet?" fragte der Erzherzog.

„Euer Gnaden — der Park und die zehnjährige Arbeit. Und alles ist aus Italien gekommen. . . . Und Ihre Majestät ist auch viel betrogen worden. Hat alles über-

Digitized by Google

Schloß Achilleion auf Korfu

Digitized by Google

Digitized by Google

zahlt. Der ganze Berg war ein Olivenwald, hat zwanzig Herren gehabt. Und die Kaiserin wollte alles, wollte keinen Nachbar . . ."

„Trotzdem! Ist denn der Grund hier so teuer?"

„Gnädiger Herr, hier kauft man nicht Grund, hier kauft man Bäume. Jeder Baum hundert Lire."

„Oh!" sagte ich.

„Ja, das ist der Preis. Jeder Ölbaum trägt jährlich fünf Lire. Wir ernten zweimal. Und die Kaiserin hat sie einzeln zahlen müssen. Sie sind aber ausgeholzt worden und heute stehen Cypressen und Palmen da. Das hat viel Geld gekostet. Ist aber auch ein Paradies jetzt. Nicht wahr? Wir glauben immer, daß einmal der Kaiser kommt und alles wieder eingerichtet wird wie es war."

Der Erzherzog sah sich schweigend und prüfend das ganze Haus an und stieg dann mit uns in den Park hinab. Er fragte, ob wir allein bleiben könnten im Park, da sich Fremde gemeldet hatten und der ahnungslose Führer uns schon los sein wollte. Der Mann musterte uns und sagte: „Prego, prego".

Und wir schlenderten auf krummen Wegen durch den weiten üppigen Park hinab an die Meeresbucht. Bei einer Wegkreuzung standen wir plötzlich vor einem offenen Säulentempel. Und in ihm saß Heinrich Heine . . . Über dem Denkmal des Dichters liegt ein Zug des Friedens und tiefer Melancholie. Er ist als Kranker dargestellt, der sich von seinem Lager aufgerichtet hat, um einen Gedanken niederzuschreiben. Auf dem Blatte, das er in der Lin-

Digitized by Google

ken hält, stehen (in der Handschrift Heines ausgeführt) die Verse:

Was will die einsame Träne?
Sie trübt mir nur den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Aug' zurück.

Die Wahl dieser Zeilen hat, bei dem Gedanken an die Kaiserin, etwas Ergreifendes an sich. Und der Erzherzog wußte auch Bescheid über diese Wahl, er ergänzte uns die Worte des Cicerone. Als die Kaiserin zum erstenmal hier war, als junge Frau, wohnte sie dort drüben in der Villa Reale. Dort wohnte sie dann nach Jahren auch mit Rudolf und beide beschlossen den Bau. Auch der Kronprinz habe etwas von der Bauluft seiner bayrischen Vettern in sich gehabt. Aber als die Kaiserin wiederkam, um zu sehen wie weit ihr Werk gediehen sei, da war das Unglück von Mayerling schon geschehen. Und sie befahl, daß diese Zeilen auf das Denkmal des Dichters geschrieben würden. Im Auge der Mutter war die einsame Träne zurückgeblieben . . .

Als wir nach zwei Stunden wieder droben auf der Terrasse standen und uns noch einmal an dem Gesamtbild weideten, da sagte der Erzherzog: „Ja, das ist ein fürstlicher Besitz . . . Aber unfruchtbar — unfruchtbar . . . Das will gehegt und gepflegt sein. Wer kann das? Ich nicht."

Auf dem Rückwege vom Achilleion stießen wir auf eine Gastwirtschaft, die den Namen „La bella Vienna"

Digitized by Google

trägt. Ein findiger Korfiote, der sogar ein bißchen Deutsch spricht, hat sich hart neben dem Sitze der Kaiserin angesiedelt, und er findet seine Rechnung dabei. Kein Fremder geht an der „bella Vienna" vorbei, ohne dort ein Glas griechischen Weines getrunken zu haben. Die Orangen kann sich jeder selbst von den Bäumen pflücken. Auch wir kosteten seinen Wein, der schwarz war wie Tinte, aber er bekam uns nicht. „Zu schwer!" sagte der Erzherzog und wir konnten dem nur beistimmen.

Unsere Mittagstafel im Hotel bestand aus Hammelfleisch in verschiedenster Zubereitung, immer unter anderem Namen. Ein Humbugessen, das uns mehr erheiterte als sättigte.

Nachmittags stiegen wir zur Zitadelle hinauf, deren militärischen Wert der Erzherzog nur belächelte. „Es war einmal, es war einmal . . ." sagte er. Und wir stiegen über Stock und Stein hinab zur kleinsten aller jonischen Inseln, zur „Pontikonisi", die wir vom Strand aus, von einem Stein auf den anderen springend, beinahe trockenen Fußes erreichten. Ein einsames, gänzlich verlassenes Eiland, auf dem die Ruinen eines Klosters noch von einem stillen Mönch behütet werden, der vor der Tür des Kirchleins sitzt und seinen Rosenkranz in den Pausen betet, in denen keine Fremden kommen. Es ist die Toteninsel Böcklins. Hier schöpfte er die Anregung zu seinem berühmten Bilde.

Für uns gab es eine kleine Überraschung in dem Kirchlein, in dessen Vorraum eine schwärmerische italienische

Digitized by Google

Inschrift uns fesselte. Sie lautet zu Deutsch: „Elisabeth von Österreich ruhte hier; für sie hauchten die Lüfte milder, und gern bewahrt diese Klippe, die ihr Blumen bot, die Erinnerung an sie. 1861". Dieser Traum von Korfu reicht also weit zurück im Leben unserer Kaiserin, und es hat mehr als zwei Jahrzehnte gedauert, bis sie ihn verwirklichte.

Eine Barke trug uns durch die stürmische abendliche Brandung des Meeres nach dem Hafen zurück. Beim Abendessen durfte ich meine aus Gregorovius und Alexander von Warsberg geschöpfte Weisheit über Korfu vortragen, und ich wollte den Erzherzog durchaus für das Achilleion erwärmen. Auch der Adjutant, ein hochgebildeter Offizier, war begeistert von dem Besitz. Aber es gelang uns nicht, den Gedanken der Unfruchtbarkeit zu besiegen. Solche fressende Besitzungen habe er ja, sagte der Erzherzog, in Italien! Und die mußten erhalten werden. Wenn wir jemand wüßten, der ihm die Villa Este abnehme, wolle er sich des Achilleions annehmen. Beides? Nein.

Gregorovius hatte Korfu eine Flottenstation der Weltgeschichte genannt und das Wort gefiel dem Erzherzog ausnehmend. „Ich wollte, diese Flottenstation gehörte dem Kaiser. Wir würden sie zum Gibraltar der Adria ausbauen, das sie einmal gewesen sein soll," bemerkte er.

Am nächsten Tag nahm uns ein Lloydschiff auf nach der Heimat, ich landete in Ragusa, der Erzherzog und sein Begleiter fuhren nach Pola weiter und nach Brioni.

Digitized by Google

In den vier Tagen, die ich in der Nähe des Erzherzogs verbrachte, wurde auch über die öffentlichen Angelegenheiten manches gesprochen. Ministerium auf Ministerium hatte sich abgenützt an den Wahlrechtskämpfen und dem neuen Ausgleich mit Ungarn, wir waren jetzt in Österreich im Besitze des Allgemeinen Stimmrechtes, aber der Thronfolger hatte kein Vertrauen zu demselben. Er hielt nichts davon und erwartete die Gesundung nicht, die man sich versprach . . . Die Verjüngung der Türkei hatte sich etwas stürmisch vollzogen und die Balkansorgen Österreichs erwachten aus ihrem Schlummer. Was wird mit Bosnien und der Herzegowina sein? Wir haben die Provinz vor dreißig Jahren im Auftrag Europas besetzt, haben ihr den Frieden gegeben und sie in den Kulturkreis der Monarchie einbezogen und jetzt munkelt man, daß wir sie am Ende verlieren könnten, wenn die Türkei sich ermanne. Sie will sich einen Reichstag geben, will Wahlen anordnen. Wer ist Herr in Bosnien? Nominell der Sultan, tatsächlich Franz Joseph. Der Erzherzog deutete uns an, daß sich da etwas Überraschendes begeben werde. Wir werden die Annexion vollziehen, ehe irgend eine Verlegenheit eintrete. Es werde Krawall geben, aber mag es immerhin, wir können nicht warten, bis unsere Bosniaken ihre Abgeordneten wählen und nach Konstantinopel schicken.

Mir waren die Balkanfragen nicht geläufig und ich erfuhr da manches Neue. „Wer wird sich auflehnen?" fragte ich, „wenn aus einem Provisorium ein Definitivum gemacht würde?"

Digitized by Google

„Wer?" lachte der Erzherzog. „Lieber B.," sagte er zu seinem Begleiter, „da ertappen wir den Professor endlich bei einem Thema, von dem er nichts versteht." Und zu mir gewendet fuhr er leiser fort: „Serbien! Und sein Patron, Rußland, werden Lärm schlagen. Sehen Sie nicht das böse Spinnennetz, das sich da vom Südosten über unsere Köpfe hinzieht? Man hat die Dynastie Obrenovics, die mit Österreich befreundet war, durch einen scheußlichen Mord ausgerottet in Serbien und uns eine dem Zaren unbedingt ergebene Dynastie hingesetzt. Warum? Wir ahnen es. Seitdem die neuen Männer in Serbien regieren, wird da eine leidenschaftliche antiösterreichische Propaganda betrieben. Und Bosnien ist das Ziel; ein Großserbien soll geschaffen werden. Der Zar will es. Dem entgegenzutreten, wenn auch nur mit einem diplomatischen Schachzug, ist es jetzt an der Zeit."

„Krieg um Bosnien?" fragte ich betroffen.

„Sie werden sich's überlegen!" erwiderte er.

*

Der Fürsterzbischof von Wien war gestorben, der greise Dr. Gruscha, der dem Thronfolger einst, bei seiner Verzichtleistung für seine Nachkommen, den Eid abgenommen hatte auf das Evangelienbuch.

Wer wird sein Nachfolger werden? Ganz Wien sagt: Es gibt nur Einen! Niemand zweifelt daran, daß Bischof Marschall es werden wird. Warum sollte ich es tun? Ich weiß es nicht, aber mich befällt ein unbehagliches Gefühl bei

Digitized by Google

dem Gedanken. Ich möchte die Fürstin Hohenberg nicht zum Feinde haben . . .

*

Rascher als ich ahnen konnte, haben sich die Worte des Erzherzogs erfüllt. Der Kaiser hat seine Herrscherrechte auch auf Bosnien und die Herzegowina ausgedehnt. Er tat es als König von Ungarn, das einstmals, in grauer Vorzeit, Bosnien besessen haben soll. Von Budapest ist das Dekret datiert.

Oh! Oh! Oh! Hat man denn vergessen, daß auch Prinz Eugen als kaiserlicher Generalissimus in Sarajewo einst einzog? Will man diese Provinz an die Länder der ungarischen Krone angliedern? Doch das sind innere Fragen.

Sturm in der Presse Europas. In Belgrad speit man Feuer und Dreck gegen uns. Gelassener verhält sich nur die Türkei. Sie wird sich abfinden damit, daß wir ihr die alten bosnischen Staatsgüter in Barem bezahlen. Sankt Petersburg ermuntert Serbien, es tut geheimnisvoll, droht wohl gar . . . England und Frankreich sekundieren, sie behandeln uns wie Räuber.

Was soll das werden?

Wir haben dreimalhunderttausend Mann mobilisiert, Bosnien starrt von Bajonetten.

*

Die Türkei hat unsere Annexion als erste Macht anerkannt! Sie nahm das unverhoffte Geschenk von vierundfünfzig Millionen — so viel zahlten wir für ihre Staats-

Digitized by Google

güter — für eine längst verschmerzte Provinz und sagte Ja und Amen.

Nun schlugen wir auf den Tisch und forderten von Serbien, daß es erkläre, es sei keines seiner Rechte verletzt worden durch diese Besitzergreifung und es stehe ihm keinerlei Anspruch auf eine „Kompensation" zu.

Es weigerte sich, es tobte und drohte und die Russen rasselten und rüsteten an unseren nördlichen Grenzen. England und Frankreich wurden immer lebhafter, sie spielten mit dem Feuer.

Franz Ferdinand stand in diesen schweren Tagen eisenfest hinter dem Kaiser, er nahm Teil an allen Beratungen, er überwachte alle militärischen Maßnahmen.

Der Frühling 1909 schien den großen Krieg bringen zu sollen und Fürst Bülow erklärte im deutschen Reichstag mit aller Entschiedenheit, daß das Reich in dem bevorstehenden Streit mit seiner ganzen Macht an der Seite Österreich-Ungarns stehen werde.

Das geschah am 22. März. Und wie ein Donnerschlag wirkte sein Wort von der Nibelungentreue. Das war die Treue in Not und Tod.

Wir jubelten in Wien, und unsere Söhne, die den Winter an der serbischen Grenze verbrachten, riefen Heil! dem deutschen Kaiser. Sie brannten auf diesen Krieg.

Aber siehe, drei Tage nach Bülows Erklärung anerkannte Rußland die Annexion und acht Tage später gab Serbien zähneknirschend die Erklärung ab, die wir gefordert hatten.

Digitized by Google

Die Wissenden sagten, das sei Franz Ferdinands erster Sieg gewesen.

*

Es folgte diesem Siege alsbald ein zweiter, aber den erfocht er für die Fürstin. Der Erzherzog-Thronfolger wurde nach Berlin entsendet, Kaiser Franz Joseph wollte dem Bundesgenossen seinen Dank für die Rettung des Friedens in aller Form aussprechen lassen.

Und der Thronfolger nahm seine Gemahlin mit an den Berliner Hof. Und das deutsche Kaiserpaar nahm sie genau so gütig und selbstverständlich auf wie das rumänische Königspaar sie aufgenommen hatte. Man wunderte sich im Wiener Obersthofmeisteramt und im Ministerium des Äußeren nicht wenig über diesen Schritt des Erzherzogs, der ganz persönlich mit Kaiser Wilhelm vereinbart worden sein mußte. Es war ein Handstreich. Der deutsche Kaiser hätte nicht der Staatsmann und Menschenkenner sein müssen, der er ist, wenn er dem Freunde diesen Herzenswunsch nicht mit Freuden erfüllt haben würde. Selbst wenn es höfische Bedenken gab, mußten sie überwunden werden.

Im Triumph kehrte die Fürstin von Berlin heim. Dort war sie ebenbürtig? Der deutsche Kaiser reichte ihr, die in Wien an die Kämmerer verwiesen wurde, den Arm?

Und die Wirkung dieses Ereignisses pflanzte sich fort — Kaiser Franz Joseph erhob die Fürstin zur Herzogin von Hohenberg und gab ihr das Prädikat Hoheit.

Digitized by Google

Neun Jahre hatte sie gewartet auf diese Gnade des Kaisers, all ihren Gegnerinnen zum Trotz hatte sie sich durchgesetzt. Aber diese Gegnerinnen warfen sich neuerlich auf das Studium der Rangliste des Hofes, um kritisch festzustellen, wohin die Herzogin jetzt gehöre und was man ihr wohl noch anhaben könne . . .

*

Wer ist Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este?

Eine seltsame Frage, aber sie ist berechtigt, da jetzt ein junger Gelehrter den Versuch unternommen hat, seine Ahnentafel aufzustellen. Ottokar Lorenz hat der Wissenschaft der Geschlechterkunde einst neues Leben zugeführt durch sein Lehrbuch der Genealogie, und seit einigen Jahren haben sich auch die naturwissenschaftlichen Kreise mit dem Ahnenproblem beschäftigt, es ist den Biologen und den Soziologen, den Völkerpsychologen und den Ethnographen wichtig geworden. Jeder Hausarzt bekümmert sich heute um die Blutmischung und die Abstammung seiner Patienten, und die Dichter dramatisieren schon die erbliche Belastung von Hinz und Kunz. In solch einer Zeit muß man der Ahnentafel eines künftigen Kaisers ein besonderes Interesse entgegenbringen. Wenn es wahr ist, daß die Geister unserer Vorfahren in uns spuken, daß ihr Blut auf unser Denken und Fühlen so großen Einfluß übe, dann gibt es viele Fragen, die da zu stellen wären. Das Haus

Digitized by Google

Herzogin von Hohenberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Habsburg-Lothringen hat sich in einem seiner Zweige mit dem letzten Sprossen des italienischen Fürstenhauses der Este verbunden. In welchem Maße sind die vereinigten drei Häuser mit den noch heute regierenden Häusern verwandt? Und welcher Religion, welcher Nationalität gehören diese Ahnen in ihrer Mehrheit an?

Franz Ferdinand hat 2047 Ahnen, die auf elf Generationen zurückverfolgt worden sind. An der Spitze dieser Reihe steht er selbst als Deutscher. Ist er zufällig ein solcher oder hat er deutsches Blut in den Adern? Unter den Vorfahren des Thronfolgers von Österreich-Ungarn befinden sich so ziemlich alle jene europäischen Völker, die eigene Staaten bildeten und eigene Fürsten gehabt haben; er ist mit ganz Europa verwandt. Aber, fragen wir, mit welchen noch heute regierenden Familien? Seine Ahnentafel weist aus: 48 Wittelsbacher, 40 Nassauer, 29 Hohenzollern, 28 Hessen (Brabanter), 27 Capetinger, 23 Habsburger, 23 Welfen, 19 Lothringer, 19 Wettiner, 19 Oldenburger, 14 Reussen, 12 Askanier, 10 Savoyer, 5 Waldecker, 1 Schwarzburger, 1 Lippe. Der Verfasser der Ahnentafel stellt fest, daß dem Bekenntnis nach die Evangelischen in dieser Liste überwiegen. Aber sie sind fast immer katholisch geworden, um die Verbindung mit dem mächtigeren Hause eingehen zu können.

Größer als in jedem anderen Hause ist im Habsburgischen der Ahnenverlust, das heißt, es haben zu oft Mann und Frau dieselben Ahnen. Kaiser Wilhelms Ahnentafel z. B. weist 98 solche Verluste auf, die Franz Ferdinands

Digitized by Google

aber 114. Der Kreislauf des Blutes ist in beiden Häusern eng, die Verwandtenehen sind zu zahlreich.

Und welcher Nationalität gehört Franz Ferdinand nach strengster wissenschaftlicher Prüfung zu? Wir nehmen die Muttersprache als Grundlage an, da sie ja von der statistischen Wissenschaft allerorten zum sichersten Anhaltspunkt gemacht wurde. Die Ahnentafel geht vom Lebenden aus und verfolgt die Reihe nach rückwärts. Und da stoßen wir bei Franz Ferdinand alsbald auf italienischen und spanischen Bluteinschlag, dann folgt französisches und polnisches Blut — aber unendlich überlegen bleibt das deutsche. Der Thronfolger hat nach der Muttersprache folgende Ahnen: 196 Italiener, 124 Franzosen, 89 Spanier, 52 Polen, 47 Dänen, 24 Niederländer, 10 Engländer, 6 Schweden, 2 Rumänen, 1 Madjaren — aber 1486 Deutsche.

Die Frage, wer Franz Ferdinand ist, wird durch diese Ahnentafel*) in einwandfreier Weise beantwortet. In seinen Adern fließt das edelste Blut Europas und die Reihe seiner Vorfahren reicht lückenlos bis zu Karl dem Großen hinauf. Das ist nämlich der Stolz des Herausgebers, daß er keine Lücke hat. Das vollständigste Werk dieser Art, die Genealogie der Markgrafen von Baden, hat noch immer sechs Lücken, die des Kaisers Wilhelm II. sogar siebzig.

Wenn in Franz Ferdinands Blut der Geist seiner Ahnen lebendig blieb, dann hätten wir in ihm einst einen Herrscher zu erwarten, der dem deutschen Volke am näch-

*) Bearbeitet von O. Forst (Verlag von Halm & Goldmann in Wien und Leipzig.).

Digitized by Google

sten steht, aber keinem anderen ganz fremd ist. Und auch an religiöser Duldsamkeit dürfte es ihm nicht fehlen. Der „Geist der Ferdinande", den man in ihm wittert, müßte diesem Fürsten fremd sein, der so viele evangelische Ahnen zählt . . .

*

Welch eine reizende Überraschung! Der deutsche Kaiser hat das Achilleion angekauft! Das ist die schönste Lösung des Problems, die man sich denken konnte. Wie wohl wird solch ein Heim im Süden dem deutschen Kaiserhause tun! Auf klassischem Boden, in einem Lande, dessen Kronprinzessin die Schwester Kaiser Wilhelms ist. Es war nichts Besseres auszudenken für das verwaiste Schloß der Kaiserin Elisabeth. Jetzt wird der fürstliche Besitz erst fruchtbar werden. Mir aber wird es eine liebe Erinnerung sein, ihn, wenn auch schon beschädigt, doch noch mit dem persönlichen Gepräge der Kaiserin Elisabeth gesehen zu haben. Er war das Werk ihrer Phantasie, die Verwirklichung einer ihrer Träume.

Franz Ferdinand hat das Achilleion verschmäht, aber er hat es aus dem Dunkel gehoben und half mit, ihm eine Zukunft zu sichern, die seiner würdig ist.

Digitized by Google

17.

Konopischt. — Freundschaft mit dem deutschen Kaiser. — Mitarbeit am Staate. — Des Kaisers ungarische Schachpartie gewonnen. — Die Forderungen der Armee voran! — „Wien" zahlt den Preis, den Graf Tisza fordert. — Die Enttäuschten im Belvedere. — Genesung des erkrankten Kaisers. — Wer wird Fürsterzbischof von Wien? — Dank vom Hause Österreich. — Bischof Marschall pilgert nach dem heiligen Lande. — Sein Grab in der Votivkirche. — Die Herzogin macht sich geltend. — Ein Wink an die Deutschen. — Abwehr gegen Klatsch. — Franz Ferdinands Familiengruft.

Es gab wieder friedliche Arbeit zu verrichten für den Erzherzog nach der überwundenen Annexionskrise, die uns alle erfrischte. Hatten wir doch eine ganz stille, aber zähe, zielsichere Mobilisierung durchgemacht. Mehr als zehn Kaisermanöver sei das wert gewesen, versicherte mir der Erzherzog. Ein Heidengeld habe die Sache gekostet, aber sie sei es wert. Er begann jetzt Konopischt auszubauen und nach großen Plänen zu arbeiten. Vormittags war er nur der tätige Landedelmann, der Verwalter seiner Scholle, am Nachmittag gehörte er seiner Familie und etwaigen Gästen, der Abend war den ihm übertragenen Staatsge-

Digitized by Google

K. k. Hofphotograph
C. Pietzner, Wien

Erzherzog Franz Ferdinand (40 Jahre alt)

Digitized by Google

Digitized by Google

schäften gewidmet. Kuriere aus Wien waren fast immer unterwegs. Seine größte Leidenschaft aber blieb die Jagd. Er übte sie mir freilich viel zu massenmörderisch aus; nur wo es „der Mühe wert" war trug er seine Büchse hin. In der Lobau bei Wien wütete er manchmal in dem überschüssigen Rotwild. Aber es kamen darüber so lächerlich übertriebene Ziffern in die sozialdemokratische Presse, daß man ihn nicht in Schutz zu nehmen brauchte, diese Gehässigkeiten richteten sich von selbst, indem sie die Heiterkeit aller Leute vom grünen Rock entfesselten. Es tobte sich viel überschüssige Kraft und Energie in diesen Jagden aus, sie waren häufig eine Entladung seines Inneren. Eine Freude waren ihm immer die politischen Jagden mit dem deutschen Kaiser, den er in Eckartsau und in anderen Revieren zu Gast hatte. Von ihnen kam er meistens mit allerlei Zündstoff geladen heim. Wenn man Gelegenheit hatte, ihm nach einer solchen Zusammenkunft zu begegnen, erfuhr man leicht etwas Besonderes. Der deutsche Kaiser führte ihn namentlich in die Irrgänge der auswärtigen Politik ein. Diese war ihm in den ersten Tagen der Annexionskrise ein wenig zugänglich geworden, sonst hielt man ihn fern von ihr. Absichtlich fern, er fühlte es. Und das verdroß ihn wie oft. Da griff der deutsche Kaiser, der ihm allmählich ein Freund und Bruder geworden war, wohltätig ein. Und man mußte es im Wiener Ministerium des Äußern oft genug empfinden, daß der Thronfolger gar merkwürdig gut unterrichtet war. Die großen diplomatischen Gesichtspunkte der Bündnispolitik waren ihm ge-

Digitized by Google

läufiger als so manchem Zünftigen, der am Webstuhl der Zeitgeschichte zu sitzen meinte. Und er tat oft Äußerungen in seinen vier Wänden, die noch heute nicht wiederzugeben sind. Als Deutschland seinen Marokkostreit auszufechten hatte, raste er über die „kalte Hundeschnauze", die auf dem Wiener Ballplatz die Geschäfte führte. Aber es war ihm jede Möglichkeit genommen, Einfluß zu üben. Er konnte dem Freunde in Berlin nur seine privaten Gefühle zum Ausdrucke bringen. Und dieser dankte es ihm. Kaiser Wilhelm sah den Bündnisgedanken so tief eingewurzelt im Gemüte des Thronfolgers, daß er getrost sein durfte. Dieser Anker hielt.

Der Winter fand den Erzherzog in Wien am Werke. Seitdem das Kriegsgerassel gegen uns stattgefunden hatte, waren seine Bemühungen für den Ausbau der Armee und der Flotte nicht mehr so unfruchtbar wie früher. Er war die treibende Kraft hinter den Kulissen, er setzte die Männer, die seine Ideen vertraten, überall durch. Der Kaiser war achtzig geworden und die Bedeutung des Thronfolgers wuchs. Aber es sollte niemand merken, was er bedeutete. Und er blieb der glücklichen Hauspolitik treu, die er seit Jahren übte, er ließ dem greisen Träger der Krone allen Glanz und leistete die stille Arbeit, die ihm zukam. Die Höflinge sorgten dafür, daß ihm nicht alles zukam, wonach es ihn gelüstete. Armee und Flotte, ja. Aber sonst? Man spürte sogar hinter ihm her, ob er sich nicht indirekt zuviel Einfluß sicherte. In Ungarn war die „Koalition" der madjarischen Parteien — ein politisch ganz

Digitized by Google

unmoraliſches Gebilde — ſchmählich zuſammengebrochen. Sie hatte nichts geleiſtet für den Staat, hatte „Wien" alles bewilligt, was es wünſchte, hatte ſich aber der Wahlreform entzogen, ſie hintertrieben. Was der König den Völkern verſprach, ſollte ſich nicht erfüllen. So war ein Plan gelungen, den man beinahe grauſam nennen könnte: der Koſſuthismus war nach unten kompromittiert, und die mit ihm gingen, hatten ſich nach oben unmöglich gemacht. Dieſe Partie war für den Wiener Hof gewonnen. Aber es wurden fünf Jahre für die großen Wehrvorlagen verloren. Sie waren ſchon vor zehn Jahren verhindert worden und dann hatte man ſie ausſchalten müſſen für die Zeit der Koalitionsregierung.

Jetzt war der Augenblick gekommen, die Wehrvorlagen in Ungarn durchzuſetzen. Und Graf Stefan Tisza übernahm dieſe Aufgabe, er trotzte ſie mit allen in einem Verfaſſungsſtaat denkbaren Gewaltmitteln durch, die kompromittierte Oppoſition hatte das Land nicht mehr hinter ſich, ſie brach völlig zuſammen.

Aber der Preis? Der Erzherzog-Thronfolger war kein unbedingter Verehrer des allgemeinen Wahlrechts, doch in Ungarn hielt er es für nötig. Und jetzt mußte man Tisza den Preis zahlen, den er forderte: Die Freiheit, eine Wahlreform zu ſchaffen, wie ſie ihm dienlich ſchien, kein allgemeines Stimmrecht! Der König zahlte dieſen Preis, und die Hoffnungen der anderen Völker Ungarns brachen wieder einmal zuſammen.

Das war keine geringe Aufregung im Belvedere.

Digitized by Google

Wichtiger als alles erschien auch dem Thronfolger die volle Befriedigung der Armee und der Flotte. Aber er hatte gehofft, daß dies mit Hilfe eines neuen Reichstages, in dem die Nationalitäten ein gewaltiges Wort mitredeten, erreicht würde. Tisza erbrachte den Beweis, daß es auch ohne jene gehe. . . .

Er gewann die Partie gegen den Thronfolger und seinen Kreis, den er sehr wohl kannte. Er hatte immer seine Aufpasser in Wien.

Die Vertreter der Nationalitäten wurden eines Tages ins Belvedere beschieden und um ihre Ansicht befragt über die Lage. Ein Deutscher, zwei Rumänen, ein Slowake. Der ausgezeichnete Vorsteher der erzherzoglichen Militärkanzlei, ein soldatischer Staatsmann mit dem Doktorgrad, hielt ihnen einen Vortrag über die glückliche Wendung, die in Ungarn dadurch eingetreten sei, daß man eine fünfzehnjährige Obstruktion der militärischen Forderungen niedergerungen habe. Die Herren werden einsehen, daß das nicht umsonst zu haben war. Der Erzherzog lasse sie bitten, sie möchten ihre eigenen Forderungen vortragen und ihm vertrauen. Es werde auch ihre Zeit kommen.

Die Stimmung war gedrückt, aber es verschloß sich keiner der Männer der Einsicht, daß das Erreichte unendlich wichtig sei. Der Balkankrieg, der ausgebrochen war, rechtfertigte vieles. Sie mußten wünschen, daß die Monarchie gerüstet sei. Dafür wäre kein Preis zu hoch. Aber es tauchte der Vorschlag auf, daß man sie bevollmächtige, dem Wahlgesetzentwurf Tiszas, den er jetzt durchpeitschte, einen

Digitized by Google

anderen entgegensetzen zu dürfen, den sie selber ausarbeiten und dem Herrn Erzherzog unterbreiten wollten.

„Das ist ein ausgezeichneter Gedanke," erwiderte der Vertrauensmann des Thronfolgers, „leisten Sie diese Arbeit, sie wird Seiner Kaiserlichen Hoheit höchst willkommen sein. Aus seiner Mappe kann sie auferstehen, sobald die Zeit dafür gekommen ist."

Der Deutsche übernahm es, den ersten Entwurf zu verfassen. Ein Rumänenführer erhielt die Aufgabe zugeteilt, eine Wahlkreiseinteilung, die allen Wünschen der Nationalitäten entsprach, zu schaffen.

Als man auseinanderging, waren alle leidlich zufrieden.

Der Slowake nur grollte und murrte: „Warten! Warten! Warten, bis unsere Schädel kahl sind und unsere Knochen mürbe . . . Wir erleben's nicht."

*

„Der Kaiser ist krank!"

Die Botschaft flog von Mund zu Mund und im Belvedere hielt man den Atem an.

Krank? Krank?

Ein böser, hartnäckiger Katarrh. Wenn nur keine Lungenentzündung daraus wird!

An einem rauhen, regnerischen Herbsttag geleitete der hohe Greis einen Gast nach dem windigen Penzinger Bahnhof. Und er lehnte den Mantel ab, den der Kammer-

Digitized by Google

diener ihm reichte. Seitdem hustete er und seine Nächte sind fieberisch und schlaflos.

Im Belvedere war Bereitschaft. Man schlief auch dort nicht.

Aber nach zehn Tagen wandelte der Kaiser wieder im Schönbrunner Reservegarten und sonnte sich aus.

*

Wien hatte in dieser Zeit wieder sein Ereignis. Unser Bischof war nicht auf den fürsterzbischöflichen Thron gestiegen, er wurde gewogen und zu leicht befunden. Der Stellvertreter des greisen Kardinals, den man nicht ohne Bedacht nach Wien berufen hatte, predigte hier die strengere kirchliche Richtung, er machte Kirchenpolitik, er organisierte die Frauen, und das Belvedere schlug sich auffällig zu ihm. Da wußte unser Bischof bald, daß er das Hochziel seines Lebens nicht erreichen werde. Aber man glaubte es noch immer nicht. Ganz Wien liebte ihn, jedermann wußte seit zwanzig Jahren, daß er der künftige Wiener Erzbischof sei. Er hatte den Hof, den Hochadel und das Volk für sich.

Er wurde es nicht. Denn es gab eine mächtige Frau, die ihn haßte und auch der Gemahl dieser Dame hatte ihm den Eifer nie vergessen, den er an die Zerstörung seines Eheplanes wendete.

Aber hatte er denn nicht einen allerhöchsten Auftrag erhalten für jene Sendung? Das nützte ihm nichts. Man bewies dem alten Kaiser, daß dieser „geistliche Bonvivant"

Digitized by Google

kein Kirchenfürſt wäre für die heutigen gottloſen Zeiten. Wien bedürfe einer ſtrengeren Hand.

Es gab Lärm. Die geſamte Öffentlichkeit ſtand auf der Seite des Gedemütigten. Abordnungen aus allen Kreiſen kamen zu ihm und gaben ihrer Entrüſtung Ausdruck, liberale Zeitungen widmeten ihm Leitartikel (was ihm nicht nützte), ſelbſt Dr. Lueger ſetzte ſeine guten Beziehungen zum Belvedere aufs Spiel und äußerte ſeinen Unmut über das Geſchehene. Seine ganze Partei, die man in gewiſſen Blättern klerikal nannte, gab dem neuen Fürſterzbiſchof zu erkennen, daß ſie ſeine Ernennung mißbillige. Sie bekannte ſich zu dem Manne, der dem Wiener Weſen näher ſtand.

Aber das alles nützte gar nichts.

Der Biſchof Marſchall ging nach wie vor erhobenen Hauptes durch die Straßen von Wien und blieb der Liebling aller, innerlich war er gebrochen und zerſchlagen. Er entzog ſich ſeinen kirchlichen Pflichten bei Sankt Stephan, er wollte dem Manne nicht begegnen, dem er geopfert worden war, er hatte ſeine Ruhe verloren und ſein ſeeliſches Gleichgewicht. Als alter Mann unternahm er die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, vielleicht fand er dort ſeine Ruhe wieder. Ich erkannte ihn kaum, als er mir die Hand beim Abſchied drückte.

„Eines habe ich nicht laſſen können," ſagte er, „und ich bereue es ſchon jetzt: ich habe aller Welt erzählt, wie man nicht Fürſterzbiſchof wird. Aber hat ſie es nicht verdient?"

Ich kann ſein Lebensbild hier abſchließen. Er kam

Digitized by Google

nach Monaten beruhigt und geläutert aus dem heiligen Lande zurück, aber müde und alt. Einen Bart ließ er sich wachsen wie ein orientalischer Patriarch und Wien erkannte ihn nicht wieder. Und er ist bald darauf gestorben. Sein letzter Wille brachte noch eine Überraschung — er verlangte, in der Votiv-Kirche begraben zu werden, deren erster Propstpfarrer er gewesen. Das verstieß gegen alle heutige Übung, das wird keinem Pfarrer irgendwo gewährt, ihm aber wagte man es nicht zu verwehren. Ganz Wien hätte auch für den Toten noch Partei genommen. Und so kehrte er zurück an die Stätte, an der er einst glücklich war und hochgeehrt.

*

Mit der Erhebung zur Herzogin begann im Leben der Gemahlin des Thronfolgers eine neue Epoche. Fast zehn Jahre spielte sie die Dulderin, der immer ein Unrecht geschah. Wohin sie ihren Fuß setzte bei Hofe gab es irgend eine kleine oder große Demütigung für sie. Das zu ertragen schien sie nicht mehr geneigt. Sie war die beste Mutter ihrer Kinder, die treueste Gattin, die sparsamste und frömmste aller Frauen, aber sie wollte mehr sein. Sie erschien an der Seite ihres Gemahls in den Hoflogen der Wiener Hof- und Privatbühnen, er geleitete sie am Arme nicht nur auf den Flottenvereinsball, dessen Protektorat er übernommen hatte, sie nahm an seiner Seite die Taufe großer Schlachtschiffe an der Adria vor, es wurden sogar Schiffe nach ihr benannt. Und der Erzherzog

Digitized by Google

ſetzte es durch, daß ſie von nun ab den Familiendiners, die im engſten Kreiſe manchmal beim Kaiſer ſtattfanden, beigezogen wurde. Als ſie zum erſtenmal wieder auf einem Hofball erſchien, da ſah man, daß ſie nunmehr die Erſte war hinter der jüngſten Erzherzogin. Zwiſchen der kaiſerlichen Familie und ihr ſtand niemand mehr. Die Frage ihres Kavaliers war aber immer noch nicht gelöſt, noch reichte Ihrer Hoheit kein Erzherzog den Arm. Das mußte erkämpft werden. Und als es einmal geſchah und ein nächſtes Mal nicht, da ſetzte es neuerlich ſchwere Konflikte. Hofbälle mußten abgeſagt werden, weil höchſte Damen ſtreikten, wenn die Rangordnung willkürlich gehandhabt würde, und da dieſe höchſten Damen dem Kaiſer am allernächſten ſtanden, fand überhaupt kein öffentliches Feſt bei Hofe mehr ſtatt. Der alte Kaiſer war der Nervenkriſen müde in ſeinem Hauſe.

Eine Silbe nur fehlte der Herzogin noch zur Erzherzogin, aber die blieb ihr ewig unerreichbar. Kein Gott konnte ſie ihr verleihen.

Ihr Eroberungszug bei Hofe kam plötzlich wieder zum Stillſtand, alle Erzherzoginnen waren gegen ſie, nicht eine einzige hatte ſie in all den Jahren gewonnen. Dem Publikum aber blieb ſie gleichgültig, das war nicht zu ändern.

*

In dieſer Zeit neuer Verſtimmungen war ich einmal ins Belvedere berufen worden. Es handelte ſich um einen

Digitized by Google

vertraulichen Wink an die deutschen Parteien. Ich sollte eine der feinsten politischen Federn, die wir in Wien hatten, veranlassen, darüber zu schreiben, daß es doch höchst unklug sei von den deutschen Parteien, die Christlichsozialen hochmütig zu behandeln, so, als ob sie nur Deutsche zweiten Grades wären. Der Thronfolger lege Gewicht darauf, daß man es wisse, daß er die Deutschen einst hinter sich haben wolle, aber die katholischen Deutschen müßten im Mittelpunkt dieser Gruppierung stehen können, sie dürften nicht bloß geduldet sein wie jetzt. Der arme kranke Lueger, sagte der Erzherzog, kränke sich, daß er diesen Hochmut der Deutschnationalen nicht überwinden könne.

Diese Sendung war mir nicht unwillkommen, denn ich hatte meine Beziehungen, ich konnte den Artikel veranlassen, den der Thronfolger wünschte und seine Ansichten auch persönlich verbreiten. Aber ich fragte resolut, was ich den Deutschen über seine Stellung zum böhmischen Problem sagen könne. Darüber wäre man ganz und gar unorientiert.

„Lieber Professor, darüber bin ich selbst unorientiert. Es erscheint mir ein Ausgleich von Volk zu Volk das allerbeste. Gelingt er in einem bestimmtem Zeitraum nicht, dann müßte ein energischer Schritt geschehen. Keinesfalls darf ein Atom des dermaligen deutschen Besitzstandes verloren gehen, im Gegenteil, wir müssen dereinst zur gesetzlichen deutschen Staatssprache vordringen. Die Einheit, die ich in der Armee fordere, die muß ich auch in der Verwaltung fordern. Wir müssen trachten, zusammenzu-

Digitized by Google

kommen und nicht auseinander. Das sind meine Elementargrundsätze. Im einzelnen läßt sich ja reden und handeln."

„Das darf ich weitersagen, Kaiserliche Hoheit?"

„Nein! Da käme ich in schöne Geschichten! Aber den führenden Männern andeuten . . . meinethalben."

Dann beklagte er sich, daß man seiner Gemahlin in deutschböhmischen Blättern nachsage, sie tschechisiere auf Konopischt. Das sei eine Torheit. Seine Frau spreche keine fünfzig tschechische Worte. Sie sei im Gesandtschaftspalais zu Stuttgart geboren und habe fast immer in deutscher Umgebung gelebt. „Überhaupt — was man sich mit uns beschäftigt, das ist ein bißchen arg. Was wird man denn jetzt wieder klatschen, wenn man erfährt, daß ich meiner Familie in Artstetten an der Donau eine Grabstätte bauen lasse. Bitte, sagen Sie es allen, die es hören wollen, daß ich mich auch im Tode nicht von den Meinen trennen werde. Sollte ich es erleben, daß ich zum Thron komme, dann werden meine Frau und meine Kinder einst in einer neuen Kaisergruft ruhen, da ihnen die alte unzugänglich bleibt."

Er war recht bitter gestimmt. Ich hatte ihn nie so gesehen. . . .

Die deutsche Botschaft, die er mir auftrug, erfüllte mich mit Genugtuung, aber ich durfte sie ja nur mit der größten Behutsamkeit weiterverbreiten.

Digitized by Google

18.

Das bosnische Problem. — Ein merkwürdiger Bauer aus Oberösterreich im Belvedere. — Dr. Lueger gestorben. — Seine Bedeutung. — Begrüßung des deutschen Kaisers in der Adria durch den Erzherzog. — Der Eucharistische Weltkongreß in Wien. — Gegenteilige Wirkung desselben. — Balkankrieg. — Gespräch mit dem Erzherzog über die Kriegsgefahren. — „Niemals werden wir einen Angriffskrieg führen". — Annäherung zwischen England und Deutschland? — Franz Ferdinand 50 Jahre alt. — Taktlose Propaganda für die Herzogin.

Bosnien und die Herzegowina haben eine Verfassung erhalten, einen Landtag. Sie werden nicht mehr als annektierte Reichsländer unter so strenger militärischer Verwaltung stehen wie bisher, sie sollen nun mit einem Provinziallandtag prunken dürfen, sie sollen frei wählen und reden dürfen, was sie wollen.

Serben, Kroaten und Moslems! Erst jetzt, da sie ebenbürtig sein will, kommt das Exotische dieser Provinz voll in unser Bewußtsein.

„Finden Sie auch, daß es zu früh ist?" fragte man mich im Belvedere.

Digitized by Google

„Es iſt zu früh!“ ſagte ich.

„Ja, was wollen Sie! Da die Türken jetzt auch ihr Parlament haben, können wir den Bosniaken unter öſterreichiſcher Herrſchaft nicht weniger gewähren als ſie unter der des Sultans hätten.“

„Das mag ſein,“ entgegnete ich, „aber es wären aus Bosnien gewiß nur Moslems als Gewählte in Konſtantinopel erſchienen. Wir hingegen werden in Bosnien einen ſerbiſch verſeuchten Landtag haben.“

„Meinen Sie?“

„Ich fürchte es.“

*

Unter den Audienzwerbern, die im Vorzimmer darauf warteten, empfangen zu werden, ſah ich im Laufe der Jahre wiederholt einen alten oberöſterreichiſchen Bauern. Und kürzlich ſah ich ihn auch in einem illuſtrierten Blatt abgebildet, im Geſpräche mit dem Erzherzog im Manövergelände. Er war ihm einmal auch dorthin gefolgt und geriet dabei in den Apparat eines Photographen, der robuſte, hochgewachſene Greis mit den wetterharten Zügen.

Vor einiger Zeit, als auch ich ein wenig warten mußte, denn es weilte ein Güterdirektor beim Erzherzog und war nicht mehr herauszubringen, ließ ich mich mit dem Gaſt, der ſeit Jahren immer wieder auftauchte, in ein Geſpräch ein. Das war kein Bauer, das war ein weltläufiger, vielgereiſter Mann. Er redete in der Farbe des Oberöſterreichers, er trug ſich als Bauer, aber aus ſeinen Augen

Digitized by Google

blitzte die Intelligenz und er schien auch von einigen Sprachen eine Art Kenntnis zu besitzen. Er ließ sich als Vetter vom Land anreden, er erzählte von Haus und Hof und Söhnen und Enkeln, die in Oberösterreich saßen, aber er selbst kehrte nur selten dahin zurück, ihn hatte die Wanderlust gepackt und er zog jahraus, jahrein durch die Welt. Zu Fuß. Meistens zu Fuß, sagte er. Warum? Aus Passion. Und auch in Heimstätten-Angelegenheiten. So versicherte er mir. Er sei während des Balkankrieges in Serbien und Albanien gewesen, hauptsächlich in Albanien. In Albanien? Ja! Das Land wäre wunderschön und er habe es ganz durchwandert. Manchmal in Gesellschaft von Mönchen, meistens aber allein. Und habe viel Verständnis für das Heimstättenwesen dort gefunden. Überhaupt die Albaner! Die müßten ein altgermanischer Volksstamm sein. Ihre Sprache, manche ihrer Sitten und Bräuche deuten darauf hin.

Ich war geneigt, diesen Bauern für einen Irrsinnigen zu halten. Als er mir gestand, daß er jetzt bald achtzig zähle und der Erzherzog „den alten Penn" schon seit zwanzig Jahren kenne und immer gern empfange, wurde ich aber doch nachdenklich. Es mußte eine besondere Bewandtnis haben mit diesem Bauern.

Nachdem meine Audienz beendigt war, kam der alte Penn daran. Und beim Weggehen erkundigte ich mich beim Adjutanten, was denn das für ein merkwürdiger Bauer sei. Der lächelte geheimnisvoll. Er wäre nur halbverrückt. Zur anderen Hälfte sei er ein pfiffiger, durch-

Digitized by Google

triebener Späher, der dem Erzherzog schon viel Spaß bereitet habe. Er kenne den Balkan besser als irgendwer und sei zur Zeit — der Offizier lächelte spöttisch — als Albanienforscher tätig. Sein Gedächtnis sei fabelhaft und seine Auffassungsgabe nicht gering. Mit Geschriebenem gebe er sich nicht ab, er habe nur zwei gute Augen, aber die sehen mehr als die aller Konsuln zusammengenommen. Und da er die Rolle eines Originals spiele, werde er auch überall empfangen. Kurzum, der Alte war ein Werkzeug der österreichischen Staatskunst.

Kam von diesem Balkankenner vielleicht der Rat, den Bosniaken eine Verfassung und einen Landtag zu geben? Man könnte es beinahe glauben.

*

Dr. Karl Lueger ist gestorben.

Was das in Wien bedeutete, das wird die Nachwelt kaum recht begreifen. Er war der Beherrscher der Wiener Volksseele. Nie gab es in Österreich und Wien einen Volksmann von solcher Bedeutung, er ist die monumentalste Gestalt, die das Wienertum hervorgebracht hat. Und es ist etwas Tragisches in ihm. Knapp vor dem Einzug in das gelobte Land brach er zusammen. Er erlebte das Haus des allgemeinen Wahlrechtes, in das seine Partei als die stärkste einzog, aber er konnte nicht dessen Präsident werden, denn er war halb blind. Und er stellte seinen begabtesten Jünger auf diesen Platz. In ein Ministerium einzutreten verschmähte der Kranke, der auf sein eigenes Kabi-

Digitized by Google

nett hoffen durfte. Er blieb Bürgermeister von Wien und überließ seinen Schülern die Ministerposten. Den Schwerkranken schmückte der Kaiser noch mit der Geheimratswürde, dem Exzellenztitel. Und der Kaiser erschien mit dem Thronfolger und allen in Wien anwesenden Erzherzögen bei Luegers Leichenbegängnis in der Stephanskirche. Ganz Wien nahm teil an demselben. Nie hat ein bürgerlicher Mann größere Ehren genossen als er sie noch im Tode genoß.

Und dieser Mann mußte einst fünfmal von seinen Wienern zum Bürgermeister gewählt werden, ehe er die kaiserliche Bestätigung erhielt, denn ein Pole regierte Österreich und Israel fürchtete ihn.

Lueger war ein leidenschaftlicher Österreicher, er hat den Reichsgedanken in dieser Doppelmonarchie, der in Verlust geraten war, wieder zu einem Programmpunkt erhoben für die Zukunft, und aus tiefstem Herzen liebte er seine Vaterstadt Wien, deren Herold er immerdar gewesen. Er wollte die Sache des Volkes auf christliche und heimatliche Grundlagen gestellt sehen. Den Gedanken eines anderen Politikers: „Seien wir christlich und seien wir sozial!" nahm er auf und machte ihn zu einem heimatlichen demokratischen Wellenbrecher gegen den internationalen Sozialismus. Ein Todfeind der Internationale, bekämpfte er auch die Juden nur deshalb, weil er sie im Dienste dieser Weltanschauung zu finden meinte, die ihm ein Zersetzendes war. Und rein waren seine Hände! Er starb als armer Mann, seine Schwestern bedürfen eines Gnadengehaltes von der Ge-

Digitized by Google

Kaiser Wilhelm II. und Erzherzog Franz Ferdinand an Bord der „Hohenzollern“

Digitized by Google

Digitized by Google

meinde für ihr Alter. In den Bürgereid der Stadt Wien hatte er, den man einen Tschechenfreund schalt, das Gelöbnis aufnehmen lassen, daß diese Stadt eine deutsche sei und bleiben müsse. Die klerikalen Heißsporne des Reichstages aber — eine andere Gruppe von Internationalen — führte er in die Bundesgenossenschaft mit den völkischen deutschen Parteien. Österreich über alles! war seine Losung. Und seine letzte Hoffnung hieß: Franz Ferdinand.

*

Die Morgenblätter dieses schönen Frühlingstages (24. März 1911) überraschten die Welt mit einer Mitteilung, deren inneren Reiz, deren Poesie vielleicht nur ich so ganz empfinde. Kaiser Wilhelm fuhr mit den Seinen auf der Jacht Hohenzollern nach Korfu. Er kam von Venedig. Und der Thronfolger, der seit Wochen auf Brioni weilte, bereitete ihm eine kleine Überraschung auf hoher See. Er bildete aus den im Hafen von Pola liegenden Schiffen der Reserve-Eskadre und der Kreuzerdivision im Kanal von Fossana ein Geschwader unter seinem Oberbefehl und begrüßte die „Hohenzollern" und ihre Begleitschiffe durch all die Ehrenbezeugungen, die das Seezeremoniell für einen solchen Fall festsetzt. Unsere Flotte führte unter ihrem höchsten Admiral allerlei taktische Manöver aus und dann gab sie der deutschen Kaiserjacht das Geleite bis zur Insel Fraschер. Dort stoppte sie und ließ die Schiffe des Kaisers an sich vorbeiziehen nach dem Süden . . .

Heil! dem neuen Herrn des Achilleion.

*

Digitized by Google

Im Jahre 1912 kamen die Tage des Eucharistischen Weltkongresses . . . Die erste kirchliche Handlung des neuen Fürsterzbischofs von Wien war die feierliche Einsegnung der Leiche des großen Bürgermeisters, der gegen seine Ernennung gesprochen hatte. Seine harte, feiste Stimme weckte kein Echo in den Herzen der Teilnehmer und man fühlte, daß dieser Kirchenfürst den Wienern ewig ein Fremder bleiben würde. Sein kirchliches Programm entwickelte er in der Veranstaltung des Eucharistischen Weltkongresses. Aber dieser Kongreß verfehlte seinen Zweck, denn er erschreckte die heutige Welt durch das Aufgebot des ganzen Heerbannes der Kirche. Nie sah das moderne Wien die schwarze Gefahr in so greifbarer Nähe. Ich blieb diesen Festen fern und mied auch das Belvedere, das stark beteiligt war an denselben. Nie sah sich die Herzogin von Hohenberg so umworben wie in jenen Tagen, nie war sie glücklicher und überzeugter von ihrer Macht.

Ihm aber, dem frommen Thronfolger, war es zu viel. Es verdient festgehalten zu werden, daß er eines Tages zum Chef seiner Militärkanzlei unwillig sagte: „Ich bitte Sie, halten Sie mir die vielen ‚Schwarzen' vom Leibe!" Ich würde das Wort bezweifeln, wenn es statthaft wäre, aber es ist durchaus verbürgt.

*

In der Zeit des Balkankrieges war ich krank. Ich habe ihn nicht mit allen Sinnen mitgelebt. Als er im Herbst begann, war ich in Italien und von dort kam ich krank

Digitized by Google

heim. Es entgingen mir die großen Wirkungen in Wien, man verheimlichte mir Vieles. Wieder mußten wir in Bereitschaft sein, wieder rüsten, wieder mobilisieren. Und diesmal nicht nur gegen Serbien, sondern auch gegen Montenegro, denn sie beide rollten die albanische Frage — eine zwischen uns und Italien geordnete Angelegenheit — auf und wollten sich unseren Forderungen nicht fügen. Meine Söhne schäumten in patriotischem Zorn. Es sei nicht mehr zu ertragen, was Österreich sich an Hohn und Spott bieten lasse von diesen Balkanhäuptlingen. Sie erwarteten jeden Tag den Befehl zum Einmarsch in Serbien. Und man sagte, der Thronfolger fordere ihn.

Aber Rußland scheute neuerlich zurück vor dem äußersten Schritt. Und zähneknirschend wichen die Serben aus Durazzo, die Montenegriner aus Skutari. Die Entspannung wurde nicht von allen als wohltätig empfunden. Denn wieder waren Hunderte Millionen geopfert und das ganze Reich in die heftigsten Wallungen versetzt worden von Feinden, deren Pläne immer deutlicher werden. Der Haß umbrandet unsere Grenzen wie ein Meer und je länger wir die Abrechnung verschieben, sagen die Offiziere, desto schwieriger wird sie werden.

Der Erzherzog erfuhr spät von meiner Erkrankung und er besuchte mich.

Ich lag in einem Lehnstuhl und bekam Herzklopfen, als ich im Vorzimmer seine Stimme hörte, so freute mich sein Besuch. Und jetzt saß er neben mir, erkundigte sich nach meinem Leiden und redete scherzhaft auf mich ein.

Digitized by Google

„Was machen Sie uns für Sachen, lieber Professor?“ sagte er. „Sie drücken sich beiseite in solch einer Zeit?“

„Was ist das für eine Zeit, Kaiserliche Hoheit?“ fragte ich.

„Eine eiserne. Wir gewöhnen uns langsam an den Gedanken, fechten zu müssen. Die Ungeduld in unserer Armee ist prachtvoll. Vielleicht war auch das nur wieder eine kleine Generalprobe, was wir jetzt durchgemacht haben. Aber er kommt. Er kommt!“

„Der Krieg?“

„Der große, der furchtbare Krieg . . . Aber sie sind noch nicht fertig. Und auch wir sind es nicht. Wir brauchen Kanonen, Kanonen, Kanonen. Und sechzehn Dreadnoughts müssen wir haben.“

„Wir?“

„Sie zweifeln? Na, vor acht Jahren werden wir sie nicht vollzählig haben. Aber dann gewiß. Ich bin dessen ganz sicher. Es ist nur die Frage, ob man uns so lange Zeit läßt.“

„Soll man sich wünschen, daß man noch so lange lebt?“

„Als guter Christ möchte ich beinahe Nein sagen, lieber Professor. Als Soldat muß ich ihm fest ins Auge blicken. Wir wollen den Krieg nicht! Die jungen Herren, die beständig davon reden, sind ja unsere Freude, aber sie sind überreizt, die zweimalige Mobilisierung gegen Serbien hat sie so in Schwung gebracht. Man möchte da gerne dämpfen. Aber das verstimmt, das wird mißdeutet. Lassen wir's brausen.“

Digitized by Google

„Kaiserliche Hoheit, es braust stark. Aber ich bin glücklich, daß Sie so ruhig denken."

„Muß ich nicht? Der Kaiser hat mich in einem Vierteljahrhundert dazu erzogen. Er will keinen Krieg. Und besser als er kenne ich unsere Lage. Wir sind gewaltig zurück in unserer Entwicklung. Hat man uns nicht fünfzehn Jahre lang in Ungarn alles für die Armee verweigert? Sogar die Rekruten. Eine Million ausgebildeter Soldaten könnten wir mehr in der Reserve haben! . . . Wir sind ja nicht unvorbereitet, aber zum Übermut und zum Leichtsinn haben wir keinen Grund. Und ich bin der Letzte, der das heutige Rußland unterschätzt. Ich sage meinen Herren immer: Geben Sie acht, wir werden ein anderes Rußland zu sehen bekommen als die Japaner es in Ostasien vor sich hatten."

„Kaiserliche Hoheit stellen Rußland so sicher in die Rechnung ein?"

„Sicher, sicher, ohne Rußland kein Balkankrieg . . . Man hat uns wieder einmal über Berlin melden müssen, was in der Welt vorgeht. Monsieur Poincaré, der Ministerpräsident, der gerne Präsident der Republik werden möchte, war nicht umsonst in Petersburg. . . . Was glauben Sie, was da alles angezettelt wurde? Rußland braucht Geld für seine strategischen Bahnen nach unserer und der deutschen Grenze. Und es wird Milliarden dafür erhalten, denn der französische Generalstab wird es fordern. Der russische Generalstab hat aber eine Gegenforderung — er behauptet, Frankreich habe zu wenig Soldaten und ver-

Digitized by Google

langt die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich. Wie die sich in die Hände arbeiten, was? Und geben Sie acht, wenn die Milliarden flüssig werden, und die Debatte über die dreijährige Dienstzeit beginnt, dann dauert es nicht mehr lange. Das wird die Ouvertüre sein."

„Kaiserliche Hoheit — wer wird den Mut haben, den ersten Schuß zu tun?"

„Wir nicht!" rief der Erzherzog lebhaft aus. „Wir nicht! Und Deutschland erst recht nicht. Niemals werden wir einen Angriffskrieg führen. Da müßte weiß Gott was geschehen, wenn unser alter Herr. . . . Und das wissen sie. Das mißbrauchen sie."

„Damit geben wir uns dem Belieben der Feinde anheim, Kaiserliche Hoheit; die können also Krieg führen wann es ihnen genehm ist," sagte ich.

„Ja. Aber sie sollen uns bereit finden. Meine nächsten Lebensjahre gehören der Armee und der Flotte . . . Ich habe unglaublich viel zu tun, lieber Professor. Schauen Sie, daß Sie wieder gesund werden, es gibt interessante Arbeiten in Hülle und Fülle auch für Sie."

Er erhob sich.

„Ihre Frau Gemahlin wird schon sehr ungehalten sein. Der Arzt hat Ihnen jede Aufregung verboten, und ich rede mit Ihnen von solchen Sachen!"

„Es hat mich erfrischt, Kaiserliche Hoheit. Ich danke für Ihre Gnade."

Er drückte meine Hand und verbot mir, aufzustehen.

Digitized by Google

Beim Abschied sagte er: „Auf Wiedersehen in Konopischt. Zur Rebhühnerzeit erwarte ich Sie."

Als er ging, sprach auch meine Frau ihm den Dank aus für seinen gnädigen Besuch. Dann, als sie zu mir kam, fand sie, daß er schon ein bißchen zu dick werde. Seine Schönheit leide darunter.

O, die Frauen!

*

Es war nichts mit der Rebhühnerjagd, ich mußte mich entschuldigen, mein Herz versagte den Dienst. Und ich blieb in meiner Sommerfrische sitzen.

Daß der deutsche Kaiser wieder in Konopischt weilte, beschäftigte mich viel ... Es war kein Zweifel, daß Frankreich und Rußland mit Zuhilfenahme der Balkanslaven den Krieg vorbereiteten gegen den Dreibund. Den Dreibund? An diesen glaubte der Erzherzog nie ... Aber er sah auch auf der Gegenseite keinen solchen und war geneigt, an Englands Neutralität zu glauben. Und er machte gerade in diesem Sommer 1913 seinen Besuch in London. Was geht vor? Ich habe das kluge Büchlein des Lord Haldane mit Vergnügen gelesen. Ist die Annäherungsbewegung zwischen England und Deutschland so weit, daß der Erzherzog vielleicht ein gutes Wort des Kaisers Wilhelm mitnehmen konnte über den Kanal? Das wäre ein Segen! ... Wenn es dann doch einmal sein müßte — zwei gegen zwei, das ginge wohl. Auch die Serben könnte man mitnehmen. Aber mit dem germanischen

Digitized by Google

Dritten? Es wäre ein Verbrechen an der menschlichen Gesittung, wenn es dazu kommen müßte.

*

18. Dezember 1913.

Der fünfzigste Geburtstag eines Thronfolgers ist ein ernster Tag . . .

Zwar, unser Erzherzog ist jung, er ist unverbraucht. Und es ist denkbar, daß er seine Schöpferfreude und seine Spannkraft länger bewahrt als wir anderen Menschenkinder. Auch hat er seinen großen Wirkungskreis und übt mehr Einfluß als die Welt weiß. Er steht etwas lange im Schatten der Krone. Aber er bewahrt seine Haltung; seine Umgebung mag ungeduldig sein, er selbst läßt keine solche merken.

Als ich ihm zum erstenmal gegenüberstand, sprach er ein denkwürdiges Wort: Er habe es am liebsten mit der Generation zu tun, der er selber angehöre. Ich muß heute an dieses Prinzenwort denken. Wie lange regierte Kaiser Franz Joseph, der achtzehnjährig zum Thron kam, bis er mit seiner eigenen Generation am Beratungstische sitzen durfte! Er traf wohl erst zwanzig Jahre später mit ihr zusammen, in der liberalen Aera. Da erst mochte er erkennen, was seinem Geschlecht, das anno 1848 jung war, in den Herzen pochte. Franz Ferdinand wird, wenn er zur Regierung kommt, am ersten Tag Minister haben, die mit ihm gleichen Alters sind. Dieser Vorteil wiegt vieles auf . . . Als er mir einmal scherzhaft sein Unterrichtsporte-

Digitized by Google

feuille in Aussicht stellte, sprachen wir wieder über diesen seinen Gedanken und ich merkte, daß es damals kein bloßer Einfall war, sondern eine selbsterworbene Erkenntnis.

Es ist seltsam, daß auch dieser fünfzigste Geburtstag nirgends wärmere Gefühle für den Thronfolger weckte. Er ist nahezu unbekannt im Publikum, und die ihm nahe stehen sollten, fürchten ihn mehr als sie ihn lieben. Man behauptet, es gehe eine zu kühle Luft von ihm aus, er verstünde es nicht, die Herzen zu gewinnen. Das verstehe ich nicht. Das meine gewann er in der ersten Stunde und er wußte es durch ein Vierteljahrhundert festzuhalten.

Leider wurde dieser Anlaß, über den Thronfolger zu reden, von plumpen Federn ausgenützt zu einer kräftigen Propaganda für die Herzogin von Hohenberg. Ein Hanswurst bewies in einem illustrierten Blatte klipp und klar ihre Ebenbürtigkeit mit dem Hause Habsburg, das ja auch aus einem gräflichen Geschlecht hervorgegangen wäre. Der Artikelschreiber verriet seine persönlichen Beziehungen zur Herzogin und schmückte ihre Gestalt mit allen höchsten Frauentugenden. Und er sagte: nie sei ein Weib würdiger gewesen eine Kaiserkrone zu tragen als sie. Und Sophie werde wahrscheinlich der Name der nächsten Kaiserin von Österreich sein. Der der Königin von Ungarn wäre es gewiß.

Dieser dreiste Vorstoß einer Schmarotzer-Clique, die sich um die Herzogin zu bilden beginnt, kostete die ehrgeizige Frau Tränen. Es gab eine Szene im Belvedere.... Und es hatte vorher eine solche in Schönbrunn gegeben....

Digitized by Google

„Darum schwor man Eide?" rief eine harte Stimme in Schönbrunn, „darum?"

Ich selbst habe im Belvedere erfahren, daß für die Herzogin wohl der seltsame Titel „Kaiserin-Gemahlin" ausersehen sei und daß sie im Range bei Hofe den ältesten Erzherzoginnen gleichgestellt werden wird, alles andere aber bleibe unberührt.

Und der Thronfolger hat sich jede weitere Erörterung darüber verbeten.

Digitized by Google

19.

Der Kaiser wieder krank. — Lage der Monarchie. — Weiß denn der Kaiser nicht, wie stark er ist? — Ein stilles Gelöbnis. — Eine dreiste Einmischung. — Der Thronfolger läßt sich nicht die Hände binden. — Der Kaiser abermals genesen. — Man kündigt große Manöver in Bosnien an. — Üble Stimmung. — Der Thronfolger eröffnet die Delegationen in Ofen-Pest. — Kaiser Wilhelm, der Reichskanzler und Tirpitz in Konopischt. — Naht die Schicksalsstunde?

April 1914.

Seit vielen Wochen ist der alte Kaiser krank. Ein hartnäckiger Katarrh quält und bedroht ihn stündlich und die Frage eines Thronwechsels hängt sozusagen nur noch davon ab, ob dieser Katarrh sich zu einer Lungenentzündung weiter entwickeln wird oder nicht.

Und das ganze Reich ist seit langem verstimmt, es hat den Anschein, als ob niemand mehr an seine Kraft glaube, an seinen Bestand. Daß man die zweimal erhobene Hand gegen Serbien immer wieder niedersinken ließ, das rächt sich schwer. Es ist eine große Sehnsucht in uns allen, in jung und alt. Nach einer Tat lechzen wir, nach einem Entschluß, nach der Kundgebung irgend eines Willens zum Dasein.

Digitized by Google

Hinter dem alten Kaiser, der uns menschlich teuer wurde durch die vielen grausamen Schicksalsschläge, die ihn und sein Haus trafen, steht Franz Ferdinand, der sich seit einem Vierteljahrhundert vorbereitet auf sein hohes Amt. Er ist ein Mann und an ihm wird es nicht fehlen. Er glaubt an sich und an diesen tausendjährigen Staat. Mancher begabte Mann aus Cis- und Transleithanien ist in der letzten Zeit von ihm empfangen und um sein Urteil über die innere Lage, über die Zukunft befragt worden. Er war stets darauf aus, sich über Volksstimmungen zu unterrichten und sie nutzbar zu machen für seine großen Pläne, und er bleibt sich auch jetzt treu. Ich kenne ihn und glaube an seine Sendung.

Aber die große Menge? Die politischen Parteien? Die vielen verhetzten Nationalitäten der Monarchie? Das liegt im Dunkeln. Man hat Österreich seit 1866 auseinander regiert durch die künstliche Aufzucht von kleinen Völkern auf Kosten der altüberlieferten deutschen Vorherrschaft, und man hat Ungarn auseinander regiert durch das Gegenteil, durch die Unterdrückung aller Völker zu Gunsten eines einzigen. Die Zahl unserer äußeren Feinde wuchs neben dem Fortschritt der inneren Zersetzung und diese — so glaubt man — ist heute so weit gediehen, daß niemand weiß, ob nicht die Stunde, in der der alte Kaiser einst abberufen wird, zur Schicksalsstunde werden möchte für das alte Österreich.

Alle Welt sagt es, alle Welt fürchtet es und unsere Feinde sind dessen gewiß. Das schleichende Gift des Klein-

Digitized by Google

Ch. Scolik, k. u. k. Hof- und Kammerphotograph, Wien VIII

Kaiser Franz Joseph I.

Digitized by Google

Digitized by Google

mutes drang in alle Schichten ein, jeder echte Österreicher hat einen anderen Grund für seinen Glauben an den nahen Zerfall der Monarchie, der seit einigen Jahren in der ganzen slavischen Welt gepredigt wird. Der hohe Greis, der voll Milde über uns herrscht, ist durch seine unerschöpfliche Langmut gegen all seine Feinde in einen Gegensatz geraten zu den treuesten Herzen. Sie glauben manchmal, nicht mehr ertragen zu können, was er ihnen zumutet an Duldsamkeit gegen ruchlose Nachbarn. Unsere mannbar gewordene Jugend, der man in den Schulen den Stolz auf Österreich anerzog, beginnt bereits, sich dieses Namens zu schämen.

Wird Franz Ferdinand sie wieder erheben? Das ist die Frage.

*

Mai 1914.

„Weiß denn der Kaiser nicht, wie stark er ist?"

Ich stellte diese Frage neulich an einen hohen alten Herrn aus seiner Umgebung, mit dem ich über die Konflikte mit Serbien gesprochen hatte. „Er weiß es wohl," antwortete Graf X., etwas betroffen von der vorlauten Frage seines Gastes, „aber er weiß auch, was ein Krieg bedeutet, und das weiß das heutige Geschlecht nicht mehr. Vielleicht fehlt ihm der Glaube an dieses."

Ich nahm unsere Generation in Schutz. Sie sei stärker als jede frühere, sagte ich, man würde seine Wunder erleben, wenn man sie auf die Probe stellte.

„Mag sein," erwiderte er, „aber man muß es ver-

Digitized by Google

stehen, daß ein Kaiser, der so gläubig ist wie Franz Joseph, und der dem Himmel heute näher steht als allem irdischen Streit, sein rühmliches Leben nicht mit der Unterzeichnung einer Kriegserklärung abschließen mag. Und außerdem . . ." Der Sprecher dämpfte seine Stimme und es war, als überfiele ihn eine trübe alte Erinnerung. „Es gibt so etwas wie ein stilles Gelöbnis . . . Der Kaiser wünschte eines Tages das Schlachtfeld von Königgrätz zu besuchen, auf dem so viele Menschen Denkzeichen für ihre gefallenen Lieben errichtet haben. Er hatte gehört, daß alljährlich am Allerseelentage Tausende dahin pilgerten, um ihre Andacht zu verrichten, und er fühlte sich verpflichtet, einmal dasselbe zu tun. Ich hatte die Ehre, Seine Majestät zu begleiten. Beim Eintritt in die Gräberstadt befahl er mir hastig, voll Ergriffenheit, ihm nicht zu folgen. Gebeugt, entblößten Hauptes, schritt er dahin, ohne den einzelnen Denkmalen und Massengräbern einen Blick zu gönnen, ganz in sich versunken. Und plötzlich warf er sich auf die Knie nieder. Er erhob die gefalteten Hände und betete lange. Auf einmal weinte und schluchzte er so laut und so herzbrechend, daß ich glaubte, vergehen zu müssen bei diesem Anblick. Ich war einer Ohnmacht nahe, als er wie ein Gebrochener wiederkam, so erschütterte mich dieses Erlebnis . . . Seit damals hörte ich den Kaiser das Wort Krieg nicht mehr in den Mund nehmen. Und so manchen, der es vor ihm aussprach, fragte er nur: „Welchen Krieg haben Sie schon mitgemacht?"

*

Digitized by Google

1. Juni 1914.

Eine nicht alltägliche Dreistigkeit ist neuerlich geschehen. Eine Wiener Zeitung hat den Kaiser an seine Gebrechlichkeit gemahnt und an die Zerklüftung des Staates. Die allgemeine Unsicherheit sei nicht mehr zu ertragen, wir hätten ein Recht darauf, zu wissen, was sein werde, wenn er die Augen schlösse. Viele Habsburger hätten das Beispiel gegeben, daß man sein Haus bestelle so lange man noch munter sei. Maria Theresia habe ihren Sohn Joseph in Frankfurt zum römischen König krönen lassen, obwohl ihr Gemahl noch in der Blüte seiner Jahre stand. Und es wohnten fortan zwei römisch-deutsche Könige in der Wiener Hofburg. Kaiser Franz habe, als ihn als Sechziger eine schwere Krankheit befiel, dem ungarischen Landtag nahe gelegt, seinen Sohn Ferdinand zum König von Ungarn zu krönen, damit der Staat keinen Erschütterungen ausgesetzt wäre, wenn ihn Gott abberufen sollte. Und es geschah, Kaiser Franz aber genaß und es lebten fortan zwei Könige von Ungarn in der Wiener Hofburg. Warum sollte das nicht wieder geschehen in so bewegten Zeiten und bei dem hohen Alter des Kaisers und Königs?

Am selben Tag noch wurde ich in das Belvedere berufen.

„Wer steht hinter diesem famosen Pfingstartikel?" war die Frage des Kammervorstehers.

Und es war die erste Frage des Thronfolgers. Mit einer ungewohnten Raschheit erhob er sich bei meinem Eintritt von seinem Schreibtisch und kam mir entgegen.

Digitized by Google

„Guten Morgen, lieber Professor. Das ist schön, daß Sie meinem Rufe sogleich folgen konnten. Was sagen Sie zu dem Festbraten, den man mir heute auftischte?"

„Kaiserliche Hoheit haben die richtige Auffassung, der Artikel gilt nicht Seiner Majestät, er gilt dem Thronfolger."

„Nicht wahr? Aber wer steckt dahinter? Diese Leute haben mir doch vor einem Jahr einmal einen ganz anderen Artikel gewidmet. Er klang in die Worte aus: Gott erhalte den Kaiser! Und das mag ihnen von Herzen gekommen sein. Was ist das für ein falsches Spiel mit dem heutigen? Meine Frau meint, dahinter stecke nichts als die Ungeduld über die schlechten Kurse, den Herren greife die Flauheit der Börse ans Gemüt."

„Kaiserliche Hoheit, dahinter steckt Ungarn."

Er sah mich überrascht an. In seinen seltsamen Augen, in den hellen Ringen um die dunklen Pupillen blitzte es auf.

„Habe ich mir auch schon gedacht!" erwiderte er. „Das wäre so ein Handstreich nach dem Geschmack gewisser Herren. Mir die Hände zu binden so lange der alte Herr noch lebt! Mich eidlich zu verpflichten, in denselben Geleisen weiter zu gehen und die Herrschaften regieren zu lassen, wie es ihnen beliebt!"

Das war ganz gewiß die Meinung jenes Artikels. Hatte man doch in Ungarn die Mär verbreitet, Franz Ferdinand hätte, wie einst sein Vorgänger Joseph II., nicht die Absicht, sich krönen zu lassen, der Dualismus werde durch ihn zu Fall kommen, denn er wolle wieder ein zentralistisch regiertes Groß-Österreich aufrichten. Nun

Digitized by Google

denkt er allerdings an eine einheitlich regierte Monarchie, in der die deutsche Staatssprache gilt. Politisch sollen die Völker gleichberechtigt sein und insbesondere sollen sie ihre besondere Kultur pflegen dürfen. An dieser hat Franz Ferdinand schon aus ästhetischen Gründen seine Freude, er liebt dieses farbige alte Österreich, das ihm wie ein Blumengarten der Schöpfung erscheint. Über die Durchführung seines Programms sprach er sich nie aus, darüber ist er sich vielleicht nicht ganz klar, aber die Grundlinie hält er mit starker Hand fest, in sie hat er sich eingelebt mit seiner ganzen Willenskraft.

Der Thronfolger ging zweimal auf und nieder in seinem Arbeitszimmer und blieb wieder vor mir stehen. „Sie haben recht. Es ist zweifellos ein Geschoß aus Ungarn," sagte er. „Was glauben die Herrschaften von mir? Ich kann sie nicht hindern, jetzt Gesetz um Gesetz durchzupeitschen und Schanzen aufzuführen gegen mich und mein Zukunftsprogramm. Aber es ist doch gar zu naiv, zu glauben, daß ich mich zu der Hof- und Staatskomödie hergeben würde, die da angeregt wurde. Bitte, Herr Professor, veranlassen Sie, daß man in den Blättern, auf die Sie Einfluß haben, nichts erwidere. Ich wünsche keine Diskussion. Und in Schönbrunn wird man sich hüten, von dem Ratschlag zu reden, Seine Majestät wird gewiß nichts davon erfahren . . . Nur keine Debatte! Ich bin bereit, wenn meine Stunde schlägt, aber der alte Herr läßt sich nicht drängen."

Als ich nach einer halben Stunde das Belvedere ver-

Digitized by Google

ließ, war ich voll guter Zukunftshoffnungen. Eine starke Persönlichkeit wird einst das Zepter tragen.

*

5. Juni 1914.

Der Frühling, der in seiner ganzen Herrlichkeit bei uns einzog, er hat sein größtes Wunder in Schönbrunn vollbracht: der Kaiser ist abermals genesen, er macht sogar Reisepläne, und die Börse begleitet die erfreuliche Meldung mit einem Auftrieb aller Werte.

Der Erzherzog-Thronfolger aber begab sich schleunigst mit seiner Familie nach Konopischt. Es ist die Zeit der Rosen, sein Paradies steht in herrlichster Blüte. Und nach zehnjähriger Arbeit gilt das Werk jetzt endlich als vollendet. Kaiser Wilhelm wird der Gast des Thronfolgers sein. So melden die Zeitungen.

Das Belvedere, in dem wieder alles in Bereitschaft war, ist früh in seinen Sommerschlaf versunken. Die Genien des Ruhmes, die den Palast des Prinzen Eugen zieren und mit vollen Backen Fanfare blasen möchten, werden sich noch gedulden müssen. Ein Kaiser läßt sich nicht drängen.

*

Große Manöver in Bosnien und der Herzegowina werden angekündigt. Unsere wiederholte Kriegsbereitschaft in diesen Provinzen hat die dort zu lösenden Probleme so sehr in den Vordergrund gerückt, daß man sie, wie es scheint, einmal versuchsweise militärisch gelöst sehen möchte. Das ernste Kriegsspiel zwischen feindlichen Grenzen mag einen ganz besonderen Reiz ausüben auf soldatische Ge-

Digitized by Google

müter. Mein Älteſter wird auch dabei ſein; er iſt dem Kommandierenden als Ordonnanzoffizier zugeteilt und hat mich mit dem Kauf eines zweiten Pferdes empfindlich belaſtet. Er behauptet übrigens, die Stimmung im Lande wäre keine gute, jedenfalls keine einheitliche. Zu früh, viel zu früh hätte man dieſen Provinzen eine Volksvertretung gegeben, eine Selbſtverwaltung. (Nun wird das bald jedermann ſagen!) Nur ein kleiner Teil der Intelligenz ſei reif dafür und die Meiſten hätten ihren europäiſchen Anſtrich aus Belgrad bezogen. Man habe den Eindruck, daß die Jugend in allen Schulen des Landes von halbgebildeten nationalen Fanatikern erzogen werde. Die Moslems ſeien noch am vertrauenswürdigſten. Nach ihnen erſt wären die katholiſchen Kroaten zu nennen, das ſchlimmſte Element aber ſeien die orthodoxen Serben. Mein Herr Oberleutnant ſtellt in ſeinem letzten Briefe eine neue Raſſentheorie auf, er meint, die Serben ſeien gar keine echten Slaven von der Art, wie Tolſtoi ſie ſchildere, die dürften in alten Zeiten mehr avariſches und hunniſches Blut in ſich aufgenommen haben als man bisher wiſſe. Sie ſeien tückiſch, verſchlagen, großmäulig und feig. Und ſie haſſen uns als Räuber eines Landes, das zum künftigen Groß-Serbien gehöre.

Sonſt nichts? Ich hielt ihm eine etwas volkstümliche Moralpredigt. Den Feind zu haſſen, wäre ja ein Soldatenrecht, ein ehrlicher Haß ſei eine Kraftquelle, aber jede Übertreibung räche ſich, ſie mache blind und ungerecht. Und ich riet ihm, die zum Größenwahn und zur Frech-

Digitized by Google

heit neigende Haltung dieses Volkes darin zu suchen, daß es sich seit Jahren gedeckt fühle durch den großmächtigen Vetter im Norden, es halte sich für unverantwortlich und für unverwundbar. Was immer geschehe — das habe man den Serben anerzogen — so lange das heilige Rußland bestehe, dürfe ihnen kein Leid zugefügt werden. Unter solch unnatürlichen Wahnvorstellungen würde jedes temperamentvolle Volk entarten. Wer die Serben anders haben wolle, der müsse zuerst dem großen Bären das Fell einmal ordentlich gerben. Einem Sohn gegenüber wählt man die Worte nicht.

*

So wohl befindet sich der Kaiser doch nicht, daß er nach Ofen-Pest zu fahren geneigt wäre zur Eröffnung der Delegationen der beiden Reichsvertretungen. Franz Ferdinand wird ihn vertreten, wird die Thronrede halten. Aber wieder ersehe ich aus den getroffenen Maßnahmen, daß er noch am selben Tag zurückkehren wird. Man führt dies in der Regel auf seine Abneigung gegen die Madjaren zurück, es hat damit aber gar wenig zu schaffen. Sein Auftrag reicht nicht weiter. Es wird in Schönbrunn nicht gewünscht, daß der Thronfolger in eine persönliche Fühlung mit den politischen Persönlichkeiten komme. Weder in Cis noch in Trans! Und er hat sich darein gefunden, es ist ihm sogar lieb, daß er durch kein Wort und keinen Händedruck gebunden wird.

*

Mein Prinz hat seine Sache gut gemacht in Pest und

Digitized by Google

ist wieder nach Konopischt heimgefahren zu den Seinen. Nicht ohne in Schönbrunn seine Reverenz zu machen. Er konnte berichten, daß alles vortrefflich stehe und daß die beiden Delegationen die großen militärischen Kredite sicher bewilligen würden. Namentlich die Einsicht, daß wir unsere Flotte endlich doch auf die Höhe bringen müßten, die das gestörte Gleichgewicht in der Adria wiederherstelle, habe sich bei allen Vertretern endlich durchgerungen. Die Minister sagten einen glanzvollen Verlauf der Tagung voraus.

Und sie behielten recht. Nur der sanfte, glatte Graf Berchtold, der Verwalter unserer äußeren Angelegenheiten, hätte sich nicht so viel zugute tun sollen auf das albanische Werk, das er geschaffen, im Einvernehmen mit Italien geschaffen. Er bezeichnete die Angelegenheit des albanischen Volkes als geordnet, da man einen Fürsten dort eingesetzt habe. Geordnet? Die Serben mußten aus Durazzo zurück und den Traum aufgeben, daß sie bis an die Meeresküste vordringen dürften. Die Montenegriner mußten aus Skutari heraus, das ihnen der famose Essad Pascha übergeben hatte. Zwei Völkchen, die uns bis auf den Tod hassen, haben wir gedemütigt, um Albanien zu schaffen. Für wen? Mein Prinz benennt Italien nie anders, als unseren verbündeten Erbfeind. Ginge es nach ihm, dieser Nebenbuhler hätte nie auf die östliche Küste der Adria herüberkommen dürfen. Wäre ein serbischer Handelshafen an der Adria nicht harmloser gewesen als diese Gemeinschaft mit Italien? Den Plan, daß wir gemeinsam mit Italien Albanien besetzen und dort operieren

Digitized by Google

ſollen, hat nur er zu Fall gebracht. „Hände weg! Hände weg!“ ſagte er, „ſonſt haben wir in drei Wochen den Krieg.“ Er hält Italien für einen falſchen Freund. Daß es durch die Aufnahme in den Dreibund neutraliſiert wurde gegenüber Öſterreich, das habe ja einen gewiſſen Wert. „Aber Gott verhüte, daß wir einmal mit dieſem Bundesgenoſſen rechnen müßten. Donnerwetter, die Berliner würden ſchauen!“ ſagte er.

Und der Fürſt von Albanien ſchaut ſchon jetzt!

*

12. Juni.

Kaiſer Wilhelm in Konopiſcht. Und nicht nur der Reichskanzler in ſeiner Begleitung, nein, auch der Großadmiral von Tirpitz. Zur feierlichen Eröffnung der Roſengärten, die alle Welt rühmt? Man will es uns glauben machen. Als Jagdgäſte? Vielleicht. Über das Wild, das gejagt werden ſoll, herrſcht freilich Unklarheit. Sind wir es am Ende ſelber? Was droht uns? „Des deutſchen Volkes Schickſalsſtunde“ nennt ſich die Schrift eines deutſchen Offiziers, die ſoeben erſchienen iſt und viel bemerkt werden wird. Ein eindringlicher Warnungsruf an unſere Führer. Es gewittert ſeit Marokko in den deutſchen Gemütern und wenn man eine derartige Darſtellung der drohenden Weltlage lieſt, wird einem ganz heiß. Die Debatte über die Wiedereinführung der dreijährigen Dienſtzeit in Frankreich hat längſt begonnen . . . Iſt die Stunde nahe?

Mein Prinz wird es mir vielleicht einmal ſagen, was in Konopiſcht erwogen wurde. In ihm gewittert es auch.

Digitized by Google

20.

Der Thronfolger geht zu den Manövern nach Bosnien. — Drohbriefe? — Die Herzogin eilt ebenfalls nach Bosnien. — Triumphe! — Der Kaiser wieder in Ischl. — Ein Hüter der spanischen Hofetikette. — Ein Furchtbares scheint geschehen zu sein. — Zukunftsfrohe Stimmung in Wien. — Der wohlunterrichtete Kutscher. — Die betäubende Nachricht aus Sarajewo. — Wirkung in Wien. — Wie konnte das geschehen? — Schilderung des Ereignisses. — Huldigung im Rathaus zu Sarajewo. — Letzte Warnung der Herzogin. — „Nein, das Programm wird durchgeführt!" — Die Katastrophe. — Die spanische Hofetikette fordert eine getrennte Aufbahrung der beiden Toten. — Ein Hofbegräbnis dritter Klasse. — Was nun? — Ultimatum an Serbien. — Das Wunder der Einigung Oesterreich-Ungarns.

18. Juni 1914.

Es war nicht gerade klug, von langer Hand anzukündigen, daß der Thronfolger als Höchstkommandierender an den Manövern in Bosnien teilnehmen werde. Es berührte mich peinlich, als ich es neulich wieder las. Wenn mein Stefan kein Schwarzseher ist, gehen dort böse Geister um. Und heute sagte mir der Beichtvater der Herzogin, es wären Warnungen und serbische Drohbriefe gekommen.

Digitized by Google

Man lache in Konopiſcht darüber. War doch der Kaiſer ſelbſt ſchon in Sarajewo und wurde mit Jubel empfangen. Und das war alsbald nach der Annexion des Landes, zu einer Zeit alſo, wo die Gereiztheit Serbiens auf ihrem Gipfel geweſen. Schon ſchlug Öſterreich an das Schwert. Und die Serben mußten die demütigende Erklärung abgeben, daß ſie keinerlei Anſprüche auf die annektierten Länder hätten. Sonſt wäre damals etwas Großes geſchehen. Man duckte ſich in Belgrad . . . Und Kaiſer Franz Joſeph bereiſte ungehindert ſeine neuen Provinzen und überzeugte ſich, wie weit ſie durch die dreißigjährige Kulturarbeit ſeiner Soldaten und Beamten vorwärts gebracht worden waren. Die achtmalhunderttauſend orthodoxen Serben, die im Lande wohnen, haben durch keinerlei Kundgebung erkennen laſſen, daß ſie den Kaiſer nicht als ihren Herrn anſehen. Und ſeitdem war ſchon mancher Erzherzog dort. Erſt kürzlich wieder Leopold Salvator.

Jawohl, jawohl! Aber es iſt mir dennoch ein peinliches Gefühl, den wichtigſten Mann dieſes Reiches, den Träger unſerer Zukunft, dort zu wiſſen. Die Lage hat ſich ſeither verſchärft, die Serben haben heute zwei ſiegreiche Kriege gegen Türken und Bulgaren hinter ſich, ihr Landhunger iſt gewachſen, ihr Größenwahn nicht mehr zu überbieten. Nach der türkiſchen Seite haben ſie nichts mehr zu fordern, jetzt ſind nur wir ihnen noch im Wege. Alles deutet darauf hin, daß ihre ganze Minierarbeit ſich künftig gegen uns wenden werde.

Umſo wichtiger ſei es, entgegnete man mir, daß der

Digitized by Google

Thronfolger sich endlich in den südslavischen Provinzen zeige. Er werde durch sein Erscheinen auch das katholische kroatische Element kräftigen und der Kirche einen Dienst leisten.

Ach so!

*

25. Juni.

Mein Sohn Stefan ist entzückt von dem Erzherzog. Dieser habe ihn erkannt und angesprochen. Seine Hoheit lasse mich durch ihn grüßen. Auch militärisch schätzt Stefan ihn hoch ein, seine Anwesenheit habe alles zu höchsten Leistungen angespornt. Diese Manöver würden denkwürdig bleiben, meint er.

Seine Postkarte kam heute früh. Und in den Morgenblättern stand, daß die Herzogin von Hohenberg ihrem Gemahl nachgereist wäre. Es sei zwar der Wunsch des Thronfolgers gewesen, daß sie in Konopischt bleibe, sie habe es sich jedoch nicht nehmen lassen, ihn zu überraschen und wäre plötzlich angekommen. Wo der Thronfolger mit ihr erscheine, würden sie beide stürmisch begrüßt. Es werde ein Triumphzug aus dieser Reise.

Das ist eine seltsame Hofnachricht.

Hat die Herzogin Kenntnis erlangt von den warnenden Briefen? Denn ihm hat man sie sicher verheimlicht. Es wäre wohl möglich, daß diese tapfere Frau an seine Seite eilte, weil sie ihn in Gefahr glaubt. Nun, er wird inmitten seiner Armee doch wohl ihres Schutzes nicht be-

Digitized by Google

dürfen. Und man wird ihr das wieder übelnehmen bei Hofe, wird ſagen, ſie wollte da unten ſchon die künftige Kaiſerin ſpielen, die ſie doch niemals werden kann . . . Der Telegraph iſt jedenfalls viel zu geſchwätzig über ihre bosniſchen Triumphe. Sie hätte vielleicht doch daheim bleiben ſollen bei ihren Kindern.

*

26. Juni.

Der Kaiſer hat ſich wieder nach Iſchl begeben. Seine altgewohnte Sommerordnung iſt hergeſtellt und in dem geſegneten Erdenwinkel, in dem er ſeit zwei Menſchenaltern mit allen Kräften ſeines Gemütes wurzelt, wird er volle Geneſung finden. Es iſt ja gerade kein Weltwunder, daß ein Greis von vierundachtzig Jahren aufrecht einhergeht und auch zu der gewohnten geiſtigen Arbeit befähigt iſt, aber bei Franz Joſeph empfindet man das wie ein beſonderes Geſchenk des Himmels. Sein Leben gehört zu den bewegteſten, die wir kennen, das Schickſal hat ihm kein Leid erſpart, aber es brach ihn nicht nieder, es hämmerte ihn zäh und machte ihn widerſtandsfähiger als wir anderen es ſind. Seit ſeinem achtzehnten Jahre trägt er die Krone, die ſeinem Oheim Ferdinand in den Stürmen des Jahres Achtundvierzig zu ſchwer geworden war. Wie oft mag er ſie nicht als Dornenkrone empfunden haben! Aber wir wiſſen, er wird ſie niemals ablegen und den Platz räumen, auf den ihn die Vorſehung geſtellt hat. Franz Ferdinand wird ſich in Geduld faſſen müſſen.

*

Digitized by Google

27. Juni.

Die Abendblätter ſind wieder voll mit Berichten aus Bosnien. Die Manöver ſind abgeblaſen, die Truppen und ihre Führer belobt und jetzt beginnen die Huldigungen. Ein Schranze aus dem Oberſthofmeiſteramt, der mir heute über den Weg lief, zwinkerte mich an und flüſterte: „Das iſt ganz programmwidrig. Das wird ſehr verſtimmen in Iſchl. F. F. (er ſagte „Eff=eff") hatte bloß eine militäriſche Miſſion. Alles andere iſt gegen das Programm. Was will ſie überhaupt dort? Nun, ich gehe nächſtes Jahr in Penſion. Ich werde mit der neuen Wirtſchaft nichts mehr zu tun haben."

*

28. Juni.

Etwas Ungeheures, Unfaßbares iſt geſchehen!

Friedlich ſaßen wir am heutigen Sonntag Vormittag in Wien beiſammen und berieten über unſere kulturelle Kleinarbeit zum Wohl des deutſchen Volkes. Die Lage iſt uns allen bewußt, es gilt nicht, zu erobern, es gilt zu erhalten, zu bewahren. Die nationale deutſche Intelligenz in Öſterreich ſoll heraus aus der ſtudentiſchen Politik vieler Jahre, die zermürbte deutſche Intelligenz in Ungarn braucht einen Nachwuchs, der ungebrochen aus den madjariſierten Mittelſchulen hervorgeht, ein Geſchlecht, das befähigt iſt, ſeinen Mann zu ſtellen, wenn der Träger einer neuen Epoche es ruft. Für Franz Ferdinand arbeiten wir da und dort, für den kommenden Mann dieſes Reiches, der

Digitized by Google

die Deutschen hinter sich sehen will, der sich keine gedeihliche Entwicklung ohne sie denken kann. Er sagte es mir. Und er lobte es, daß ich an den kulturpolitischen Bestrebungen der völkischen Kreise teilnahm. Wir waren nicht unbefriedigt von den Ergebnissen des Jahresberichtes, der uns mitgeteilt wurde und wir vereinigten uns nach der Versammlung im engeren Kreis zu einem gemeinschaftlichen Mahl.

Ein Führer der Deutschen aus Ungarn erhob sich um 1 Uhr zu einem Trinkspruch, der in die hohe Politik hinübergriff. Er knüpfte an einen Artikel eines sozialdemokratischen Abgeordneten an, den dieser in einem ausländischen Blatte habe erscheinen lassen und worin er Österreich-Ungarn als Staat aufgab. Die Monarchie sei kein Organismus, sie sei bloß ein Konglomerat von zufällig zusammengeheirateten Ländern und Völkern, die, mündig geworden, jetzt alle auseinander streben. Kein Mensch werde sie zwingen können, beieinander zu bleiben und das Proletariat sei nicht gewillt, das Kanonenfutter abzugeben für die Erhaltung dieses Staates. Wir nähern uns rapid der Auflösung. „Wie," rief der Redner und seine hellen grauen Augen sprühten Funken, „das soll unsere Lage sein?" Er zerknitterte das Zeitungsblatt in seiner geballten Faust und warf es in eine Ecke.

Und in derselben Minute, da er diesen zersetzenden Phrasen, die er banal und bar jedes geschichtlichen Sinnes nannte, seinen herrlichen Glauben an Österreich entgegensetzte und sein Glas erhob auf seine Zukunft, die alle Zweif-

Digitized by Google

ler und Nörgler beschämen, alle Feinde aber bitter enttäuschen möge, in derselben Minute fielen in Sarajewo zwei Schüsse aus einer Browningpistole und trafen tödlich.

Wir redeten in Wien von der Zukunft, wir bauten Luftschlösser und freuten uns unseres starken Zusammengehörigkeitsgefühls. Nach Tisch strebten wir heimwärts und unser fünf gingen wir im heißen Sonnenbrand gegen die Ringstraße hin, wo jeder die Verkehrsgelegenheit fand, die er brauchte.

Ein Einspännerkutscher, der in der Bellariastraße auf seinem Bock saß und den niemand beachtete, flüsterte mir, während ich an ihm vorüber wollte, ins Ohr: „Gnä Herr, haben S' es schon g'hört?"

„Was soll ich denn gehört haben?" fragte ich gleichmütig zurück und blieb, während meine Begleiter weitergingen, ein wenig stehen.

„No, a Attentat haben s' g'macht auf'n Thronfolger."

„Wo?"

„In Sarajewo!" rief er. „I hab's von ein' Vertrauten*)."

„Und? Und —?"

„Tot sein s' alle zwa. Er und die Herzogin."

„Sie sind nicht gescheit!" rief ich dem Mann zu, aber ich rief auch: „Meine Herrn! Meine Herrn!" und die Freunde sahen sich um und kehrten zu mir zurück.

„Was haben Sie? Was ist Ihnen?" fragten sie, denn

*) Detektiv.

Digitized by Google

ich mußte mich an dem Wagen halten, um nicht umzusinken. Mein Herz tobte.

„War*) er in Prater g'fahren," sagte der Treffliche auf dem Kutschbock. „Was hat er in Sarajewo zu tun g'habt?"

Und da mir die Rede versagte, erzählte er es jetzt auch den Freunden. Die lachten über das unsinnige Gerücht, keiner glaubte es. „I' hab's von ein' Vertrauten!" wiederholte er auch ihnen und war gekränkt über unseren Unglauben.

Ich eilte in das nächste Kaffee und bat meine Begleiter, vor demselben zu warten. Dort rief ich die Redaktion einer befreundeten Zeitung auf. Ich wußte, daß ein Herr immer Dienst hatte, auch an Sonntagen. Ob denn das unsinnige Gerücht wahr wäre, fragte ich. „Alles ist wahr!" tönte es zurück. „Soeben wird die Extraausgabe gedruckt . . . Der Erzherzog und seine Gemahlin sind tot. Einem Bombenattentat sind sie auf der Fahrt nach dem Rathaus entgangen, ein zweiter Attentäter aber erschoß sie auf der Rückfahrt. Sie waren in ein ganzes Netz von Verschwörern hineingefahren."

Wie betäubt war ich, als ich zu den Wartenden auf die Straße hinauskam. Im Kaffee lachten die Gäste, saßen sie an den Kartentischen, spielten sie auf dem Billard, niemand ahnte, was in der Muschel des Telephons nebenan soeben vibriert hatte. Auch hier, auf der Straße, vernahm noch niemand den Tritt des Schicksals, das groß und furchtbar durch dieses Reich schritt.

*) Wäre.

Digitized by Google

Was nun? Was nun?

Die Freunde waren entsetzt von meiner Mitteilung. Die Bestätigung der Nachricht raubte allen die Sprache. Drei eilten fort. Sie wollten telegraphieren, telephonieren, wollten sich die Sonderausgaben verschaffen. Der Redner von Mittag und ich bestiegen die elektrische Straßenbahn. Er wollte heim, ich hinaus in meine Sommerfrische. In der Straßenbahn summte es schon, der Schaffner wußte es, einige Fahrgäste ließen sich's von ihm erzählen und jetzt stieg ein bleicher, junger Mann ein, der ein großes weißes Blatt in der Hand hielt, eine Sonderausgabe.

Da stand es in großen, fetten Lettern zu lesen: Tot! Beide tot! Und ein kaum mannbarer Bube, ein serbischer Gymnasiast, hatte es getan. Und auch der erste Bombenwerfer war nicht älter. „Ist das unsere neue bosnische Generation? Das die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Kulturarbeit?" sagte mein Begleiter. Ich konnte nicht antworten. Mir war, als wäre jetzt alles gleichgültig und nichtig. Ich sah eine Welt vor mir versinken, einen Riesenbau, in dem der Geist einer neuen Epoche wohnte. Sie wird niemals sein! Weggewischt von der Tafel der Geschichte.

Und warum mußte auch sie fallen, die Mutter seiner Kinder? Welch ein Satan hat die Hand dieses Mörders geführt?

„Ein serbischer Gymnasiast," las mein Genosse, dem man jetzt auch eine Sonderausgabe auf die Elektrische hin-

Digitized by Google

aufgereicht hatte, mit scharfer Betonung noch einmal. Und mir fiel der Brief meines Stefan ein. Hatte der nicht eine Ahnung von solchen Möglichkeiten gehabt? „Ob die Fäden dieser Schurkentat nicht wo anders hinführen?" sprach mein Begleiter. „Das kann nur ein bestellter Fürstenmord sein. Wie können diese dummen Jungen ahnen, was Franz Ferdinand bedeutete?"

„Sie mögen recht haben," sagte ich und reichte ihm die Hand zum Abschied, denn ich war an meiner Stadtbahnhaltestelle angelangt. „Aber was dann, wenn sich das erweisen ließe?"

„Dann, lieber Professor, dann kommt, was längst hätte geschehen müssen."

„Es kommt zu spät," sagte ich. „Zu spät!"

Die Straße war schon in Aufruhr. Wie ein dunkles Meer wogte die sonntägliche Menge über den Ring, und die Sonderausgaben der Tagesblätter, die in allen Händen waren, blitzten wie die weißen Schaumkämme auf bewegten Wellen. Ein Summen und Brausen wie ich es nie gehört, ging von diesem Ringstraßenkorso aus, es zitterte und schäumte in allen diesen Menschen. Wenn sich ein Starker ihrer in dieser Stunde bemächtigt, ihrem Unmut und Zorn ein Ziel gewiesen hätte, sie würden mit ihm über jedes Hindernis hinweggestürmt sein zu Taten der Vergeltung. Wer weiß, ob nicht solch eine Stunde noch für uns kommt. Diese gräßliche Untat muß irgendwelche Folgen haben. Es kann nicht sein, daß die Welt über sie zur Tagesordnung hinwegschreitet. Das ist kein Mord wie ein anderer,

Digitized by Google

das ist eine Vergewaltigung der Geschichte dieses Staates und aller seiner Völker. Wer das angestiftet haben sollte, sei er wer immer, der muß zerschmettert werden.

*

29. Juni.

Als ich gestern vor Sonnenuntergang heimkam in unser Sommerdorf, wußten's schon alle. Die Ausflügler hatten die Extrablätter hinausgebracht und einer rief die Sensation dem andern zu. Aber ich gewann nicht den Eindruck, daß die Leute eine Ahnung hatten von der Bedeutung des Ereignisses. Es war ihnen nicht mehr als eine der vielen Katastrophen, von denen das Kaiserhaus im Laufe der Jahre betroffen wurde. Da der Kronprinz Rudolf durch einen noch heute unaufgeklärten Mord oder Selbstmord endete, da die Kaiserin Elisabeth von einem italienischen Anarchisten ermordet wurde, und beide dem Herzen des Volkes viel näher standen als Franz Ferdinand und seine Gemahlin, so nahm man auch diese Bluttat ohne sonderliche Bestürzung hin. Der Eindruck wurde nur verstärkt durch die Tatsache eines Doppelmordes. Viele hatten sich eine parteimäßige Meinung über den Thronfolger gebildet, die sie blind machte, dem einen war er zu klerikal, dem andern mißfiel die tschechische Gemahlin, dem dritten war der Erzherzog fremd geblieben, er wußte zu wenig von ihm. Und das alles stritt jetzt gegen das Menschliche des Falles, es ließ keine reine, volle Teilnahme durchdringen. Mich erbitterte diese Wahrnehmung. War ich denn der

Digitized by Google

Einzige, der das Weltgeschichtliche, das sich da begeben hatte, begriff? Wenn es wahr wäre, was man seit Jahren über die Monarchie verbreitete, was müßte denn jetzt eintreten, wenn der Greis in Ischl zusammenbräche unter der Wucht dieser Nachricht aus Sarajewo? Es steht ja ein sehr sympathischer junger Prinz hinter Franz Ferdinand als nächster Anwärter auf den Thron, Erzherzog Karl, der Sohn Ottos, aber ist er denn vorbereitet für solch eine Aufgabe? Und wo ist der eine Mann, den jede geschichtliche Aufgabe, die gelöst sein will, fordert? Ich sehe ihn nicht, der junge Erzherzog stünde allein gegenüber einem gründlich zerstrittenen und zerklüfteten Völkerstaat, von dem alle Gegner erwarten, daß er sich nächstens auflöse.

Der Mann, der berufen war, ihn fester zusammenzufassen als je, der ihn verjüngen wollte durch seine Energie, er ist dahin.

Und das fühlten diese Menschen nicht? Sie haben keine Witterung für das Ungeheure, das dem tausendjährigen Österreich droht? O Stumpfsinn, wie weit ist doch dein Reich!

*

Die Zeitungen, die heute, am Peter- und Paulstag, nicht erscheinen wollten, sind sämtlich da. Sie erweisen sich der Lage gewachsen, sie ziehen die tiefsten Register. Vielleicht gelingt es ihnen, die Gemüter aufzurütteln und die verdrehten Köpfe wieder in die richtige Haltung zu bringen. Dieser Staat braucht heute eine einheitliche Stimmung, ein großes Gesamtgefühl.

Digitized by Google

Dem alten Kaiser hat man die schreckliche Nachricht mit möglichster Schonung mitgeteilt. „Bleibt mir denn wirklich gar nichts auf dieser Welt erspart!" rief er, sein Schicksal anklagend, in tiefster Erschütterung aus. Es waren fast dieselben Worte, wie nach der Ermordung der Kaiserin . . . Und er winkte alle fort, er wollte allein sein. Niemand bekam ihn mehr zu Gesicht an diesem denkwürdigen Tage.

30. Juni.

Alle Welt frägt sich, wie es denn möglich war, daß solch eine Tat geschehen, daß ein Bube sozusagen inmitten des Heeres seinen Höchstkommandierenden ermorden konnte. War man zu sorglos? Hat die Polizei ihre Pflicht nicht getan? Langsam hellt sich das Dunkel auf. Franz Ferdinand fuhr vom Konak mit seiner Gemahlin durch die festlich beflaggte Stadt nach dem Rathaus und das Publikum begrüßte ihn stürmisch. Plötzlich flog aus den Reihen dieses Publikums ein Gegenstand auf ihn zu, den er mit dem Arm abwehrte. Die Bombe platzte hinter dem Auto und verwundete einen Adjutanten, der im zweiten Wagen saß. Der Attentäter wurde festgenommen, der Verwundete in das Krankenhaus gebracht, der Thronfolger aber setzte seine Fahrt fort. Voll Heftigkeit trat er im Rathaus dem Bürgermeister entgegen, der ihn mit einer huldigenden Ansprache begrüßen wollte. „Das sind ja schöne Sachen, Herr Bürgermeister! Man kommt als Gast in Ihre Stadt und wird hier mit Bomben empfangen? Seit wann ist das hier Landesbrauch?"

Digitized by Google

Als der bestürzte Bürgermeister etwas erwidern wollte, sagte der Thronfolger schroff: „Jetzt halten Sie Ihre Rede!"

Und so geschah es, der Huldigungsakt vollzog sich programmäßig und der Erzherzog gab die Antwort, die er vorbereitet hatte. Man konnte eine Weile glauben, es wäre nichts geschehen. Die Herzogin nahm indessen im oberen Saal des Rathauses die Huldigung der Damen von Sarajewo entgegen, aber da und dort kam zuletzt doch das Gespräch auf das schmerzliche Ereignis und die Damen beschworen die Herzogin, auf den Thronfolger einzuwirken, daß die Rückfahrt nicht angetreten werde, ehe nicht die Straße gesäubert wäre von allen Verdächtigen. Es drohen sicher weitere Anschläge. . . Bleich und verstört erschien die Herzogin bei ihrem Gemahl, der sich mehrere Herren der Gemeinde und der Landesverwaltung hatte vorstellen lassen. Sogleich war der Thronfolger an ihrer Seite, „Was ist dir, Sophie? Hat es dich so angegriffen?"

„Fahre nicht zurück! Nicht zurück . . ." hauchte sie.

„Fasse dich," sagte er leise. „Der Bursche ist schon versorgt."

Der Landeskommandierende, der erriet, was da gesprochen wurde, trat vor und sagte: „Kaiserliche Hoheit, ich bitte um die Erlaubnis, die Straße räumen zu lassen."

Franz Ferdinand sah ihn mit großen, bitterbösen Augen an. Alle, die diesen seltsamen Blick sahen, lasen darin den Vorwurf darüber, daß man ihn frage, daß man ihn zu einer Handlung veranlassen wolle, die schon geschehen sein konnte, die aber er selber nimmermehr befehlen durfte.

Digitized by Google

„Franzi!" hauchte die Herzogin an seiner Seite.

„Nein!" sagte er. „Das Programm wird durchgeführt."

Als der Thronfolger Arm in Arm mit seiner Gemahlin vor dem Portal des Rathauses erschien, wurde er mit „Zivio=" und Hochrufen begrüßt. Er half der Herzogin, von der man sagte, sie sei einer Marmorstatue ähnlicher gewesen als einem Menschenbilde, sie hätte keinen Tropfen Blut in den Wangen gehabt, ritterlich in den Wagen. Dann stieg er selbst ein. Er biß die Lippen zusammen, sah mit finsteren Augen die beflaggte Straße hinab und salutierte niemandem dankend für die Begrüßung, die ihm zuteil wurde. Die neben ihm standen, sagen, es hätte ihn ein kleiner Schüttelfrost befallen, als er einstieg. Er ahnte, was ihm bevorstand.

Wohin die Fahrt gehen sollte, hatte man ihn gefragt, und er befahl, nach dem Krankenhaus zu fahren, er wollte seinen verwundeten Adjutanten besuchen.

Fest schmiegte sich die Herzogin an den schweigenden, starr vor sich hinblickenden Gemahl, sie fühlte, daß etwas geschehen würde und daß sie ihn decken müsse mit ihrem Leibe. Und der tollkühne Graf Harrach vom Automobilkorps hatte sich gegen alle höfische Etikette burschikos auf das Trittbrett des Wagenschlages geschwungen und fuhr so, stehend, mit. Auch er wollte als Deckung dienen. Aber der Bube, der alsbald seine Browningpistole nach dem Wagen abbrannte, nahm das Opfer des Grafen nicht an, er traf den Erzherzog in den Hals, und der zweite Schuß

Digitized by Google

durchschlug das Leder des Wagens und bereitete der Herzogin eine tödliche Wunde in den Weichen, an der sie innerlich verblutete. Aufrecht fuhren sie noch eine Weile dahin, während Graf Harrach vom Trittbrett gesprungen war, um den Mörder zu packen. Franz Ferdinand, der fühlte, was ihm geschehen war, aber nicht ahnte, weshalb seine Gemahlin ihm plötzlich so schwer an die Brust sank, flüsterte noch sterbend: „Sophie . . . unsere Kinder . . ." Dann knickte auch er vornüber und das Auto brachte zwei Tote in den Konak des Landeskommandierenden zurück.

*

9. Juli 1914.

Ich bin sehr krank. Nie werde ich mich von diesem Erlebnis erholen. Aber buchen will ich noch, was zu buchen ist.

Der tiefgebeugte Kaiser weilte nur einen einzigen Tag in Ischl, er begab sich schleunigst nach Wien zurück. Man sollte ihn auf seinem Posten finden. . . . Und man brachte auch die Ermordeten heim. Das spanische Hofzeremoniell, das die Lebenden bei Hofe stets trennte, verbot auch den Toten die Gemeinsamkeit. Niemals war eine morganatische Gemahlin in der Hofburgkapelle aufgebahrt worden. Das war undenkbar! Und man wollte ihre Leiche in eine andere Kirche verweisen und zwei Begräbnisse veranstalten. Der Kaiser aber befahl, daß die beiden Untrennbaren auch im Tode beieinander bleiben sollten. Und sie wurden gegen das Hofzeremoniell gemeinsam aufgebahrt in der Hofburgkapelle.

Digitized by Google

Aber zu besiegen waren die unter dem Kommando des Fürsten Montenuovo stehenden Hofzeremoniäre nicht, sie setzten infolge dieser Gemeinsamkeit des Thronfolgers mit der Herzogin von Hohenberg ein Begräbnis durch, das ihrer, aber nicht seiner Würde angemessen war. Ein Hofbegräbnis dritter Klasse nennt es Graf Adalbert Sternberg, der öffentlich, in den Zeitungen, einen wahren Entrüstungsfeldzug gegen dieses ebenso unehrerbietige wie unvolkstümliche Verfahren führt. Der deutsche Kaiser wollte zu diesem Begräbnis kommen und auch zahlreiche andere Potentaten wurden schon genannt. Man winkte von Wien aus ab. Der alte Kaiser sollte geschont werden. Und da es in Wien von serbischen Spionen wimmelt, zögerte auch die Polizei angeblich, die Verantwortung für eine solche Versammlung von Fürstlichkeiten zu übernehmen. Franz Ferdinand war der Oberkommandierende der Armee. Aber auch sie wurde von dem Begräbnis ausgeschaltet — denn die Herzogin konnte doch nicht mit einem solchen militärischen Pomp begraben werden! Die Anwesenheit des zweiten Sarges, den man nun einmal nicht unsichtbar machen konnte, belastete das Ansehen des Thronfolgers noch im Tode. Der morganatischen Gemahlin, die auf den Hofbällen die letzte war, konnten doch nicht jetzt kaiserliche Ehren erwiesen werden. Das spanische Hofzeremoniell kennt keine Gefühlspolitik. Sehr gemäßigt drückt Graf Sternberg dies in einem heutigen Blatte also aus: „Was wir bedauern, ist, daß jene Organe, welche berufen sind, das Gefühl mit der Macht in Einklang zu bringen und

Digitized by Google

die Brücke zu bilden zwischen den großen Forderungen des Staates und den natürlichen Empfindungen des Volkes, fehlen." Und so schlugen die armseligen Marionetten, die am Buchstaben kleben, allen Gefühlen des Volkes ins Gesicht und beraubten diesen Staat um eine Kundgebung, die einzig in ihrer Art hätte werden können.

In aller Stille sind die beiden Särge in der Gruft von Artstetten beigesetzt worden, die der ahnungsvolle Thronfolger sich früh genug selbst gebaut hatte.

Seinen drei verwaisten Kindern wendet sich alle Teilnahme zu. Wo gehören die Armen hin? Auch sie stehen außerhalb des Kreises, in den ihre Mutter eindringen wollte.

*

20. Juli.

Die Untersuchung in Sarajewo förderte alles zu Tage, was geschah und wie es geschah. Von Belgrad kamen die Mörder, aus den Depots der serbischen Armee stammten die Bomben. . . . Und Jubel herrscht in Serbien über die gelungene Tat. Wie die Besessenen höhnen und spotten sie. Wir werden uns ja wieder nicht trauen, sagen sie . . . Wer sieht da nicht, was jetzt geschehen muß? Und nun zögert man noch? Er wollte keinen Angriffskrieg. Da müsse weiß Gott was geschehen, sagte er. Ist denn jetzt nicht genug geschehen?

22. Juli.

Nur die Ernte soll eingebracht werden, flüstert man. Nur noch ein paar Tage Geduld . . .

Digitized by Google

Fürſt Max von Hohenberg

Fürſtin Sophie von Hohenberg

Fürſt Erneſt von Hohenberg

Die Kinder des Erzherzogpaares Franz Ferdinand

Originalphotos k. u. k. Hofatelier Kosel, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

26. Juli.

Unser Ultimatum an Serbien ist unterwegs. Ein prachtvolles Dokument! So mannhaft können wir also noch reden? Das treffen wir noch? Binnen achtundvierzig Stunden fordern wir die Annahme all unserer Bedingungen oder es gibt Krieg. Von einer Annahme dieser Bedingungen, die Serbien völlig entmündigen und es künftig unserer Aufsicht unterstellen würden, kann gar nicht die Rede sein. Nur wenn Rußland neuerlich zurückwiche . . . Es wird aber nicht . . . Wir haben acht Armeekorps gegen Serbien mobilisiert, die Begeisterung ist groß.

*

30. Juli.

Krieg! Krieg! Krieg!

Rußland deckt Serbien, es duldet nicht, daß wir uns Genugtuung holen für alles, was wir gelitten haben seit Jahren . . .

Aber Kaiser Wilhelm tritt an unsere Seite. In Not und Tod sind wir vereint, mag kommen was da will. In Berlin singen sie das „Gott erhalte", in Wien „Deutschland, Deutschland über alles" . . .

*

2. August.

Und es ist ein Großes geschehen . . . Ich kann die Feder kaum mehr führen, die Freude sprengt mir das Herz, das der Schmerz nicht ganz zu knicken vermocht hat: Die-

Digitized by Google

ſes zerklüftete, dieſes zerſtrittene, dieſes in ſich ſcheinbar zerfallene Reich iſt einig, einig, einig — alle Völker bekennen ſich zu ihm und wollen dieſen frevelhaft erzwungenen Krieg. Sie jubeln ihm entgegen wie einer Erlöſung von langer Pein. Oh, Franz Ferdinand — hätteſt du doch dieſen ſchönſten Tag erlebt!

Niemand weiß, welche Aufgabe das Schickſal ihm zuwies in dieſer Welt. Es war Franz Ferdinand nicht vergönnt, für dieſen Staat zu leben, aber er durfte ſterben für ihn. . . . Und ſein Todesopfer hat ein Wunder bewirkt, ein Wunder, auf das niemand mehr hoffte . . .

Glück auf, mein Öſterreich!

Digitized by Google

834M887
OF
MAY 1 1969

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils
834M887 OF
Franz Ferdinands Lebensroman; ein Dokume
3 1951 002 009 370 J

Me

1. **Erwin Rosen, Der** . 35. Aufl. Geheftet M. 6.50,
2. **Napoleons Unter** von F. M. Kircheisen. In 4 l et M. 6.50, gebunden M. 9.—.
3. **Papst Alexander VI. und sein Hof.** Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus herausgeg. von Ludwig Geiger. 9. Aufl. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 9.50.
4. **Helene Scharfenstein, Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin.** 14. Aufl. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 9.50.

5/6. **Die Irrfahrten des Daniel Elster.** Student — Philhellene — Musikant. Neu bearbeitet und herausgegeben von Hanns Martin Elster. 2 Bde. Geheftet M. 11.—, gebunden M. 16.—.

7. **Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika.** II. Teil. 27. Aufl. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.
8. **J. F. Castelli, Aus dem Leben eines Wiener Phäaken. 1781—1862.** 2. Aufl. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.50.

9/10. **Franz Xaver Bronner, Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit.** Von ihm selbst erzählt. 2. Aufl. 2 Bde. Geheftet M. 11.—, gebunden M. 16.—.

11. **Napoleons Untergang.** Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. In 4 Bänden. II. Band: **1813.** 3. Aufl. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.
12. **Ritter Gründorf von Zebegény, Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866.** 3. Aufl. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.50.

13/14. **Wenzel Krimer, Erinnerungen eines alten Lützower Jägers.** 3. Aufl. 2 Bde. Geheftet M. 11.—, gebunden M. 16.—.

15. **Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika.** III. Teil. 25. Aufl. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.

Fünfte Serie Band 1—10

1. **Napoleons Untergang.** Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. In 4 Bänden. III. Band: **1814.** 2. Aufl. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.
2. **Mary Antin, Vom Ghetto ins Land der Verheißung.** 2. Auflage. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 9.50.
3. **Rohrer-Rottauscher, Als Venedig noch österreichisch war.** Erinnerungen zweier Offiziere. 4. Auflage. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.50.
4. **Friedrich Freksa, Der Wiener Kongreß.** Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern. 2. Auflage. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.
5. **Napoleons Untergang.** Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. In 4 Bänden. IV. Band: **1815.** Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—.
6. **Ali Pascha, Tyrann von Albanien.** Erinnerungen an seine Regierung von Ibrahim-Manzour-Efendi. Herausgegeben von Dr. E. Schulz. 2. Auflage. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 8.—.
7. **W. Weressájew, Bekenntnisse eines Arztes.** 7. Auflage. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 8.—.
8. **Kurt Faber, Unter Eskimos und Walfischfängern.** Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. 11. Auflage. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.—.
9. **Ernst Haun, Jugenderinnerungen eines blinden Mannes.** Mit Geleitwort von Heinrich Lhotzky. 4. Auflage. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 9.—, in Halbfranz M. 12.—.
10. **Franz Ferdinands Lebensroman.** Ein Dokument unserer Zeit. Den Tagebüchern eines seiner Lehrer und vertrauten Berater nacherzählt. Geheftet M. 7.50, gebunden M. 10.—, in Halbfranz M. 13.—.